BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland 200 Jahre J. P. Hebel 40. Jg. 1960 Heft 1/2, Mai

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg i. Br.

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND
39. Jahrgang / Heft 1/2 / Mai 1960

IM AUFTRAG des
Landesvereins
Badische Heimat e. V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung
herausgegeben von
Prof. Dr. H. Schwarzweber
Freiburg i. Br.
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich und wird den Mitgliedern frei geliefert.

Jahrespreis durch den Buchhandel
mit Ekkhart-Jahrbuch DM 14.—
ohne Ekkhart-Jahrbuch DM 12.—

Jahresbeitrag
für Einzelmitglieder . . DM 8.50
für Körperschaften . . DM 15.—

Freiwillige Mehrleistungen werden dringend erbeten u. herzl. verdankt. Sie dienen restlos zum Ausgleich der gesteigerten Kosten und zur Erleichterung für wirtschaftlich schwache Mitglieder.

Mitglieder, werbt neue Mitglieder! Für ein Neumitglied ein schönes Buch, für zwei Neumitglieder Erlaß eines Jahresbeitrages! Schenkt die Mitgliedschaft zu Festen! Badener, werdet Mitgl. der Badischen Heimat!

Einbanddecken zu DM 2.50 für die Jahrgänge 1950/51, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958 und 1959 sind vorrätig mit und ohne Ekkhart.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift sind an den Landesverein Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstr. 12, zu richten. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins:
Postscheckkonto Karlsruhe 16468
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br.
Deutsche Bank Freiburg i. Br.
Städt. Sparkasse Freiburg, Girokonto 320

INHALT

Hebel ohne Ende. *Gedicht von Hermann Burte* . . . 2
J. P. Hebel über sich selbst 3
J. W. Goethe über Hebels Alemannische Gedichte . . . 4
Goethe liest Hebels „Unverhofftes Wiedersehen" vor . 6
J. P. Hebel zum 100. Todestag. *Von Walter Benjamin* . 7
J. P. Hebel, der Mann und sein Werk. *Von Gottlieb* † . 11
Über Hebels Frömmigkeit. *Von Erwin Kiefer* 17
J. P. Hebels „Biblische Geschichten". *Von Otto Frommel* . 21
Lebensspuren Hebels. *Von Walther Osterrieth* 31
Hebels Karlsruher Gymnasium. *Von Wilh. Zentner* . . 45
Die Hebelmutter Ursula. *Gedicht von Gertrud Albrecht* . 57
Aus Hebels Erlanger Studentenzeit. *Von F. A. Pietzsch* . 58
Hebelisches Land. *Gedicht von Hedwig Salm* 60
Schauspielerin und Kirchenrat. *Von Elfriede Gottlieb* . . 61
An das Hebelhaus zu Hausen. *Gedicht von Hedwig Salm* 67
Hebel und Wessenberg. *Von Wilhelm Zentner* . . . 68
Altersschrift Hebels. *Von Walther Osterrieth* 74
Im Hebel sy Helge. *Gedicht von Hubert Baum* 75
J. P. Hebel als Prüfungskommissar. *Von K. Schwab* . . 76
Hebelverwandte im Wiesental. *Von Richard Nutzinger* . 80
Hebels Heimat. *Gedicht von Max Rieple* 82
J. P. Hebels Geburtshaus in Basel. *Von C. A. Müller* . . 85
Hebelland in der Schweiz. *Von Otto Kleiber* 98
Zum Hebelgymnasium in Lörrach. *Von A. Baumhauer* . 102
J. P. Hebel, der Bettler, mit *Übertragung von R. Gäng* . 109
Das Wiesental zur Zeit J. P. Hebels. *Von Karl Seith* . . 111
Die Hebelstätten im Markgräflerland. *Von K. Poltier* . 125
Lebendige Hebelheimat. *Gedicht von Hedwig Salm* . . 138
Kandern und das Rebland. *Von A. Eisele* 139
Hebel und das Rebland. *Von Hermann Schäfer* . . . 146
Hebel, der milde Schutzgeist. *Von Emil Baader* . . . 152
Stunden in Hebels Geist. *Von Hermann Wiedtemann* . . 155
Hebels Karlsruher Ausstellung. *Von O. E. Sutter* . . . 158
Ein norddeutscher Nachfolger J. P. Hebels. *Von V. Schupp* 162
Hebel, Großvater, Mutter und ich. *Von H. Bischoff* . . 168
J. P. Hebel auf allen Wegen. *Von Franz Schneller* . . . 170
Unvergänglicher J. P. Hebel. *Von Richard Gäng* . . . 175
Mein Weg zu J. P. Hebel. *Von Adolf Glattacker* . . . 189
Bruno Schley und seine Markgräfler Blätter. *Von R. Feger* 196
Was Hebel war. *Gedicht vom Abiturienten H. Burte* . . 203
G. F. N. Sonntag. *Von Engelbert Strobel* 204
Hebels Abschied von Lörrach. *Gedicht von Hermann Burte* 205
Dr. Carl Christian Gmelin. *Von Engelbert Strobel* . . . 206
Aus Hebels letzten Tagen. *Erzählung von H. Vortisch* . 208
Erinnerungen an den Hirschen in Lörrach. *Von H. Pflüger* 209
Der Wächterruf. *Eine Hebelerzählung von R. Schneider* . 226
Zwei Hebelerzählungen. *Von Hermann Vortisch* . . . 229
An Burte. *Gedicht von Hubert Baum* 238

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland - 200 Jahre Johann Peter Hebel - 40. Jahrgang 1960. Heft 1/2

Johann Peter Hebel, 1760—1826 Stahlstich von Eduard Schuler, Carlsruhe, C. F. Müllersche Hofbuchhandlung

Hebel ohne Ende

Hät Äine gmaint, jetzt haig er alles gſait —
Er muß am Ènd wohl zue nem ſelber ſage:
Rüch iſch dä Geiſt, ne Ba mit vile Lage,
mengs iſch in tiefe Bode abegleit.

Äm Äfang dunkts aim chinderliichte Bſcheid,
notno würds ſchwer, me möchti ſchier verzage:
Nie würd me feerig mit em Bücki trage.
So mannigfaltig hat er blüeiht und trait.

Treu, rain und recht, ä luteri Natur —
ring, ohni Müeh, wie's Otme goht ſy Schribe,
us Liebi und Verſtand für d' Kreatur.

Es duet en aber au ne Wille tribe
bis in die höchſti Chunſt, im Schaffe pur,
er libt und lebt, ſy Werch würd ewig bliibe.

Hermann Burte

Johann Peter Hebel über sich selber

Aus einer nie gehaltenen Antrittspredigt vor einer Landgemeinde (verfaßt um 1820).

. . . Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in den vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl, ich bin nie reich gewesen; ich habe gelernt nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig. Diese Vorbedeutung von dem Schicksal meiner künftigen Tage hat mir mein Gott in meiner Kindheit gegeben. Schauet zurück in eure vergangenen Tage: ist's nicht also, daß Gott manchem schon in seiner Kindheit ein Wahrzeichen seines Lebens gibt? Ist nicht die Kindheit der verborgene Keim, aus welchem nach und nach der reiche Baum des Lebens mit allen seinen Leiden und Freuden sich auseinanderschlägt?

Ich habe schon in dem zweiten Jahre meines Lebens meinen Vater, in dem dreizehnten meine Mutter verloren. Aber der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt; sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren. — O, meine Freunde, Väter und Mütter! gerne laß ich dies meine erste Ermahnung sein, die ich an dieser Stätte an euch tue: Laßt das irdische Wohl eurer Kinder eure große Sorge sein; aber macht ihre Erziehung zur Gottseligkeit zu eurer größten Sorge! Das ist das Erbteil, das nimmer trügt, nimmer verzehret wird, das in unsern Herzen wächst und unser Herz täglich reicher macht und am Ende noch am reichsten.

Gott hat mir an Elternstatt wohltätige Berater meiner Jugend und treue Lehrer der weltlichen Weisheit und des geistlichen Berufes gegeben. Sie schlafen im Frieden; aber ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich ihrer gedenke. Ich erhielt die Weihe des geistlichen Berufes. An einem friedlichen Landorte, unter redlichen Menschen als Pfarrer zu leben und zu sterben, war alles, was ich wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den heitersten und in den trübsten Augenblicken meines Lebens immer gewünscht habe. Aber, o Gott, auf welchem langen Umweg hast du mich an das Ziel meiner Wünsche geführt! Eilf Jahre lang, bis in das einunddreißigste meines Lebens, wartete ich vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias sagt, „gleich einem Baume oben auf einem Berge und einem Panier oben auf einem Hügel". Da war es wohl an mir getan, daß mich Gott gelehrt hatte, arm sein und nichts haben. —

Doch ich wurde unversehens in die Residenz berufen, aber zu keinem Pfarramt. Ich bin von Stufe gestiegen zu Stufe, aber nie zu einem Pfarramt. Ich habe vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wiedersehe. Manche von ihnen stehen schon lange in geistigen Ämtern, und manches fromme Wort, das ich hie und da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott, es trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne daß ich's weiß. O Freunde, was wir Gutes tun, was ihr Gutes tut in Wort und Tat, es ist nicht verloren. Wir sehen nicht, wohin der Wind das Samenkörnlein wehet; aber Gottes Auge folgt ihm nach und begleitet es mit seinem Segen. —

Ich habe die Liebe und Achtung vieler guten Menschen, ich habe das Vertrauen und die Gnade unserer Fürsten genossen. Ich bin Mitglied der obersten Kirchenbehörde geworden. Ich bin zuletzt mit einer in unserer vaterländischen Kirche noch nie erhörten Würde geehrt worden und mit Fürsten im Rat gesessen. So bin ich an einer unsichtbaren Hand immer höher hinan, immer weiter von dem Ziel meiner bescheidenen Wünsche hinweggeführt worden; und als ich am weitesten glaubte entfernt zu sein, war ich am nächsten. Was ich im zwanzigsten Jahre meines Lebens bald zu erlangen hoffte, gab mir Gott im sechzigsten. Mach's mit mir, o Herr, mach es mit uns allen, wiewohl wunderlich, durch Christum den Herrn nur seliglich. Ja, meine Freunde, die Wege, die uns Gott führt, sind oft wunderbar und unerforschlich seine Absichten; aber sie sind gegründet in der Tiefe des Reichtums, beides, seiner Weisheit und seiner Erkenntnis.

Meine Freunde, ich habe euch mit wenigen Linien den Weg gezeigt, auf welchem mein Gott mich zu euch geführt hat. Ich bin ein Mensch, nicht ohne Schwachheit und Fehler; sonst wäre ich Adams Kind nicht. Aber ich bemühe mich, täglich völliger zu werden; sonst wäre ich Christi Jünger nicht . . .[1]).

[1]) Nach „Johann Peter Hebels Werke", Bd. I S. 551 ff. Hgg. von Wilhelm Altwegg, Atlantis Verlag (1958).

Johann Wolfgang Goethe über Hebels Alemannische Gedichte

in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom 13. Februar 1805.

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem Oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eigenen Platz auf dem Deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwey entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachstum und Bewegung ihr Leben aussprechen und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der anderen Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zur Hülfe, und wie er dort seine Körper für einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Überzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike, oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere, göttergleiche Naturen als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert auf die naivste, anmutigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oesterreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauernmädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen . . .

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu Gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind, der Winter, der Jänner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden . . .

Deutet nun der Verfasser an allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Tätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerte, was die ganze Natur ausspricht, so gibt es noch andere Gedichte, die zwar directer, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Kanderer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hierher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben Jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Überhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren, und so in einem höheren Sinne erbaut seyn will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne . . .

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu Statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herübergenommen, Worte von einem, zwey Buchstaben, Abbreviationen, Kontractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Konstructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat . . .

Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei, und empfehlen noch einmal angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen[1]).

[1]) Johann Peter Hebel, Alemannische Gedichte, Karlsruhe 1947, Verlag C. F. Müller. Nachwort von M. Letsch, S. 137 ff.

Goethe liest Hebels Kalendergeschichte „Unverhofftes Wiedersehen" vor.

„Neulich hat uns Wolff bei Frau von Schardt ein paar Lieder von Hebel deklamiert. — Die Geschichte von dem Bergmann in Falun hat uns der Geheimrat Goethe in einer Gesellschaft vorgelesen. Wir haben alle geweint. So rührend hat er es mit seiner schönen Stimme gelesen. Er sagt: es sei die erste Geschichte in allen 42 Taschenbüchern, die in dieser Messe erschienen sind."

So schrieb Charlotte von Schiller am 23. 11. 1810 an ihren Sohn Karl. Die Kalendergeschichte scheint Goethe so bald nicht mehr losgelassen zu haben. Denn noch ein halbes Jahr später, am 27. 5. 1811, schreibt Schillers Witwe an Karl:

„Mache doch die Tante aufmerksam auf die Geschichte des schwedischen Bergmanns, die so prächtig erzählt ist. Geheimrat Goethe kann sie nicht genug lesen und loben."

Aus: Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung von K. Schmidt. Paderborn 1893, S. 62 f. Zitiert nach „Goethes Gespräche", hgg. von F. v. Biedermann, 2. Aufl. (1909), 2. Bd., S. 100, Nr. 1355 u. 1355a.

Johann Peter Hebel zu seinem 100. Todestag

Von Walter Benjamin

Ein Wort zur Einführung

Dem freundlichen Entgegenkommen des Suhrkamp-Verlags verdanken wir die Möglichkeit, die in der „Badischen Heimat" vereinigte Gemeinschaft der Hebelfreunde mit Walter Benjamins bedeutendem Essay bekannt zu machen, der 1926 zu Hebels 100. Todestag im „Berliner Börsenkurier" erschien und trotz seiner Aufnahme in Benjamins „Schriften" (2 Bände, 1955, Suhrkamp) wohl vielen Verehrern unseres alemannischen Dichters entgangen sein dürfte. Über den Verfasser, der 1892 in Berlin geboren wurde, äußerte sich einer unserer Größten. Hugo von Hofmannsthal nennt Benjamins Abhandlung „Goethes Wahlverwandtschaften" einen „schlechthin unvergleichlichen Aufsatz" und fährt fort: „Ich kann nur sagen, daß er in meinem inneren Leben Epoche gemacht hat und daß sich mein Denken, soweit nicht die eigene Arbeit alle Aufmerksamkeit erzwingt, kaum von ihm hat lösen können. Wunderbar ist mir — um von dem scheinbar „Äußeren" zu sprechen — die hohe Schönheit der Darstellung bei einem so beispiellosen Eindringen ins Geheimnis; diese Schönheit entspringt aus einem völlig sicheren und reinen Denken, wovon ich wenig Beispiele weiß. Sollte dieser Mann ein jüngerer, etwa weit unter meinen Jahren sein, so wäre ich von dieser Reife aufs Äußerste betroffen" (Brief vom 20. 11. 1923 an Florens Chr. Rang, Die Neue Rundschau 1959, S. 440). Im Jahre 1934 mußte Benjamin in die Emigration — nach Paris — gehen, und in der Nacht vom 26. September 1940 nahm er sich auf der Flucht vor den Schergen beim Übergang über die Pyrenäen im spanischen Grenzort das Leben. — Auch wer sich von uns nicht dazu verstehen kann, dem im Schlußsatz genannten Verfasser des „Tristram Shandy", Laurence Sterne, das Attribut der Unsterblichkeit zuzuerkennen, wird diese wenigen Seiten in dem Schrifttum über Hebel nicht missen wollen. Walther Osterrieth

Wenn man heute, an seinem 100. Todestage, J. P. Hebel nicht als „Verkannten" ausgraben und dem öffentlichen Interesse empfehlen kann, ist das weit mehr sein eigenes Verdienst als das der Nachwelt. Verdienst der souveränen Bescheidenheit, die auch postum in eine solche Rolle sich nicht schicken würde und ein Jahrhundert um die Einsicht betrog, im „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" eines der lautersten Werke deutscher Prosa-Gold-Schmiederei zu besitzen. Schuld aber dieses 19. Jahrhunderts, dieser Nachwelt, wenn solche Einsicht neu oder gar paradox klingt — des schauerlichen Bildungshochmuts, der den Schlüssel dieser Schatulle unter Bauern und Kinder verworfen hat, weil Volksschriftsteller nun einmal hinter jedem noch so gottverlassenen „Dichter" rangieren. Zumal, wenn ihre Quelle im Dialekt fließt. Und — zugegeben — eine trübe, im Fall, daß sie verstockt, sich selber genug sei, eitel gegen das Schrifttum der Nation, borniert gegen Gehalte der Menschheit sich abheben will. Doch Hebels aufgeklärter Humanismus schützte ihn davor. Nichts liegt der provinziell beschränkten Heimatkunst ferner als der erklärte Kosmopolitismus seiner Schauplätze. Moskau und Amsterdam, Jerusalem und Mailand bilden den Horizont eines Erdkreises, in dessen Mitte — von rechtswegen — Segringen, Brassenheim, Tuttlingen liegen. So steht es um alle echte, unreflektierte Volkskunst: sie spricht Exotisches, Monströses mit der gleichen Liebe in gleicher Zunge aus wie die Angelegenheiten des eigenen Hauswesens.

Das schauend aufgerissene Auge dieses Geistlichen und Philanthropen bezieht sogar das Weltgebäude selber der dörflichen Oekonomik noch ein, und Hebel handelt von Planeten, Monden und Kometen nicht als Magister, sondern als Chronist. Da heißt es etwa von dem Mond (der nun mit einemal als Landschaft wie auf dem berühmten Bilde von Chagall vor einem steht) „Der Tag dauert dort an einem Ort so lange als ungefähr zwei von unseren Wochen und ebenso lange die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in achtnehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt 223 zu schlagen oder 309". Daß dieses Mannes Lieblingsschriftsteller Jean Paul war, fällt nach solchen Sätzen nicht schwer zu erraten. Versteht sich, daß solche Männer, „zarte" Empiriker nach Goethes Wort, weil ihnen alles Faktische schon Theorie, zumal jedoch das anekdotische, das kriminelle, das possierliche, das lokale Faktum als solches schon moralisches Theorem war, einen höchst sprunghaften, skurrilen, unableitbaren Kontakt mit der ganzen Breite des Wirklichen hatten. Jean Paul empfiehlt für Säuglinge in der „Levana" Branntwein und verlangt, daß sie Bier kriegen. Viel unanfechtbarer stellt Hebel Verbrechen, Gaunereien, Bubenstreiche in das Anschauungsmaterial seiner Volkskalender ein. Und hier, wie sonst in allen seinen Sachen, entspringt dann die Moral nie an der Stelle, wo man nach Konventionen sie erwartet. Jeder weiß, wie der Barbierjunge von Segringen es sich getraut, dem „Fremden von der Armee" den Bart zu scheren, weil doch kein anderer den Mut hat. „Wenn ihr mich aber schneidet, so stech ich' euch tot". Und der dann am Schluß: „Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär ich Euch zuvor gekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen und wär auf und davon gesprungen". Das ist Hebels Art, die Moral zu machen. Zahlreiche Spitzbubengeschichten hat Hebel aus älteren Quellen geschöpft; aber das Gauner- und Vagantentemperament des Zundelfrieders und des Heiners und des roten Dieters ist sein eigenes gewesen. Als Junge war er für seine Streiche berüchtigt, und vom erwachsenen Hebel erzählt man, Gall, der berühmte erste Phrenologe, sei einmal ins Badische gekommen; da habe man auch Hebel ihm präsentiert und um ein Gutachten gebeten. Aber unter undeutlichem Gemurmel habe Gall beim Befühlen nichts als die Worte „ungemein stark ausgebildet" vernehmen lassen. Und Hebel selber, fragend: „Das Diebsorgan?" Wie viel Dämonisches in diesem Hebelschen Schwankwesen umgeht, zeigen die großen Steindrucke, die Dambacher im Jahre 1842 einer Ausgabe der „Schwänke des Rheinischen Hausfreundes" beigab. Diese ungemein starken Illustrationen sind gleichsam Zinken auf dem Pasch- und Schleichweg, auf dem die sonnigeren Halunken von Hebel Verkehr mit den düsteren, schrecklichen Kleinbürgern des Büchnerschen „Wozzeck" treiben. Denn dieser Pastor, der das Handeln zu schildern verstand wie keiner unter den deutschen Schriftstellern sonst und alle Register vom niedrigsten Schacher bis zur schenkenden Großmut zu ziehen wußte, war nicht der Mann, das Dämonische im bürgerlichen Erwerbsleben zu übersehen. Die Schulung des Theologen brachte er dazu mit. Gradlinig aber wirkt protestantische Disziplin auch in Hebel, dem Prosaiker, fort. Sollte im Allgemeinen es zu eng gegriffen sein — auf ihn trifft ohne jeden Zweifel zu, daß neuere deutsche Prosa eine höchst gespannte, höchst dialektische Auseinandersetzung zwischen zwei Polen ist. Einem konstanten und einem variablen: der erste ist das Deutsch der Lutherbibel und der zweite die Mundart. Wie sich bei Hebel beide durchdringen, das ist der Schlüssel seiner artistischen Meisterschaft. Sie ist gewiß nicht einzig sprachlicher

Illustration zu J. P. Hebels Kalendergeschichte „die nasse Schlittenfahrt“ Lith. Dambacher

Natur. Wenn ihm im „Unverhofften Wiedersehen“ die Schilderung eines Zeitverlaufes von 50 Jahren, da eine Braut um ihren verunglückten Liebsten trauert, den Bergmann, diese unvergleichliche Stelle eingibt: „Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz I. starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold II. ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809“ — wenn er so den Verlauf von fünfzig Trauerjahren darstellt, so spricht da eine Metaphysik, die erfahren ist und mehr zählt als jede „erlebte“. In anderen Fällen aber beruht die grenzenlose künstlerische Freiheit doch auf einer Sprache, die stellenweise diktatorisch, wie die Goetheische im zweiten Teil des „Faust“ sich vernehmen läßt. Solche Autorität kommt ja natürlich nicht vom bloßen Dialekt, der immer unmaßgeblich und befangen bleibt, wohl aber aus der kritischen, gespannten Auseinandersetzung des überkommenen Hochdeutsch mit der Mundart, wobei denn für den Wortschatz (wie bei Luther) die krausen Kostbarkeiten Hobelspänen ähnlich abfallen. „Dann geht er (der verständige Mann) mit guten Gedanken seines Weges weiter und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher“. Dergleichen Sätze — und das „Schatzkästlein“ ist deren fast ununterbrochene Folge — sollte man endlich in einer Gesamtausgabe bereit wissen, weder als Vorwand modischer Illustrationen noch als billige Schulprämie, sondern als Monument deutscher Prosa gedacht. In solcher Ausgabe, welche noch fehlt, hätte man nachzuschlagen. Denn diesen Hebelschen Geschichten ist eigentümlich und ein Siegel ihrer Vollkommenheit, wie schnell sie vergessen werden. Glaubt man schon, eine im Sinne zu haben, so wird die Fülle dieser Texte immer eines Besseren belehren. Ein Schluß, den man nie „kennen“, höchstens auswendig wissen kann, wiegt nicht selten alles auf, was vorher ging. „Dies Stücklein ist noch ein Vermächtnis von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeifenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein und machen etwas miteinander. Aber er kommt wieder, der Adjunkt.“ Damit schließt „Die Probe“. Wem Hebel nicht aus solchem Satz tief entgegenblickt, der wird ihn auch in anderen nicht finden. So als Erzähler sich in die Geschichte einzumischen, ist nicht romantische Art. Eher schon die des unsterblichen Sterne.

Aus Walter Benjamin: Schriften, Band II, 1955, im Suhrkamp-Verlag, S. 279—285.

Johann Peter Hebel,

der Mann und sein Werk

Von Elfriede Gottlieb †, Tauberbischofsheim

„Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl, ich bin nie reich gewesen, ich habe gelernt nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig. Diese Vorbedeutung von dem Schicksal meiner künftigen Tage hat mir mein Gott in meiner Kindheit gegeben." (Aus einer unvollendeten Antrittspredigt.)

Was vorstehendes Bruchstück einer Selbstcharakteristik nicht ausspricht, das ist die Tatsache, durch die allein es für uns Interesse gewinnt: die angedeuteten Bedingungen förderten die Entwicklung eines Genius, den der Prüfstein der 200 Jahre, die seit seiner Geburt verflossen sind, als einen unserer Größten bewährt hat.

Welcher Art sind diese Bedingungen? Der Ton der wenigen Worte ebenso wie ihr Inhalt bezeichnet den schlichten Mann, der, einfachsten, naturnahen Verhältnissen entstammend, jedoch von Anfang an nicht völlig auf sie beschränkt, ihnen allmählich entwächst: um indessen in der Entfernung die Wesensart, die durch jene Verhältnisse gebildet wurde, umso bewußter zu ergreifen, umso beharrlicher zu bewahren. Eine ursprünglich gegebene bodenständige Grundlage kräftigster und gesundester Art erfährt ihre Auflockerung durch einen hinzutretenden Gegensatz, die sie ihrer dumpfen, genügsamen Selbstverständlichkeit entreißt und eben damit produktiv macht.

Etwas Ähnliches, wie für den Entwicklungsverlauf, läßt sich bei Hebel bereits inbezug auf den entscheidenderen Faktor der elterlichen Voraussetzungen feststellen. Der Sänger der Heimat hat vom Vater her einen Tropfen schweifendes Abenteurerblut überkommen. Den markantesten Vertreter seiner Rasse, in dem sie sich für alle Zeiten verklärte, befähigte dazu vielleicht nicht am wenigsten die relative Freiheit, wie sie aus der Beimischung von Bestandteilen einer anderen deutschen Rasse sich ergeben mußte.

Wir sprechen mit Absicht von „Beimischung". Kind einer alemannischen Mutter und eines fränkischen Vaters, erwies sich Hebel gleichwohl in den Fundamenten seines Wesens, innerlich ebenso wie äußerlich, durchaus als Alemanne. Wärme des Gemüts, bedächtige Langsamkeit, gründlicher Ernst, bis zur Schwerfälligkeit gesteigert, kennzeichnen ihn. Aber wie Sonnenfunken auf einer dunklen Wasserfläche blitzen und spielen darüber hin die Lichter fränkischer Munterkeit und Laune.

Das Schicksal traf weite Anstalten, um die Voraussetzungen für die Entstehung des Genius zu schaffen. Hebels fränkischer Vater entstammte dem damals pfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hunsrück. Wir fühlen uns an Schillers Vater erinnert, wenn uns berichtet wird von Johann Jakob Hebels Sinn für Dichtkunst, dem Bedürfnis, seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Dieser Drang litt ihn nicht lange in den eng beschränkten heimischen Verhältnissen. Früh ließ der junge Weber Gewerbe und Heimat im Stich, um in der Ferne sein Glück zu suchen. Er nahm Kriegsdienste in Basel. Als Diener begleitete er den damaligen Major in französischen Diensten Iselin nach Flandern, an den Niederrhein und später nach Corsica. Den weit in der Welt umhergekommenen Soldaten gewöhnte eine junge Alemannin wieder an Seßhaftigkeit: Ursula Örtlin von Hausen, die bei Iselins in Diensten stand. Das Ehepaar Hebel lebte winters

in Hausen, wo Johann Jakob sein altes Handwerk am Webstuhl trieb, um im Sommer bei der früheren Herrschaft in Basel Aufnahme und Verdienst zu finden: ein periodischer Wechsel des Orts und der Verhältnisse, den später auch die Witwe mit dem Kinde beibehielt.

Nichts in der Welt entspricht vollkommen seiner Idee; überall bringt das empirische Dasein Abzüge und Fehler mit sich. Waren für den Volksdichter die, durch den fränkischen Einschlag aufgelockerte, alemannische Rassensubstanz, das von zeitweiligem Stadtaufenthalt unterbrochene und desto intensiver gelebte Dorfleben günstigste Vorbedingungen, so fehlte ihm eine andere, die zur Bildung eines naturhaften Genies fast am unerläßlichsten scheint: die Familie. In dieser Hinsicht war Hebel sogar ungünstiger gestellt als ein anderes dichterisch begabtes Handwerkerkind, das durch eine traurige Jugend ging: der (infolge zufälliger Namensähnlichkeit noch heute nicht gar selten mit ihm verwechselte) Friedrich Hebbel. Hebels Vater starb im Jahre nach seiner Geburt, und eine einzige, wenige Wochen alte Schwester folgte ihm bald. Auch die Mutter durfte er nur bis zum dreizehnten Jahre behalten. In diesem noch kindlichen Alter wurden ihm alle naturgegebenen menschlichen Beziehungen abgeschnitten, und der Dichter, der weit entfernt von individualistischer Sonderung, aus innigster Verbundenheit mit dem Ganzen heraus schuf, stand isoliert in der Welt.

Wir haben den Namen Friedrich Hebbels erwähnt. Es lohnt sich, den Vergleich zwischen den beiden, aus dem Volke hervorgegangenen Großen ein wenig weiter zu führen. Ein Maurer- und ein Webersohn; beide ausgezeichnet durch poetisches Talent; beide gehören der deutschen Nation an; dreizehn Jahre ihres beiderseitigen Lebens fallen noch in die gleiche Zeit; beider Weg führt aus den Niederungen zur Höhe. Sollte man nicht ähnliche Schicksale bei ihnen vermuten? Und doch: nichts kann verschiedener sein. Dort ungeheure Erschütterungen, Sturm und Kampf: der Entwicklungsgang des Tragikers ist ein ununterbrochenes Ringen auf Leben und Tod mit vernichtenden Gewalten. Hier die gleichmäßig-ruhige, sprunglos-unmerkliche Entfaltung des episch-lyrisch bestimmten Künstlers. Hebels Existenz entbehrt, obschon der weite gesellschaftliche Abstand des Endes vom Anfang solche erwarten läßt, gleichwohl so völlig aller erregenden dramatischen Zwischenfälle, daß man sich bereits mehr als einmal bewogen fand, dem berühmten Manne solche anzudichten. Aber die falsche Romantik haftet in keiner Weise an seinem Bilde; es zeigt ausschließlich die Züge der stets unpathetischen Natur.

Sein äußeres Leben läßt sich daher weiterhin fast mit der Angabe einiger, an die offiziellen Wendepunkte anknüpfender Daten erledigen. Von Beginn an stand der Geistlichen Beruf vor seiner Seele als ein Ziel, das weder fremder Zwang, wie bei Schiller, noch Wechsel der Gesinnung, von dem er verschont blieb, ihm je entrückten. Auch zeigt sich die Erreichung dieses Ziels für den früh verwaisten Sohn des Handwerkers und der Magd merkwürdigerweise kaum mit nennenswerten Schwierigkeiten verknüpft. Noch zu Lebzeiten der Mutter ging er von der Hausener Dorfschule auf die Lateinschule zu Schopfheim über. Völlig unbemittelt hinterließ Ursula Hebel ihr Kind nicht; indessen, der Hauptanteil an der Bestreitung seines Studiums und Unterhalts fiel doch wohlhabenden Gönnern zu. Der begabte, einnehmende Knabe fand solche leicht, und, wie es scheint, blieb die Beziehung zu ihnen fast ungetrübt von der ätzenden Bitterkeit, wie Friedrich Hebbel sie in gleichen Verhältnissen empfand. Johann Peters Mutter hatte ihn bereits ein halbes Jahr vor ihrem Tode dem Diakonus Obermüller zu Schopf-

heim übergeben, der ihn behielt, bis er, beim Übergang in das Karlsruher Gymnasium, von dem Hofdiakonus Preuschen in sein Haus aufgenommen wurde. Achtzehnjährig zum Studium der Theologie nach Erlangen entlassen, zeigte sich der muntere, jugendliche Geist so ungebeugt und unbeschwert von der Armut, wie sie den studierenden Friedrich Hebbel verzehrte, daß man von fröhlichen Burschenstreichen erzählt. Ohnehin lag Hebels auf das Konkrete und Lebendige eingestelltem Sinn die Beschäftigung mit abstrakten Speculationen nicht; davon zeugt noch später das komische Grausen, mit dem er die Kantische Philosophie, sogleich nach dem ersten Versuch, Einblick in sie zu gewinnen, wieder fallen ließ. Für jetzt indessen ergab sich aus dieser Abneigung ein nur mittelmäßig bestandenes Schluß-Examen, infolgedessen sich die Gönner, einigermaßen enttäuscht, vorderhand zurückzogen und ihn seinem Schicksal überließen.

Dies Schicksal führte den Predigtamtskandidaten dahin, wohin ihn selbst wohl am meisten verlangte: in die alte Heimat. Zunächst als Hauslehrer, dann als Vikar beim Pfarrer Schlotterbeck in dem Markgräfler Dorf Hertingen, später als Präceptoratsvikar in Lörrach, erneuerte der Erwachsene nunmehr bewußt die Beziehungen zu dem Boden seiner Kindheit, in einem Zusammengehörigkeitsgefühl, so stark und intensiv, wie es nur lange Trennung zu zeitigen vermag. Diese Jahre untergeordneter Stellung sind vielleicht die glücklichsten, die Hebel erlebte. Seine berufliche Tätigkeit brachte ihm Befriedigung und Anerkennung. Zugleich aber ließ sie ihm Zeit genug für ein ausgiebiges Eigenleben. Und dieses entfaltete sich in heimatseligen Streifereien durch die geliebte Landschaft, deren verborgenstes Fleckchen er sich innig und unverlierbar zu eigen machte. Die Wunderwelt des Belchen hat Hebel erst eigentlich entdeckt und hat mit den Freunden einen eigenen Mythos um den einzigartigen Berg gesponnen; in frohen Freundschafts-Bündnissen mit dem Prorektor Tobias Günttert und dem Vikar W. F. Hitzig, die, unter scherzhaft-mystischen Formen, genügend ernsten Gehalt in sich bargen, um ein ganzes Leben zu durchdauern; in unausgesprochener Neigung zu Güntterts schöner Schwägerin Gustave Fecht.

Dieser angenehme Zustand hatte nur einen Nachteil: daß er sich ins Unabsehbare ausdehnen zu wollen schien. Noch im einunddreißigsten Lebensjahr, nach acht in Lörrach, elf im Dienst der Kirche verbrachten Jahren, war Hebel ohne feste Anstellung und so schlecht besoldet, daß er den Rest seines kleinen Vermögens zusetzen mußte. Seine Gesuche blieben ohne Erfolg.

Und doch scheint es Schicksalsfügung in einem höheren Sinne, welche dem Leben des Mannes die von seiner Veranlagung und Neigung unmittelbar geforderte Vollendung versagte. Hätte er die ersehnte Pfarrei im Oberland erreicht, Gustave Fecht, wie wohl anzunehmen ist, als Pfarrfrau heimgeführt, so wäre ihm persönlich damit ohne Zweifel tieferes Genügen geschehen, als die glanzvolle Stellung, zu der er in der Landeshauptstadt emporstieg, ihm je zu gewähren vermochte. Ob der solchermaßen völlig befriedigte uns aber die Gaben geschenkt hätte, um derentwillen wir seiner jetzt, zwei Jahrhunderte nach seiner Geburt, dankbar gedenken, bleibe dahingestellt. Der Ursprung seiner späteren Poesie läßt es mindestens zweifelhaft erscheinen.

Schwerlich hat wohl Hebel selbst, da er im Jahre 1791 als Subdiakonus die zweite Assistentenstelle am Karlsruher Gymnasium übernahm, vorausgeahnt, daß damit die künstlich geschaffene Residenz — der zu damaliger Zeit die Bemühungen und die Persönlichkeit des hervorragenden Fürsten Karl Friedrich ihren Zufallscharakter noch nicht hatten nehmen können, und die arm war inbezug auf Schönheit der landschaft-

lichen Umgebung — das Dorfkind für immer, das heißt für die letzten 35 Jahre seines Lebens, in ihre Mauern aufnahm. Nichts hätte weniger den Wünschen des jungen Oberländers entsprechen können als ein dauerndes Festgeschmiedetsein an einem solchen Ort. Es ist daher gewiß alles anders als streberischer Ehrgeiz, mutet vielmehr eher an wie ein verständiges Sich-fügen in den durch innere Logik getriebenen Gang der Dinge, wenn Hebel nunmehr von Stufe zu Stufe emporsteigt auf einer Rangleiter, die ihn in Karlsruhe festhält. Aus dem Subdiakonus wird 1792 der Hofdiakonus, 1798 der außerordentliche Professor, 1805 der Kirchenrat, 1806 der Lyzeumsdirektor, 1814 das Mitglied des evangelischen Oberkirchenrats, der obersten Kirchen- und Schulbehörde. 1819 endlich wurde der hervorragende Beamte vom Großherzog Ludwig als Prälat zum Haupt der evangelischen Landeskirche gemacht. Am 22. September 1826 starb er, 66 Jahre alt, auf einer Prüfungsreise begriffen, in Schwetzingen und ist daselbst begraben.

Man fühlt sich versucht, die Frage zu stellen, warum der Mann, dessen Briefe wieder und wieder dem schmerzlichsten Heimweh Ausdruck geben, anscheinend doch kaum mehr eine energische Anstrengung gemacht hat, das Ziel seiner Sehnsucht: eine Pfarrei im Oberland zu erreichen. Für den in Karlsruhe bald zu ungewöhnlichem Ansehen Emporgestiegenen dürfte dies kaum unmöglich gewesen sein. Indessen, abgesehen davon, daß Beruf und Wirkungskreis von solcher Gewichtigkeit doch wohl dem reinen Gemütsbedürfnis gegenüber schwer genug in die Wagschale fallen mußten — Hebel war offenbar keine allzu aktive Natur. Es lag ihm näher, sich in stiller, gleichsam epischer Beschaulichkeit dem Schalten des Schicksals ein- und unterzuordnen, anstatt es selbsttätig, auf Grund persönlicher Wünsche, in eine andere Bahn zu lenken. Auch darin blieb er Zeit seines Lebens Sprößling des Volkes, blieb dem losgelösten Subjektivismus der naturentfremdeten Schichten fern. Vielleicht läßt sich aus jener seiner Eigenschaft zögernder Passivität, schwerblütigen Beharrungsvermögens, wie es dem Volke eigen ist, auch eine andere Tatsache erklären, die freilich ebensowohl ganz im Gegenteil als ein fremder Zug fast Grillparzerischer Lebensscheu in des alemannischen Dichters lebensgesättigtem Bilde gedeutet werden könnte; insbesondere wird die letztere Auffassung nahe gelegt durch die bekannten, unter seinen Freunden kolportierten Worte: „Als ich heiraten wollte, konnte ich nicht, und als ich konnte, wollte ich nicht". Völlig ist die Frage, warum Hebel die treu geliebte Gustave Fecht, die seine Neigung offenbar erwiderte und die nie einem anderen Mann die Hand gereicht hat, nicht als Gattin nach Karlsruhe holte, wohl kaum lösbar. Jedenfalls: schon in früher Kindheit der Familie beraubt, verblieb er in freiwilliger Einsamkeit bis an sein Ende.

Aber es sollte so sein. Die jahrzehntelang nur mit Schmerzen ertragene Verbannung in eine Stadt, wo auch nicht Weib und Kind ihm halfen, Wurzel zu fassen, hat die poetische Quelle in ihm aufgeschlossen. Deren erstes und charakteristischstes Erzeugnis, Hebels alemannische Dichtung, ist ein ausgesprochenes Kind des Heimwehs. Die Sehnsucht selbst wird in diesem Falle fruchtbar: sie baut sich in anderer Form die verlorene Heimat wieder auf. Die heimatliche Landschaft, ihre Tier- und Menschenwelt, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sagen und ihr Glaube ersteht, von dem organisch ihr zugehörigen Leib ihrer Sprache umkleidet, in Hebels Poesie so greifbar nahe, so „wirklich", daß, wer das Wiesental nie mit eigenen, wohl aber mit dieses Dichters Augen gesehen hat, es unter Umständen besser kennt, als der, bei dem es sich umgekehrt verhält.

Und die ganze unerschöpfliche, ungebrochene Fülle der heimischen Natur, des heimischen Stammes, drängt in dem Sohne, durch ihn, zur Erscheinung. Wir haben in Deutschland keinen anderen Dichter, in dem sich das Volk mit gleicher Unmittelbarkeit offenbart. Wollen wir über die politischen Grenzen hinaus gehen, so bietet sich der stammverwandte Jeremias Gotthelf zum Vergleich. Erdgeruch atmen Hebels Gedichte. Die Unschuld und Herrlichkeit ursprünglichen Lebens lacht und weint uns aus ihnen entgegen. Eine Kraftquelle sprudelt hier, ein Jungbrunnen, aus dem sich in erdenferner Abstraktion und Konvention welk gewordene Geschlechter wieder gesund trinken könnten.

Dieser Born ist sämtlichen deutschen Stämmen zugänglich. Denn das Verwurzeltsein in der Heimat bedeutet für Hebel nicht zugleich auch Abgeschlossenheit und Beschränkung. Das Wiesentäler Büblein, das zum Prälaten aufgestiegen war und über die Geschicke des Landes mitberiet, hatte im Abstand genügend Weit- und Tiefblick erworben, um die heimatlichen Eindrücke typisierend weiter zu entwickeln. Ohne im mindesten seinem Naturgrund entfremdet zu werden, aber nach Möglichkeit gesteigert und erhöht, wird somit Hebels Alemannentum zum Spiegel, in dem Allgemeindeutsches, Allgemeinmenschliches sich wieder erkennt.

Die Sprache aber, der nicht hinwegzudenkende Körper dieser Seele, dürfte heutzutage der Verbreitung von Hebels Gedichten, über ganz Deutschland wenigstens, kein Hindernis mehr bieten. Im Gegenteil. Vor Hebel betrachtete der Durchschnittsgebildete, in fundamentalem Irrtum, die Mundart allgemein als verdorbenes Schriftdeutsch. Von den poetischen Gattungen glaubte man, daß höchstens die niedere Poesie sich der „Bauernsprache" bedienen könne. Die Einladung zur Subscription hält es für notwendig, sich der Verwendung des Alemannischen halber förmlich zu entschuldigen. Erst Hebel hat den Dialekt recht eigentlich literaturfähig gemacht. In den mittlerweile verflossenen anderthalb Jahrhunderten ist das Verständnis für seinen wahren Wert und sein genetisches Verhältnis zur Schriftsprache, deren tragendes und nährendes Erdreich er bedeutet, aus den Gelehrtenkreisen auch unter die Laien gedrungen. Und vollends heutzutage, wo die energische Bestrebung, schon der Schuljugend einen möglichst gründlichen Einblick zu geben in Werden und Wesen des gesamten Deutschtums, wie es die verschiedenen Stämme differenzierend und ergänzend darstellen, zu einer Angelegenheit des Staates geworden ist, sollte die sprachliche Form der Hebelschen Gedichte, als ein unvergleichliches Erkenntnis-Instrument für einen unserer wichtigsten Dialekte, gerade in den nichtalemannischen Gegenden die höchste Wertschätzung erfahren.

Anfang 1803 waren die „Alemannischen Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten" erschienen. In welchem Grade dieselben einen Ausfluß innerer Notwendigkeit darstellen, könnte u. a. auch die Tatsache bezeugen, daß Hebel der einen Sammlung, trotz außerordentlich günstiger Aufnahme, kein Erzeugnis gleicher Art folgen ließ. Heimwehdrang hatte diese Lieder geschaffen; der Verfasser hatte sich selbst genug getan damit; bewußte Absicht sollte sie nicht vermehren. Indessen, der Dichter in Hebel, einmal befreit, ruhte noch nicht. Doch befaßte er sich von nun an ausschließlich mit einer poetischen Gattung, die seiner uneigennützig beobachtenden Natur vielleicht noch näher lag, als die Lyrik, und die auch schon in den Gedichten reichliche Verwendung gefunden hatte: mit der Epik. Auch zur Epik mußten ihn, der an eigener Initiative nicht stark war, die Umstände und Verhältnisse treiben, sowie sie ihn derselben später wieder entfremdeten. 1802 schrieb er an Hitzig: „Brauer (der damalige Präsident der Ober-

kirchenbehörde) macht mich mit Gewalt zum Schriftsteller. Ich habe jetzt den Landkalender zu befrachten; wird etwas Schönes werden." Doch entzog er sich dem an ihn gestellten Ansuchen nicht, empfand vielmehr sicherlich eine gewisse Freude und Genugtuung darüber. Zunächst lieferte er dem „Badischen Landeskalender", später „Der Rheinländische Hausfreund" genannt, jährliche Beiträge, um von 1807 an die Bearbeitung desselben völlig zu übernehmen. Der Erfolg war so groß, daß Hebel die Erzählungen, die er bis zum Jahre 1811 beigesteuert hatte, sammelte und als „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" besonders herausgab. 1814 bewog ihn der Anstoß, den die Regierung an einer der Geschichten nahm, sich von der Herausgabe des Kalenders zurückzuziehen.

Hebels Epik prägt seinen sich gleich bleibenden Grundcharakter erdenechter und doch veredelter Volkstümlichkeit, der Gattung gemäß, wieder in neuen Schattierungen aus. Mit soviel knapper Gedrängtheit wie Gemächlichkeit erzählt, geben die kurzen Geschichtchen ihre Figuren in derber Holzschnittmanier, erregen sie Lustigkeit, Ernst und Wehmut in harmonischem Wechsel. Gewöhnlich laufen sie in eine deutliche Pointe aus, hinter der sich häufig eine, auch dem einfachen Gemüt faßliche, direkte Lehre oder Ermahnung verbirgt, die fast immer dem Kundigen den Blick in weitere Tiefen menschlicher Weisheit eröffnet. Hinter jedem Wort leuchtet des Dichters ehrwürdiges Antlitz, ein gütiges und schalkhaftes Lächeln in den freundlichen Augen.

Hebels Dichtung geistesverwandt, so daß sie in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben darf, ist endlich noch seine, auf Bitten der Freunde hin verfaßte und 1824 erschienene Bearbeitung der „Biblischen Geschichten." Der Dichter, der bei jeder Zeile im Geist „oberländische Kinder belauscht" hat, versetzt die Gestalten eines fernen Landes und Volkes, denen er das Fremdartige nimmt, mitten unter jene Kinder, so daß sie traulich mit den weither gekommenen Gästen wandeln und ihnen innig nahe zu kommen vermögen. Für den Geist der Bearbeitung — die, zu dem einigen und einenden Urgrund aller christlichen Konfessionen hinabreichende Frömmigkeit des Mannes, der in froher, vertrauensvoller Hingabe an das gottbeseelte All, von dem ihn nie ein selbstherrlich gewordener Individualismus losriß, sein Leben lebte — zeugt die Tatsache, daß seine biblischen Geschichten, ein Jahr nach ihrer Einführung an allen evangelischen Schulen Badens, von einem befreundeten katholischen Geistlichen für die katholische Jugend bearbeitet wurden.

Eine kleine Anekdote belegt dieses „schlechthinige Abhängigkeitsgefühl" Hebels, sein sicheres Ruhen in der göttlichen Hand, das, als ihr letzter geistiger Gehalt, mit suggestiver Kraft all seinen Werken entströmt, besonders deutlich als die Richtschnur auch seines Handelns. Sie knüpft an die 1806 eine Zeitlang schwebende Möglichkeit der Übersiedlung Hebels nach Freiburg an. Als er auf einer zur Begutachtung der in Betracht kommenden Pfarrstelle unternommenen Reise unterwegs in Emmendingen nächtens von zweifelnden Erwägungen gequält wurde, gewann er Stille der Seele und ruhigen Schlaf durch seine eigenen, aus dem Munde des Nachtwächters ertönenden Worte:

Un wem scho wider, eb's no tagt,
Di schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, dii Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.

Über Hebels Frömmigkeit

Zum 200. Geburtstag des Dichters

von Erwin Kiefer, Heidelberg

Wer sich anschickt, über die Frömmigkeit eines Menschen zu sprechen oder zu schreiben, muß sich darüber im klaren sein, daß er an ein zartes, vielleicht an das zarteste Gewebe im Organismus des menschlichen Geistes rührt. Fast will es mir taktlos erscheinen, die Frömmigkeit, das Fromm-sein eines Menschen zum Gegenstand einer Betrachtung zu machen. Man kann die Theologie eines Theologen, die Metaphysik eines Philosophen, die Rechtsprinzipien eines Juristen einer kritischen Prüfung unterziehen, aber mit der Frömmigkeit eines Menschen hat es seine eigene Bewandtnis. Würde der Versuch, die Frömmigkeit zu analysieren, nicht gleichbedeutend sein mit dem Versuch, die Schönheit einer Blume etwa darin zu erkennen, daß wir sie ihrer Staubgefäße berauben? Was bliebe am Ende übrig? Ich habe daher nicht die Absicht, Hebels Frömmigkeit in ihre Bestandteile zu zerlegen, sondern diese wundervolle Blume in ihrer Ganzheit zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Ferner gedenke ich im Folgenden nicht über die Theologie Hebels zu sprechen. Diese wäre leicht als ein Kind der Aufklärungszeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu charakterisieren mit allen Vorzügen und Schwächen, die nun einmal dieser wie jeder Geistesepoche anhaften. Über den Dichter, Erzähler und Erzieher Hebel mich näher zu verbreiten, kann ich mir ersparen. Doch scheint es mir nicht unangebracht zu sein, einleitend einige Urteile berufener Literaturhistoriker über Hebel anzuführen[1]). An erster Stelle stehe das Urteil Goethes über unseren Heimatdichter: „Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohen Blick die Gegenstände der Natur ... an der anderen Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen ... wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sog. Leblose durch ideale Figuren beleben und höhere göttergleiche Naturen als Nymphen ... an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landsleuten und verbauert auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum...".

Goethe fährt fort: „Überhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht ... der Verfasser hat nach unserem Gefühl das fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß ... der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt." Und auf Hebels Frömmigkeit hinweisend, bemerkt Goethe zum Schluß: „die höhere Gottheit bleibt ihm im Hintergrund der Sterne, und was die positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt."

Ich wende mich zweitens der Beurteilung Hebels durch A. F. C. Vilmar zu[2]). Vilmar zählt ihn unter die Dichter, die „auf

dem Gebiete des Volkstümlichen die Meisterschaft erreichten". Seine Idyllen „haben nicht selten etwas Gelehrtes, Geschmücktes, wo nicht gar Geziertes wie z. B. die Wiese". Dagegen gehören die Naturschilderungen „bei weitem zu dem Besten, was wir besitzen". „Viel wichtiger ist Hebel als Volksschriftsteller in der Prosa", und Vilmar zieht das Facit, „daß die Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes an Laune, an tiefem und wahrem Gefühl, an Lebhaftigkeit der Darstellung vollkommen unübertrefflich sind und wiegen ein ganzes Fuder von Romanen auf!"

Wilhelm Scherer[3]) endlich kommt, in Anlehnung an Goethes Urteil, zu dem Ergebnis: „während die poetischen Landschaftsmaler nur allzuoft einer toten Beschreibung mit lose gereihten Motiven huldigten, wußte Hebel die Natur durch naive Vermenschlichung zu beleben und schuf sich auf dem Wege, den Herder für die Urzeit vermutete, eine eigene Mythologie, in der es wie unter den Bauern zugeht" . . . „Hebel habe durch seine tiefe innere Verwandtschaft mit dem Gemüte des Volkes den Göttinger Dichterkreis übertroffen".

Nach diesem Exkurs nun zurück zu meinem Thema. Wie offenbart sich Hebels Frömmigkeit? Worin äußert sie sich? Zunächst: Frömmigkeit ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern nichts anderes gewesen als die personale Gottbezogenheit, sofern sie sich als Ehrfurcht, als ehrfürchtige Scheu, als ein „mysterium tremendum" vor dem Leben standen. Von dieser statutarischen Frömmigkeit ist primär stets ein Ergriffensein des Menschen von einer den Menschen überragenden Macht. Frömmigkeit beschränkt sich nicht nur auf das Gefühl (wie noch Schleiermacher meinte), sondern affiziert den ganzen Menschen nach Leib, Geist und Seele. Im „Herzen" fromm, aber im Verstand gottlos sein ist ein Mißverhältnis, das letztlich auf einem Mißverständnis der Frömmigkeit beruht. Man kann nicht partiell fromm sein, sondern man ist es entweder ganz oder überhaupt nicht. Ein Mittleres gibt es nicht. —

In einem veräußerlichten Sinn wird unter Frömmigkeit oft die peinlich genaue Erfüllung religiös-kirchlicher Vorschriften verstanden. Von dieser statutarischen Frömmigkeit ist bei Hebel keine Spur zu finden. Bei ihm sind alle Lebensäußerungen von dem warmen Strom einer echten Herzensfrömmigkeit getragen. Unter seinen alemannischen Gedichten befindet sich kein einziges mit einer ausgesprochen religiösen Überschrift, aber fast alle atmen jene Atmosphäre, die uns an die Transzendenz des Daseins erinnert. Ob es das „Spinnlein" oder „der Abendstern" ist, ob wir den „Wegweiser" oder den „Wächterruf" vernehmen, — im Sinnlichen ist für Hebel das Übersinnliche verborgen, und alles wird für ihn zu einer Allegorie, deren tieferer Sinn sich dem Leser leicht erschließt, sofern er nicht ganz abgestumpfte Organe für die wahre und eigentliche „Welt" besitzt. — Von religiöser Schwärmerei beobachtet man bei Hebel nichts. Seine Frömmigkeit ist nüchtern, klar, einfach. Das „Simplex est natura veritatis, simplex est natura pietatis" trifft auf unseren Dichter voll und ganz zu. Zu den schönsten Gebilden seiner Dichtkunst zähle ich seine Naturlieder. So groß auch seine Liebe zur Heimat und zur Natur ist, so unterliegt er dennoch nicht der Gefahr, daß seine Frömmigkeit ins Pantheistische verschwimmt. Er sieht die Grenze, die den Menschen von Gott trennt, und er verwechselt nicht die Geschöpfe mit dem Schöpfer. Für ihn gibt es eine Einheit, einen Zusammenhang zwischen Gott und Natur, aber er ist sich dessen bewußt, daß Einheit nicht gleichbedeutend ist mit Vereinerleiung. Bei Hebel lernt man verstehen, was die Griechen das Thaumazein nannten, das ehrfürchtige Bewundern und Sich-wundern über die rätselhaften Vorgänge in der Natur. Er freut sich wie ein Kind an den Dingen, Naivität der Seele hat nichts zu tun mit

Primitivität seelischer Empfindungen. Naive Dichtkunst ist — recht verstanden — die Krone lyrischer Poesie. Das Schaubare verwandelt sich bei Hebel ins Erkennbare, und was unser Erkennen übersteigt, vor dem beugt er sich in Ehrfurcht. Was Goethe die dreifachen Ehrfurchten genannt hat, möchte ich auf Hebels Frömmigkeit angewendet wissen. Darin liegt der Grund, warum Hebels Frömmigkeit nie aufdringlich oder zudringlich wird. Er weiß um die Ehrfurcht vor dem Nächsten als Person. Er liebt seine Landsleute, aber er will sie nicht bekehren. Er will sie auch nicht überreden, sondern sie überzeugen, indem er seine Hörer an den unabänderlichen Lebensordnungen teilhaben läßt. Hebels Frömmigkeit gewinnt, von hier gesehen, ethischen Charakter. Er klärt auf und erklärt am Kleinen das Große, aber er schulmeistert nicht seine Leser. Sein „Moralisieren" und „Moralpredigen", das zu seinen Lebzeiten gang und gäbe war, erweckt bei uns keinen unangenehmen Beigeschmack. Es verhält sich in der Tat so, wie Goethe es ausgedrückt hat: „Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das fabula docet meist sehr glücklich und mit Geschmack angebracht." —

Was Frömmigkeit ist und was sie bei Hebel vermochte, das möchte ich zum Schluß in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Im Frommsein wird Pietät anschaulich[4]).
2. Im Frommsein wird die Natur zum Gleichnis des in ihr und durch sie wirkenden allmächtigen Gottes.
3. Frömmigkeit erzeugt ein heiteres Gemüt und liebt den Humor[5]).
4. Wahre Frömmigkeit erhebt sich über die konfessionellen und rassenpolitischen Schranken. Sie ist tolerant.
5. Frömmigkeit hat zum Begleiter das gute Gewissen. Sie ist die Basis der Sittlichkeit[6]).
6. Frömmigkeit findet den Weg zum Du, zum Nächsten. Sie ist sozial[7]).
7. Frömmigkeit ist Gelassenheit der Seele, ist ein Ruhen in Gott, der unser Leben führt[8]).

In Hebels Frömmigkeit erblicken wir den Urgrund, den Mutterboden seines dichterischen und pädagogischen Wirkens. Er gehörte zu den Stillen im Lande ohne pietistischen Beigeschmack. Er lebte ein praktisches Christentum, frei von orthodoxer Engherzigkeit. Wir dürfen ihn zu den sympathischsten Vertretern einer religiösen Aufklärung zählen. An ihm bewahrheitet sich, was Goethe einmal so ausgedrückt hat:

„Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
wenn man ihn wohl zu pflegen weiß"[9]).

Möge diese Gedenkstunde für uns erneut zum Anlaß werden, sich mit J. P. Hebel zu beschäftigen. Er will nicht gelobt, aber gelesen werden. Er weilt bei denen, die leben, obwohl sie gestorben sind.

---

[1]) Zum Ganzen: Vgl. in diesem Heft S. 4 ff mit Goethes Urteil über J. P. Hebel. J. P. Hebels sämtliche Werke, 6 Bde., hrsg. u. erläutert von E. Keller, Leipzig, Max Hesses Verlag, vgl. Einleitung vom Herausgeber. Goethe über Hebel in „Beiträge zur Jenaischen allg. Literaturzeitung 1804/05" in „Goethes ges. Werke" 16. Bd. S. 277 ff Propyläen-Ausgabe, Georg-Müller-Verlag, München. Aufschlußreich ist: „Hebels Briefwechsel", hrsg. von Prof. Dr. Alex. Ecker 1860, derselbe: biogr. Skizze Hebels, eine Festrede, gehalten am 10. 5. 1860 in Freiburg i. Breisgau.

[2]) In Vilmars Gesch. der dt. Nationalliteratur S. 451/52, 1894, Marburg an der Lahn, Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

[3]) W. Scherer, Gesch. d. dt. Literatur S. 703/04, Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin W 50, hrsg. von H. Amelung.

[4]) Vgl. dazu einen Abschnitt aus einer (zwar nie gehaltenen, aber skizzierten) Antrittspredigt vor einer Landgemeinde in Hebels Werken Bd. 6, S. 24. Daraus die zu Herzen gehenden Worte: „Der Segen ihrer Frömmigkeit (der Mutter) hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt, an Gott zu glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart zu denken . . ." Vgl. hier S. 3—4.

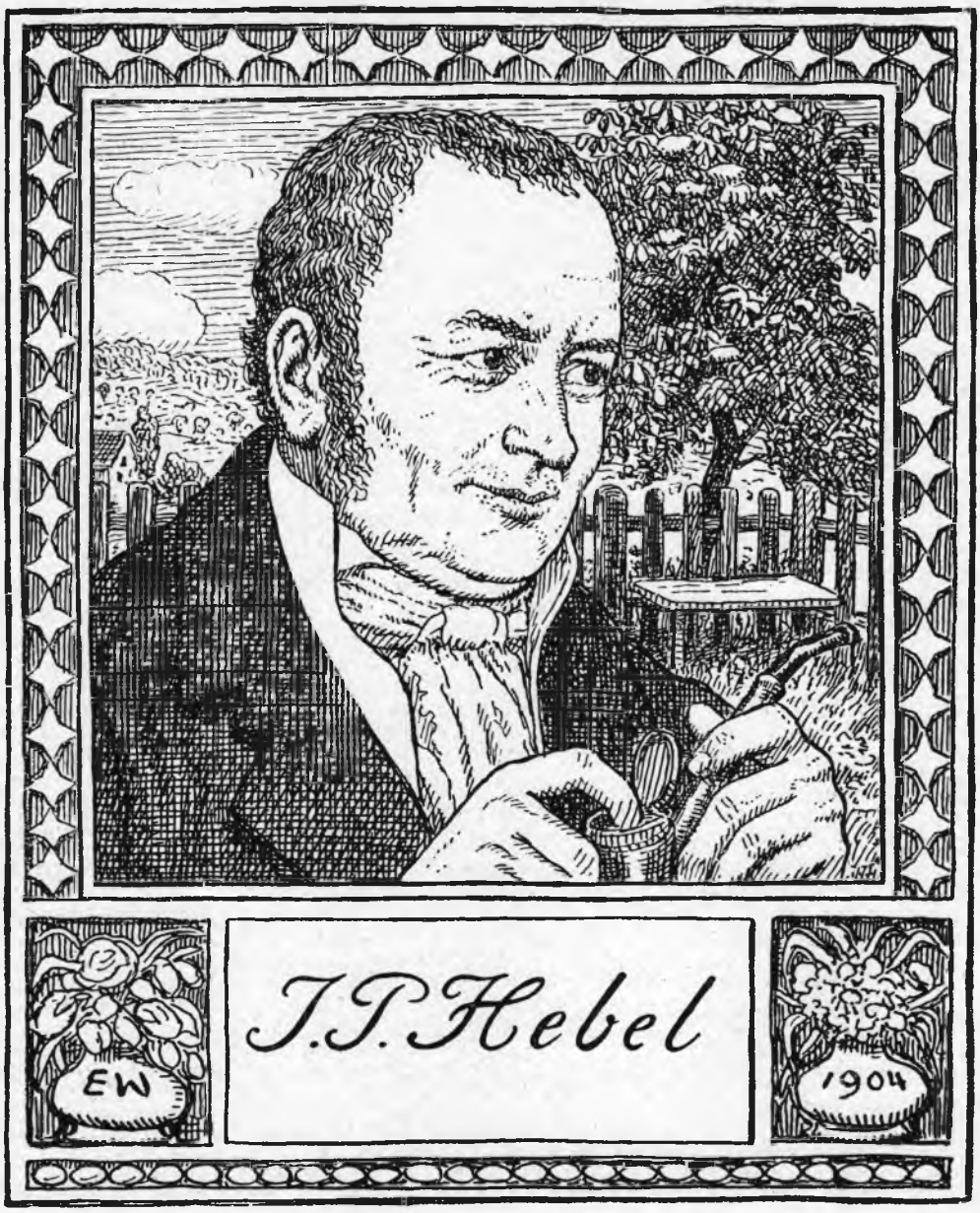
[5]) Vgl. die mannigfachen Beweise im Schatzkästlein.

[6]) Vgl. das Gedicht „der Wegweiser".

[7]) Belege dafür im Schatzkästlein.

[8]) Vgl. Bd. 4, S. 287 „Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt!".

[9]) Zahme Xenien VI.



Johann Peter Hebel Federzeichnung Ernst Würtenberger

Johann Peter Hebel und seine „Biblische Geschichten"

Vorrede der Ausgabe 1946 im Verlag C. F. Müller, Karlsruhe

von Otto Frommel, Heidelberg (1871–1951)

Im alemannischen Volk hat seit alter Zeit die Gottesgabe der Erzählung geschlummert. Denn Früchte, wie sie in reicher Fülle seit hundert Jahren am Stamm der erzählenden Dichtung auf alemannischem Boden reiften, deuten auf ursprüngliche Anlage. Ich nenne nur die vier großen Namen Hebel, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, denen sich nicht wenige noch lebende alemannische Erzähler würdig anreihen ließen.

Was Hebels alemannische Gedichte bedeuten, das hat schon Goethe ausgesprochen. Seine Anzeige gehört zum Feinfühligsten, Anmutigsten, was über diese einzigartigen Dichtungen gesagt ist. Aber sie hat einen weiter reichenden Wert; denn was in ihr von den alemannischen Gedichten gesagt ist, gilt wesentlich auch von Hebels Prosaerzählungen. Diese, die uns unter dem Namen „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" bekannt sind, offenbaren dieselben Vorzüge wie jene. Herausgeboren aus der Freude am Erzählen verdanken sie ihre Entstehung der Gelegenheit; es sind Kalendererzählungen, die Hebel als Herausgeber des Rheinischen Hausfreunds geschaffen hat, Meisterstücke der kleinen Form. Was Goethe an den Gedichten rühmt: die frische, frohe Naturbeobachtung, wobei „durch glückliche Personifikationen die Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst erhoben wird", und „die Neigung zum Sittlich-Didaktischen und Allegorischen", die doch nie der Gefahr verfällt, abstrakt und nüchtern zu werden — das sind auch Vorzüge der Prosaerzählungen. Sie tragen alle den Stempel des Heimatlichen. Wurzeln im oberländischen Boden, in dem lieblichen, gesegneten Ländchen zwischen dem Knie des Rheines bei Basel. Strömen Erdgeruch aus und den Duft eines starken eigenartigen Volkstums. Ja, sie sind, obwohl hochdeutsch, auch sprachlich aus dem Geist der Mundart geschaffen. Nur wie ein zarter Schleier liegt die Schriftsprache über dem alemannischen Antlitz, das sie alle tragen.

Und hinter ihnen steht derselbe Mensch, der feine, treue, warmherzige, schalkhafte Johann Peter Hebel, den uns Ernst Würtenberger in einer Federzeichnung unvergeßlich vor das Auge gestellt hat. Der Mann mit dem kräftigen Rundkopf, den lustig zwinkernden Äuglein, dem lehrhaftigen, anmutigen Mund, dem glattrasierten Gesicht und dem behäbigen Doppelkinn.

Hebel ist das Glück geworden, rasch erkannt und bekannt zu werden. Ihm selbst war es ein Wunder vor seinen Augen, daß Leute wie Jakobi, Jean Paul, J. H. Voß — wobei der Name Goethes noch nicht einmal genannt ist — seinen Gedichten Aufmerksamkeit und Beachtung schenkten. Er hat das wohl zu werten gewußt, aber fast mehr als einen Sieg der Heimat, denn als einen persönlichen Erfolg. Von seinen Kalendererzählungen gingen viele in die Lesebücher der Volksschulen aller Länder deutscher Zunge über und wurden, ebenso wie seine alemannischen Gedichte, von den besten Vortragskünstlern gesprochen.

*

Wir kehren in die Zeiten zurück, da die badische Unionskirche aus den reformierten und lutherischen Bestandteilen des jungen Großherzogtums zusammenwuchs, d. h. in die Wende des ersten und zweiten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts.

Der allgemeine Aufschwung, den Baden unter der Regierung Karl Friedrichs nahm,

und dessen freundliche Frucht eine milde, gemütvolle Aufklärung war, trat auch auf dem kirchlichen Gebiet hervor. Nirgends in deutschen Landen vollzog sich die Kirchenvereinigung so leicht und in so umfassender Weise wie in Baden. Es kam hier nicht nur zu einer Verwaltungs- und Verfassungsvereinigung, sondern es wurde eine Union der Lehre und Gesinnungen auf biblischem Boden erzielt. Die Herzen wollten zueinander; Dogma und Kult vermochten den inneren Zug nicht aufzuhalten.

Solche Zeiten quellenden Lebens pflegen schöpferisch zu sein auf den mannigfachsten Gebieten. Der neue Inhalt bedarf der neuen Formen. Man bedurfte neuer Lehrbücher. Voran einer biblischen Geschichte, aus der die kleinen unierten Christen die alten biblischen Stoffe in einer zeitgemäßen Bearbeitung erlernen sollten.

Da kamen einige Freunde Hebels auf den naheliegenden Gedanken, er sei der geborene Mann, eine solche Aufgabe in Angriff zu nehmen: er, der Dichter, der Schulmann, der Kirchenmann. Eine überaus glückliche Idee, die Hebel mit Freuden ergriff. Er machte sich 1818 ans Werk, das er, der inzwischen in der neugeeinigten Kirche deren erster Prälat geworden war, im Jahre 1824 vollendete und bei Cotta erscheinen ließ. Es überkommt uns, die wir die Einführung eines neuen Lehrbuches für den Religionsunterricht meist um den Preis langwieriger und umständlicher Beratungen erkaufen müssen, ein wehmütiger Neid, wenn wir daran denken, daß Hebels Biblische Geschichte, dies Buch von so ausgeprägter persönlicher Eigenart, ohne großen Widerstand in den Schulen unseres Landes eingeführt und volle zwanzig Jahre im Gebrauch behalten wurde: ja, daß sogar eine Bearbeitung von einem katholischen Geistlichen erschien.

Es war der Generalsynode des Jahres 1855 vorbehalten, Hebels Biblische Geschichte unseren Kindern wieder zu nehmen. Sie erhob gegen Hebels Buch den Vorwurf, es sei „nicht vollkommen bibelgetreu", der objektive Charakter der biblischen Geschichte komme nicht zu seinem ungeschmälerten Recht, die Subjektivität des Verfassers trete allzu stark hervor. Es nimmt sich eigentümlich aus, wenn dieselbe Synode fast in einem Atemzug sich dahin äußert: „Die Meisterschaft Hebels in volkstümlicher Darstellung ist unbestritten. Er hat, wie wenige Schriftsteller, den Volkston getroffen. Seine tiefe Gemütlichkeit, sein zutraulicher Humor und seine gesunde Laune haben ihm aller Herzen gewonnen; auch spricht sich überall seine treuherzige, fromme Gesinnung lebendig aus."

Eine andere Zeit war heraufgezogen. Das Jahr 1848, der badische Aufstand, hatte viele fromme und ängstliche Gemüter tief erschreckt und nachdenklich gemacht. Zu den Ursachen dieser Irrungen und Wirrungen zählten sie vor allem einen Mangel an religiöser Zucht und Bildung. Und den schoben sie wieder auf die verderblichen Wirkungen der Aufklärung und des kirchlichen Rationalismus.

Hatte die Synode von 1834 noch geglaubt, an dieses „Denkmal von Hebels Geist und Gemüt" nur mit der größten Schonung Hand anlegen und Änderungen nur da vornehmen zu dürfen, wo es durchaus notwendig erschien, so glaubte ein seiner eigenen Einschätzung nach kirchliches Geschlecht, solche Pietät dem Mitbegründer der Union nicht mehr schuldig zu sein und legte Hebels Biblische Geschichte zu den Akten. Freilich, dem Ersatzstück, das es an seiner Stelle brachte, ging's nicht besser. Nach abermals zwanzig Jahren mußte die Biblische Geschichte von 1855 unserer jetzigen weichen. Habent sua fata libelli.

*

Hebel hat sich in der Stimmung an sein Werk gesetzt, die man als Erzähler haben muß, wenn etwas Lebenswertes heraus-

kommen soll: in der Stimmung des Behagens, der Liebe und der Freude. Man fühlt es seiner Art zu erzählen an, wie ruhig und harmonisch, wie gesammelt in den Tiefen sein Gemüt gewesen sein muß, als er seinem Volk die heilige Geschichte erzählte. Er hat sich ja auch Zeit dabei gelassen. Als ein nahezu Sechziger hat er die Arbeit begonnen. Also auf der Höhe des Lebens, der Kraft und der Erfahrung. Dies gibt seinem Werk die Reife, den milden Herbstsonnenschein, den reinen, blauen Himmel, den warmen Goldton. Und er ist, als er dies Buch schuf, im Geist noch einmal, ein letztesmal dort eingekehrt, wo alle Zeit sein Herz war, in der heißgeliebten Oberländer Heimat:

. . . us der Heimet chunnt der Schii,
S'muß liebli in der Heimet sy!

Den Schein der Heimat hat er über seine biblischen Geschichten ausgegossen; Oberländer Wald- und Rebenduft atmen sie. Oberländer sind die biblischen Helden geworden. Selbst der Heiland trägt Oberländer Gewand. Bekennt doch der Dichter selbst: ich habe das Büchlein mit Liebe für mein Vaterland geschrieben . . . ich habe fast bei jeder Zeile im Geist oberländische Kinder belauscht.

Ernst Keller hat auf den alemannischen Sprachcharakter der Biblischen Geschichte aufmerksam gemacht. An zahlreichen Beispielen hat er verdeutlicht, wie diese „heilige Sprache seines Herzens" immer wieder in einzelnen Wendungen und sprachlichen Eigentümlichkeiten durch den hochdeutschen Vortrag durchklingt. Da heißt es, daß „das heilige Gesetzbuch verloren ging und nicht einmal gemangelt wurde". Die Philister hängen die Leichname „außenwendig" an die Stadtmauer; man ruht „ein Stündlein oder Etwas". „Moses war ein kraftvoller, junger Mann, wie wohl er hatte eine schwere Zunge." Der Kranke von Bethesda klagt: „Herr, ich habe keinen Menschen, wenn das Wasser sich bewegt, der mir hineinhelfe." „Als Saul sich nicht mehr zu retten wußte, ehe sich der König von Israel lebendig an die Feinde ergab, stürzte er sich in sein eigenes Schwert." „Leute, die ich nicht kenne, wo sie her sind." „Man kann das Wundwerden der Kinder gar oft verhüten, daß es garnicht kommt."

Wer dächte bei solchen Beispielen nicht an Gotthelf und Keller, bei denen es übrigens viel stärker und häufiger auftritt, während bei Hebel das Dialektische doch mehr nur wie ein leiser Unterton anklingt. Es wäre verkehrt, Hebels Biblische Geschichte als eine Herabziehung und Trivialisierung ins Bäuerliche und eng Oberländische vorzustellen. Hebels Größe liegt bei allen seinen Dichtungen in seiner Überlegenheit dem darzustellenden Stoff gegenüber. Diese Überlegenheit, die sich bei ihm so gern und so reizend in die Form des gemütlichen Humors, zuweilen auch der elegischen Stimmung kleidet, bewahrt ihn vor der Gefahr, ins anekdotisch Kleinliche zu verfallen. Er bleibt immer der Erzähler, der Dichter, wird nie — wenigstens in der Biblischen Geschichte nie — zum bloßen Plauderer.

Hier kommt noch eins in Betracht: Hebel weiß sehr wohl, daß es b i b l i s c h e Geschichten und nicht K a l e n d e r geschichten sind, die er erzählt. Jenes innerlich feine, differenzierte Stilgefühl, das den großen Dichter ausmacht, der immer er selbst bleibt und doch immer gerade d e n T o n anschlägt, der für den b e s o n d e r e n Gegenstand der richtige ist, offenbart sich auch hier. Hebel wird oft groß, er erreicht jene Höhe, die er in einigen seiner alemannischen Gedichte, z. B. im Karfunkel, erklommen hat, wenn es der biblische Gegenstand gebietet. Wie packend lautet der Schluß der Kreuzigung:

„Da waren sie aufgelöst die Schmerzen des frommen, heiligen Dulders. Da neigte er das müde Haupt und starb. Aber nicht umsonst hatte sich der Himmel in furchtbaren

Wolken verhüllt. Die Erde erbebte, daß die Felsen zersprangen und die Gräber aufgingen. Ja, der Vorhang im Tempel zerriß, der das Allerheiligste des Tempels bedeckte. Als der Hauptmann der römischen Wache das Erdbeben wahrnahm, sprach er: Wahrlich, er ist ein frommer Mann und Gottes Sohn gewesen. Das Volk aber schlug an seine Brust und kehrte wieder um. Man weiß nicht, was man dazu sagen soll."

Für jede Stimmung findet er den rechten Ton. Für jedes Bild die richtigen Farben. Die volkstümliche Schlichtheit des Kalendererzählers eint sich mit der Kraft und Tiefe des Lyrikers und mit der geistigen Kultur des hoch- und weitgebildeten Mannes.

Als Theologe und Prediger war Hebel ein Sohn seiner Zeit, die von der Aufklärung und von Kant herkam und die in der Religion Vernunft und Moral über alles liebte und schätzte, der es aber keineswegs eine innere Unmöglichkeit war, daneben die Grundbegriffe und Anschauungen der altkirchlichen Lehre festzuhalten und mit jenen vernünftigen Vorstellungen zu verschmelzen. Diese Theologie war der Ausdruck einer milden, weitherzigen, noch immer mit der heiligen Schrift in nahem Zusammenhang stehenden, auf das Gute, Wahre und Schöne in jeder Form gerichteten Frömmigkeit, die sicher bei ihren Anhängern ganz echt war.

Treten nun in Hebels Predigten die Schwächen dieser Anschauungsweise, ihre Nüchternheit und Kühle, der stark rationalisierende Zug oft etwas nackt hervor, so daß eine lebendige Wirkung von ihnen heute nicht mehr ausgeht, so ist das bei den Biblischen Geschichten anders. Was dort Schwäche ist, wird hier — wir wollen nicht sagen Vorzug. Aber es wird einerseits ausgeglichen durch das Schwergewicht der biblischen Stoffe, denen der Dichter mit soviel herzlicher Pietät gegenüber tritt. Und es wirkt andererseits mäßigend und mildernd auf den biblischen Supranaturalismus. Das allzu Gütige, Göttliche und das Ewig-Menschliche der biblischen Erzählungen tritt um so kräftiger hervor, als das spezifisch-Jüdische und das zeitgeschichtlich-Bedingte mehr verschwindet. Und durch alles hindurch schwingt als die lebendige Seele des Buches Hebels persönliche Frömmigkeit, die mehr war als seine Theologie, und die sich hier reicher und seiner Natur entsprechender entfalten konnte als in der Predigt, in der Hebel als Karlsruher Hofdiakonus wohl durch Rücksichten auf seine kritische Zuhörerschaft sich etwas beengt und beschränkt fühlte.

*

Wie ist Hebel nun im einzelnen zu Werk gegangen? Wir erinnern uns nochmals an seine eigenen Worte: „Ich habe fast bei jeder Zeile im Geist oberländische Kinder belauscht"; und: „es ist mir jede Stunde der freien Zeit und frommen Geistesstimmung dazu teuer, absonderlich die heilige Zeit, wenn die Festglocken läuten und nachklingen, und die Spätzlein ans Fenster kommen." Auch daran, daß er in Briefen an seine Freunde davon spricht, wie er sich bei der Abfassung des Buches eine Vereinigung von Müttern mit ihren Kindern denke und sich selbst darunter als lernendes Büblein, und wie er nun beide, Mütter und Kinder, im Geist um ihr Urteil frage.

Vom Kind ging Hebel aus, fürs Kind hat er geschrieben. Kindlich fiel darum auch Ton, Sprache und Charakter des Buches aus. Ich kenne kein Beispiel glücklicherer Übertragung eines großen geschichtlichen Stoffes in die Sprache des Kindes.

Wie der echte Lehrer stets, so ist Hebel bei seiner Arbeit Gebender und Nehmender in einer Person. Er belauscht das Kind, dem er erzählt; liest ihm seine Fragen, Gedanken, Einfälle von den Augen ab und stimmt sein eigenes Instrument genau auf die Seele der kindlichen Zuhörer.

Er hat Geschichten versprochen. Er gibt Geschichten. Farbige, von prächtiger An-

schaulichkeit. Er greift aus der biblischen Vorlage immer gerade das heraus, was das Kind interessiert, was es fassen kann, was es behält. Es g e s c h i e h t fortwährend etwas. Breite prophetische Reden, Lehrstücke, selbst Jesu-Reden hat er nur sparsam in die Schilderung der Begebenheiten eingeflochten. Eine Geschichte ist eben kein Rahmen für Glaubenssätze oder Morallehren, sondern eine Erzählung von Geschehnissen. Dabei hat er sich nicht gescheut, die biblischen Stoffe ganz subjektiv zu behandeln, an ihnen zu formen, sie weiterzubilden, dem kindlichen Verständnis mundgerecht zu machen; aber immer unter dem Gesichtspunkt, Geschichten zu liefern. Der Erfolg ist eine hohe Anschaulichkeit. Wie prägnant seine Darstellung ist, dafür nur wenige Beispiele. In der Geschichte von der Schöpfung heißt es:

„Es war noch kein lebendiges Wesen vorhanden, das sich über die schönen Lichter hätte freuen können. Aber bald fing es an, sich im Wasser zu bewegen, an großen und kleinen Fischen. Es flogen Vögel in der Luft umher und kamen immer mehr, und setzten sich auf die Zweige der Bäume in ihrem farbenreichen Gefieder und freuten sich in tonreichen Weisen. Es kamen Tiere auf der Erde zum Vorschein, jegliches in seiner Art. Der Falter flatterte um die schönen Blumenhäupter. Das Lamm hüpfte und weidete auf dem Anger. Im Wald erging sich der prächtige Hirsch. Überall, in allen Tiefen und Höhen bewegte sich ein fröhliches Leben."

Welche Anschaulichkeit und Frische! Die Musik hat in Haydns Schöpfung eine ähnliche Umsetzung des alten Schöpfungsberichtes in Geist und Sprache einer von Rousseau beeinflußten Aufklärungsreligion hervorgebracht.

Und wie trefflich wird in der Geschichte vom Sündenfall die Schlange eingeführt: „Da kam mit farbenreichen schimmernden Schuppen und in schönen Windungen eine glatte Schlange, denn also kommt die Verführung." Das Ergebnis der Sündflut aber wird also zusammengefaßt: „Da war nichts mehr, als Wasser unten und Wasser oben und ein schimmerndes Haus mit acht Seelen unter Gottes Schutz und Schirm."

Später heißt es: „In diesem Augenblick, als Noah seine Augen emporhob, da stand der schöne Regenbogen in einer stillen Herrlichkeit und Majestät in den Wolken."

Und vielleicht das schönste Beispiel, das die behördliche Vorlage unter ihre Anklagepunkte aufgenommen hat, die Einleitung zur Geburtsgeschichte des Herrn: „Aber in welchem Palast oder Kirchlein wird der Sohn Mariä geboren werden? Wer wird ihm von Zedernholz die Wiege verfertigen und mit goldenem Blumenwerk schmücken?"

Solche Züge, die den Dichter verraten, finden sich beinahe auf jeder Seite.

Es ist nicht zu verwundern, daß Hebel, dem Erzähler, das Alte Testament geeigneteren Stoff bot als das Neue. Das Alte Testament ist ja eine Fundgrube für den geborenen Erzähler. Fortwährend wechselnde Szene: fruchtbare Gefilde, rauchende Berge, tosende Wasser, Kriegszüge und Hirtenidylle, stille Rast am Brunnen und endlose Reisen durch Wüstenglut und Sonnenbrand. Königsgestalten in Purpurgewändern und Propheten im kamelshärenen Kleid. Stolze üppige Weiber und zarte anmutige Mädchen. Eine Welt, die man nur schauen muß, um nicht mehr von ihr loszukommen.

Im Neuen Testament fehlt es ja wahrlich nicht an ähnlichen Zügen. Aber die völlige Verinnerlichung des Lebens und der transzendente Grundton, der durch alles hindurchklingt, lassen die farbige Außenseite doch je länger desto mehr zurücktreten.

Es ist keine Frage, daß das Neue Testament in Hebels Bearbeitung nicht durchweg auf der Höhe des Alten steht. Er hat das auch selbst empfunden und ein Erlahmen seiner Kraft deutlich gespürt.

Was Auswahl und Gruppierung des Stoffes betrifft, so ist Hebel zwar sorgfältig, aber auch durchaus subjektiv verfahren. Er hat seine Lieblinge unter den biblischen Gestalten — welcher Freund des heiligen Buches hätte sie nicht? — zu denen gehört in erster Linie David. Seine Geschichte, überhaupt die Kriegsgeschichten des Alten Testaments sind mit besonderer Vorliebe behandelt. Dagegen läßt er andere, darunter schöne und bedeutsame, ganz weg, z. B. im Alten Testament die Erzählung vom Turmbau zu Babel, von Jakobs Traum, von dem Ringkampf Jakobs am Jabok, von Simson, Jona und Hiob, im Neuen die Hochzeit von Kana, das kananäische Weib, die Gleichnisse vom Unkraut unter dem Weizen, vom Senfkorn, vom Sauerteig, vom Schatz im Acker, von der guten Perle, vom Netz, vom verlorenen Groschen, vom großen Abendmahl, von den zehn Jungfrauen, die Fußwaschung.

Die Gründe sind unschwer zu erraten. Von den Gleichnissen dachte Hebel gewiß nicht gering. Aber er wollte ja Biblische G e s c h i c h t e geben, mußte also den Lehrstoff tunlichst einschränken und wählte darum nur die farbigsten, einprägsamsten, namentlich lukanische Parabeln, die mehr den Charakter von Geschichten als von Lehrerzählungen haben. Jene anderen Erzählungen dagegen mochten ihm zu mirakulös oder für unser Denken zu fremdartig erscheinen: die Sprachenverwirrung, Jakobs körperliches Ringen, Jonas im Bauch des Walfisches, die Wasser- und Weinverwandlung. Hier tritt allerdings der rationalisierende Zug in Hebel hervor, an dem die Männer der Generalsynode von 1855 sich so sehr stießen. Desto mehr ist anzuerkennen, daß der Zeitgenosse eines Paulus sich der rationalistischen Wundererklärungen so ziemlich enthalten hat. Einige derartige Ketzereien finden sich aber doch. Die wunderbare Erhaltung der Witwe zu Sarepta wird durch folgende Worte erklärt: „Es ist wohl möglich, daß Gott gute Leute aus der Nachbarschaft erweckte, welche der armen Frau täglich so viel zum Unterhalt des Propheten zutrugen, daß sie und ihr Kind davon zu leben hatten." Und bei der Erwählung Sauls durch Samuel heißt es: „Samuel gewann in seinem Herzen die Überzeugung, daß dieser Saul der sei" . . .

Allein zahlreich sind diese Erklärungen nicht. Sie beziehen sich meist auf nebensächliche Züge und sind, da Hebel das Wunderbare als solches ja ruhig bestehen läßt, vom pädagogischen Gesichtspunkt aus tragbar. Scheinen sie doch von der psychologisch richtigen Erwägung auszugehen, daß wir heute manches in einem andern Licht schauen als die Menschen des Altertums, und daß wir gar manchmal nach kausalen Zusammenhängen suchen müssen, wo der ungebrochene Wunderglaube der Antike unmittelbares göttliches Eingreifen annahm. Andererseits wahrt Hebel an entscheidenden Stellen mit großer Pietät den „Offenbarungscharakter" des biblischen Wortes, indem er aus der mythischen Einkleidung den in ihr verborgenen göttlichen Sinn herauslöst und in eine dem kindlichen Verständnis zugängliche, einfache Form kleidet, ohne die legendäre Hülle selbst zu zerstören. Man lese daraufhin die Erzählung vom Sündenfall: es bleibt alles Bildhafte erhalten: die paradiesische Kindlichkeit, Unschuld des ersten Paares, die Erzählung von den beiden Bäumen, von der lockenden Frucht und von der verführenden Schlange, die Übertretung des göttlichen Gebotes, die darauf erfolgende Vertreibung aus dem Paradies mit ihren schmerzlichen Folgen. Und zum Schluß den unerschöpflichen Sinngehalt der Erzählung in die einfachsten Worte zu fassen: „Als sie die Unschuld verloren und gesündigt hatten, konnten sie die Lebensruhe und die seligen Kinderfreuden des Paradieses nimmer genießen. Wer die Unschuld verloren hat, kann in keinem Paradies mehr glücklich sein."

Gerade dies Nebeneinander des rationalen und irrationalen Elements gehört zu den Feinheiten dieses Buches, dessen Verfasser sich auch hierin als ein Meister kindlicher und volkstümlicher Psychologie erweist. Ähnlich verhält es sich mit den Umbildungen biblischer Geschichten und Charaktere. Es ist wahr: Hebels Schöpfungsgeschichte ist etwas anderes als die Erzählung der Genesis. Sie ist „keine biblische Geschichte, sondern eine freie Reproduktion der im Anfang des Jahrhunderts herrschenden, hauptsächlich von Herder eingeleiteten Theorie der Vermittlung der naturwissenschaftlichen Erklärung der Entstehung des Sonnensystems mit den Anschauungen der Bibel". Allein die Grundwahrheiten des biblischen Schöpfungsberichtes sind zu klarem Ausdruck darin gekommen. Und wie fein und lieblich ist Hebels Umdichtung zu lesen.

Als Entgleisung des Dichters ist allerdings die Stelle am Schluß der Bergpredigt zu empfinden. Da heißt es:

„Aber nicht alles, was Jesus seinen Zeitgenossen sagt, gilt so auch für alle Menschen und für alle Zeiten. Wiewohl Sanftmut, Nachgiebigkeit mit Ehre und Klugheit ist in allen Zeiten zu empfehlen, und schon manchem, welchem die Streitsucht oder Eigennützigkeit oder die Rachbegierde nicht erlauben wollte, einmal ein Unrecht zu ertragen, hat sich dadurch in das größte Unglück gestürzt. Ein Körnlein Goldes ist in allem, was Jesus gesprochen hat, für den, der es suchen und erkennen mag."

Hier wird mit unzulänglichem Maßstab gemessen. Es ist bezeichnend, daß gerade an der Bergpredigt der Rationalismus, der Jesus doch vor allem als Lehrer zu würdigen versuchte, seine Achillesverse offenbaren mußte.

Weniger schlimm sind die Umbildungen, die Hebel mit einigen biblischen Gestalten vorgenommen hat. Da zeigt sich vielmehr seine ganze naive, freimütige Art, die Bibel subjektiv und persönlich anzuschauen und auszulegen. Und sein gesundes Gefühl trifft hier oftmals das Richtige. So in der für Hebel bezeichnenden Bemerkung zu der Hinschlachtung der Baalspfaffen:

„Aber man weiß nicht, ob man alles loben soll, was Elias tat. Die Propheten sind auch Menschen. — Der allzu große Eifer im Guten kann zu allen Zeiten selbst das Gute hindern und das Böse befördern."

Verfehlt dagegen ist seine Charakteristik des Stephanus, die viel böses Blut gemacht und dem Buch manche Feindseligkeiten eingetragen hat:

„Stephanus war neben seiner Frömmigkeit auch ein schöner, aber zugleich ein wortseliger und reizbarer Mann; man sah ihm wohl an, daß er noch ein Neuling und kein Apostel war. Seine Reizbarkeit befördert seinen Tod ... (Ja er hat), als er schon erhitzt war in seiner Rede, die Fassung seines frommen Gemüts so sehr verloren, daß er anfing zu schimpfen. Das ist kein Apostel. Er nannte sie Halsstarrige und Unbeschnittene, was damals eine große Beleidigung war, und warf ihnen vor, daß ihre Väter die Propheten getötet haben, und sie selber seien nicht besser. Niemand läßt gern seine Väter schimpfen, sie auch nicht."

*

Damit haben wir bereits eine weitere Eigentümlichkeit der Hebelschen Biblischen Geschichte berührt. Wer das Büchlein durchliest, dem fallen sofort die zahlreichen erklärenden, ermahnenden, zusammenfassenden Bemerkungen auf, von denen es durchsetzt und durchzogen ist.

Der Fluß der Erzählung wird zuweilen plötzlich durch eine Frage unterbrochen, etwa der Art: „Aber wie erging es in der Zeit dem Jakob und seinen zwölf Söhnen in Kanaan? Aber warum kommt Johannes der Täufer so lange nicht mehr zum Vorschein? Aber was wird unterdessen aus des Jairus totkrankem Töchterlein? Aber in

welchem Palast oder Kirchlein wird der Sohn Mariä geboren werden?"

An diesen im ganzen sparsam verwendeten rhetorischen Fragen zu kritteln und zu mäkeln, ist ein Zeichen von Unverstand. Denn sie beleben in reizvoller Weise den Vortrag und geben ihm die Wirkung der unmittelbaren Rede.

Das nämliche gilt von den erklärenden und ermahnenden Zusätzen. Es ist wahr, Hebel unterbricht sich oft in seiner Erzählung. Er malt aus, schildert z. B. David als „einen gar hübschen Knaben von schöner roter Farbe, mit schönen Augen und von guter Gestalt", er erklärt den Sinn einer ganzen Erzählung oder gibt ein Urteil über eine Handlung oder eine Persönlichkeit. So faßt er den Sinn der Sämannsparabel in folgende Fragen:

„Was will ein Kind aus diesem Gleichnis und seiner Deutung abnehmen? Ist nicht die Schule einem solchen Acker gleich? Rührt nicht Jesus mit so manchem schönen Sprüchlein die zarten Herzen an, und säet das Wort? Wie steht es um mein Herz? Bewahre mich, mein Gott, vor Unachtsamkeit, vor Leichtsinn, vor bösen Begierden! Erhalte in mir ein feines und gutes Herz! Mein Leben sei fruchtbar an guten Gesinnungen und Taten."

Das Leben Josephs faßt er mit kräftigen Strichen zusammen:

„Das ist nun des Josephs wunderbarer Weg, den er wandeln mußte aus des Vaters Haus in eine tiefe Grube, aus der Grube als ein verkaufter Knecht nach Ägypten in das Haus des Potiphar, aus dem Haus des Potiphar in das Gefängnis, aus dem Gefängnis in des Königs Palast."

Von der Tat Jakobs an Esau und Isaak urteilt er:

„Es gehört nicht viel dazu, einen alten, blinden Vater zu hintergehen, wenn nicht kindliche Liebe und Ehrfurcht und Scheu vor Gott es dem Herzen schwer machen."

Und an den Regenbogen nach der Sündflut knüpft er die sinnige Ausdeutung:

„Also erscheint noch von Zeit zu Zeit der Regenbogen am Himmel, und es spiegelt sich in seiner schönen Gestalt und in seinen milden, heitern Farben noch jetzt die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes gegen die Menschen ab und leuchtet hernieder auf die Erde. Fromme Kinder sehen ihn mit Verwunderung und Freude an und wollen nie etwas Böses tun."

Zu diesen mehr erklärenden gesellen sich dann häufig jene ermahnenden und warnenden Bemerkungen, die so überaus charakteristisch für Hebels Erzählerstil sind, und die wir aus den Kalendergeschichten kennen: „Item — der geneigte Leser merke!"

Ein charakteristisches Beispiel für viele (am Schluß der Versuchungsgeschichte):

„Merke hierbei: Wer die Sprüchlein der heiligen Schrift mit Wissen falsch deutet, daß er die Sünde beschönige, der treibt des Satans Werk und böse Kunst. Wer sein will wie Jesus, der stärkt sich durch die guten Sprüchlein gegen die Sünde und gefällt Gott und den heiligen Engeln wohl."

Gegen diese Zusätze und Einschübe hat sich der Widerspruch von 1855 besonders heftig gewendet. Mit scheinbar ästhetischen Gründen suchte man ihnen zu Leibe zu rücken. „Es kommt uns gerade so vor" — heißt es im Kommissionsbericht — „wie wenn man uns während des Lesens, Hörens, Sehens eines Kunstwerks mit einem geistreichen Kommentar über dessen einzelnen Schönheiten behelligen wollte, anstatt seinen Lebenseindruck ungestört walten zu lassen."

Dieser Gesichtspunkt, der, so allgemein geltend gemacht, berechtigt ist, versagt der Hebelschen Biblischen Geschichte gegenüber vollständig.

Denn Hebel zerreißt die Zusammenhänge nie durch seine Bemerkungen, sondern verknüpft sie desto enger; er zergliedert nicht, sondern baut auf. Er ist kein geistreicher

Kommentator, sondern der freundliche, wohlwollende Lehrer, der seinen Kindern die biblischen Stoffe vermitteln und nahebringen will.

Der erzieherische Wert des Buches — erzieherisch nicht nur für die Kinder, sondern vor allem auch für die Lehrer — liegt darin, daß es uns zeigt, wie man die biblischen Geschichten zu behandeln hat. Da ist kein vergewaltigendes Umbiegen, kein theologisches Umdeuten, kein künstliches Zerfasern und Präparieren des biblischen Stoffes. Sondern Erzählung, Erklärung und Anwendung sind mit vollendeter Kunst in Eins zusammengewoben und stehen als ein schönes, rundes, wohlgeordnetes Ganzes vor unseren Augen. Für unsere Zeit, die auf der einen Seite dem Unterricht durch das ewige Erklären und Rationalisieren alles Großen in Geschichte, Religion und Poesie das Rückgrat auszubrechen droht und es in ein farbloses, unschmackhaftes Etwas verwandelt, vor dem die Jugend sich geekelt abwendet, und in der sich infolgedessen bereits eine ebenso maß- und ziellose Gegenströmung geltend gemacht, die alles Erklären für überflüssig, unkünstlerisch und schulmeisterlich abtun und aus dem Unterricht bannen möchte, kann Hebels Biblische Geschichte unschätzbare Dienste leisten. Sie kann ihr zeigen, wie man erzählen, gut, frisch, herzlich erzählen und beim Erzählen ganz unvermerkt auf eine anmutige Weise erklären und anwenden kann.

*

Hebels Biblische Geschichte ist seit vielen Jahrzehnten vom Religionsunterricht der evangelischen Kirchen unseres Landes ausgeschlossen. Die Gründe, mit denen diese Maßnahme gestützt wurde, sind teils richtig, größerenteils falsch. Die Maßnahme selbst war das Ergebnis einer völlig veränderten kirchlichen und allgemeinen Lage. Sie muß daher geschichtlich begriffen, d. h. praktisch anerkannt werden. Die Wiedereinführung, sei's des Originals, sei's einer Bearbeitung, wäre ein verfehltes und unhistorisches Beginnen.

Damit ist aber nichts gegen den bleibenden Wert der Hebelschen Biblischen Geschichte gesagt. Dieser ist ein doppelter. Ein rein literarischer. Hebels Biblische Geschichte gehört unserer deutschen Nationalliteratur an wie Luthers kleiner Katechismus. Sie ist ein Kleinod und Meisterwerk deutscher Erzählerkunst. Innerhalb der Werke Hebels selbst nimmt sie neben den alemannischen Gedichten und dem Schatzkästlein die erste Stelle ein. Wer Hebel wirklich kennen will, der kann an seinen Biblischen Geschichten nicht vorüber gehen.

Für den biblischen Geschichtsunterricht aber erwarten wir gleichfalls noch segensreiche Wirkungen des Hebelschen Werkes. Möchten es doch alle die, welche der Jugend die unvergänglichen Schätze der biblischen Erzählungen zu vermitteln berufen sind, zum Gegenstand eingehender Beschäftigung machen. Mögen sie vom alten Hebel lernen, wie man Kindern die biblischen Geschichten kindlich erzählt. Möge er ihnen das Geheimnis offenbaren, das ihn wie seit Luther Wenigen enthüllt war, das Geheimnis, von Gott und seinem Reich so zu sprechen, daß die Herzen der Unmündigen bewegt und gestimmt werden zu einem Lob des Ewigen.
November 1946

Hofdiakonus August Hausrath 1806—1847, Karlsruhe

Lebensspuren Hebels

Aus den Tagebüchern seines Schülers August Hausrath ausgezogen

von Walther Osterrieth, Freiburg

„Unter den Büsten, die in der Halle des Karlsruher Friedhofs an verdiente Persönlichkeiten des badischen Landes und der Stadt Karlsruhe insbesondere erinnern, findet sich zur rechten Hand die eines jungen Predigers, die mit milden Zügen auf die Gräberreihen vor ihr hernieder schaut[1]). Es ist das von „Freunden und Verehrern" gesetzte Denkmal des Hofdiakonus August Hausrath in Karlsruhe, der in der Blüte seiner Jahre ein Opfer seiner aufreibenden geistlichen Tätigkeit wurde, aber trotz seines frühen Todes ein warmes Andenken in seiner Gemeinde hinterlassen hat. — Die rührende Teilnahme und das nachhaltige Andenken, das die Gemeinde Karlsruhe ihm bis zur Stunde erhalten hat, zeugen nicht nur für den Wert des Mannes, sondern geben auch davon Zeugnis, daß der Beruf, dem er lebte, die tiefgehendsten und dankbarsten Wirkungen auszuüben vermag, wenn nur anders der Mann danach ist. Auch ist er ein Beweis, daß es heute so wenig als vormals in Sachen der Religion nötig ist, durch weitverbreitete Schriften oder ins Auge fallende Taten zu glänzen, um eine tiefgehende Wirksamkeit zu üben; die Kirche ist vielmehr der Platz, wo die ganze Persönlichkeit einzusetzen ist, und auf diese führt sich auch hier der große Erfolg zurück, der August Hausrath in seinem Kreise beschieden war".

Mit diesen Worten beginnt und endet die ausführliche Lebensschilderung, die der Heidelberger Kirchenhistoriker und Schriftsteller Adolf Hausrath (1837—1909)[2]) seinem Vater in Weechs Badischen Biographien widmete[3]). August Hausrath, der am 24. 7. 1806 in Hochstetten geboren wurde und am 2. 2. 1847 in Karlsruhe starb, hinterließ nur drei Predigtsammlungen (1834, 1838 und 1843), deren erste unter dem Titel „Der Sonntag-Abend" als Wochenschrift erschienen war. Die schmalen Bände sind seit Jahrzehnten ebenso vergessen und fast verschollen wie einige als Einzeldrucke erschienene Predigten, die von dem Karlsruher Buchhändler Georg Holtzmann, einem Schwager Hausraths, verlegt wurden. Von ihnen verdiente besonders die Rede der Vergessenheit entrissen zu werden, die der Hofdiakonus am 6. September 1843 bei der Beerdigung des Leutnants Julius Freiherr Göler von Ravensburg hielt, der in der damals und später oft die badische Halsbandgeschichte genannten Haber-Affaire[4]) im Duell von dem Russen Werefkin getötet worden war. Zwar nicht so weit „links" stehend wie sein Schwager, der Mannheimer Stadtpfarrer Emil Otto Schellenberg, der bei der Gedächtnisfeier für Robert Blum öffentlich von der „Sünde der Obrigkeit" und dem „Mißbrauch der heiligen Gewalt" zu reden wagte[5]), nahm Hausrath doch die Gelegenheit wahr, den Adel an seine Pflichten zu mahnen; er konnte das um so ungeschminkter tun, als er mit seinen vorzüglichsten Karlsruher Repräsentanten persönlich befreundet war, mit einigen sogar schon seit seiner Schulzeit.

Uns, die wir nach noch unentdeckten Lebensspuren Hebels suchen, können hier nur Hausraths Schul- und Studienjahre (1817—1827) beschäftigen. Sie treten uns sehr lebendig aus den Tagebüchern vor Augen, die er seit dem Jahre 1818, also von seinem 12. Lebensjahre an, geführt hat. Doch geben wir noch einmal dem Sohn Adolf das Wort: „Seit 1817 Zögling des Karlsruher Lyceums ward August Hausrath

Arzthaus Dr. Singeisen in Riehen heute

bald ein Lieblingsschüler Hebels, der namentlich die philologische und poetische Begabung des frühreifen Knaben in eine erfolgreiche Pflege nahm. Unter den Mitstrebenden befanden sich nachmals namhafte Persönlichkeiten: Alexander Braun, der Botaniker, Ferdinand Hitzig, der Theologe, Robert Volz, der Mediziner, Adolf von Marschall, der nachmalige Minister des Innern. Sie alle verband ein früher Freundschaftsbund, der dem gemeinsamen Genuß der alten und neuen Literatur und der Musik galt und im Hause der verwitweten Frau von Marschall eine freundliche Aufnahme fand"[6]).

Daß der junge August Hausrath ein Lieblingsschüler Hebels[6a]) gewesen sei, mag den Hebelfreund überraschen, weil sich der Name dieses Schülers bei Hebel, insbesondere in seinen Briefen, nirgends findet. Doch abgesehen davon, daß diese Bemerkung des als Wissenschaftler bedeutenden Sohnes noch auf mündlicher Überlieferung fußt, kann für den, der vollen Einblick in die Tagebücher genommen hat, kein Zweifel darüber sein, daß der musische Sinn, die Frömmigkeit, die Lauterkeit und die erstaunliche Aufgeweckt-

heit und Intelligenz dieses Knaben das Wohlgefallen des Prälaten finden mußte[7]). Hinzu kommt, daß Hausrath schon persönliche Beziehungen zu Hebel mitbrachte. Zwar mag sein Vater, der Pfarrer Christoph Friedrich Hausrath (1769—1841), dem Prälaten nur dienstlich bekannt gewesen sein. Die Mutter Amalie Hausrath (1786—1849) aber war die Tochter des aus Lörrach stammenden Pfarrers Johann Balthasar Herbster (1750—1812), eines Vetters des im Jahre 1747 in Basel geborenen Berginspektors Johann Jeremias Herbster, dem Hebel die erste Auflage der Alemannischen Gedichte gewidmet hatte[8]). Auch war Amalie Hausrath die Enkelin des Kirchenrats und Gymnasialprofessors Christoph Mauritii (1720 bis 1792), bei dem der junge Hebel, als er 1774 nach Karlsruhe ins Gymnasium illustre kam, auch einen Freitisch — neben anderen — hatte[9]). Der Prälat hat es seinem Schüler nicht vergolten, daß dessen Urgroßvater ihm dann bei seinem Dienstantritt als Subdiakonus im Dezember 1791 einen kühlen Empfang in Karlsruhe bereitet hat! Der Beweis hierfür liegt in den nachfolgenden Auszügen offen zu Tage. Sie sind freilich

Zeichnung Glattacker

Hebel nimmt Abschied vvn seinem Freund Singeisen vor dem Haus zur Linde in Riehen 1791

— vor allem gemessen an dem Umfang und der Ausführlichkeit der Tagebücher — spärlich genug. Aber auch im Zeitalter der schwärmerischen Empfindsamkeit pflegten Knaben und Jünglinge nicht gerade ihre Schullehrer zum Gegenstand ihrer Herzensergießungen zu machen; so müssen wir uns verständnisvoll bescheiden. Daß sich der Umgang Hausraths mit seinem verehrten Lehrer nicht auf die wenigen Episoden beschränkte, die wir in seinen Tagebüchern finden, versteht sich von selbst. Allerdings gab Hebel, der schon 1814 von der Direktion des Gymnasiums befreit worden war, in den hier in Betracht kommenden Jahren nur noch einige Unterrichtsstunden[10]).

Da es uns allein darauf ankommt, Hebel in seinem Wirken und Nachwirken sichtbar zu machen, durfte davon abgesehen werden, die nachfolgenden Tagebuchauszüge durchweg mit biographischen oder geschichtlichen Anmerkungen zu kommentieren. Dem Kenner der Staats- und Wissenschaftsgeschichte unseres Landes[10a]) werden ohnehin die mei-

sten Namen, die genannt werden, vertraut sein, und die Hebelfreunde im besonderen werden unter Hausraths Schul- und Studiengefährten einigen Vertretern der zweiten Generation aus Hebels Freundes- und Bekanntenkreis begegnen. Obgleich die Tagebücher nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren und nie überarbeitet wurden, werden die Auszüge in unverändertem Wortlaut gebracht[11]). Wer die eine oder andere Wendung nicht elegant genug findet, möge bedenken, wie jung der Schreiber war, der seine Tageseindrücke mit rascher Feder, ohne an einen Mitleser zu denken, hinschrieb.

Die Reihe der Auszüge, in denen der Name Hebel fällt, beginnt mit einer Idylle.

Eintrag vom 1. Juli 1822 (Karlsruhe):

„Den ganzen Morgen regnete es, erst gegen Mittag trat die Sonne aus dem Gewölke und am Abend ward es wirklich schön, besonders da die Hitze, die dieses Jahr drückender war als je, dadurch gemildert wurde.

Ich wurde auf diesen Abend zu einer Gesellschaft eingeladen, bei dem Herrn von Kageneck. Es gab eine kleine Fête auf der Glashütte, der Fräulein v. Reck oder jetzigen Frau v. Suntal zu Ehren, die vor etlichen Tagen sich verheiratet hatte. Ich mußte dabei singen und ging mit den anderen, die überhaupt etwas beim Feste zu tun hatten, voraus. Die größere Gesellschaft kam später und wurde von uns empfangen. Sechs Knaben und Mädchen, die Knaben als Bauern verkleidet, traten aus dem Gebüsche mit Kränzen auf einmal vor und der Gesellschaft in den Weg, Marschall hielt eine Rede an sie, in der er etwas stecken blieb, und hinter dem Gebüsche standen wir vier Sänger (Kageneck, Stockhorn, Reck und ich) und bewillkommneten sie mit einem Liede. Die Dichtung ist vom Prälaten H e b e l. Ich hatte ein Lied dazu machen sollen und war schon fertig damit, nun hatten sie es dem Prälaten Hebel aufgetragen. Dies wollte nun meiner Eitelkeit nicht besonders schmeicheln, denn ich konnte mir wohl einbilden, sie haben gedacht, mein Gedicht würde schlecht bestehen vor des Prälaten Prolog — doch was tut's. Ich fand, daß Hebels Gedicht besser war als das meine, doch hatte er — ohne in mein eigenes Machwerk verliebt zu sein — fast die nämlichen Gedanken."

Wir müssen der Versuchung widerstehen, auch noch die nachfolgende reizende Schilderung dieses ländlichen Festes wiederzugeben. Leider ist uns Hebels Hochzeits-Carmen nicht überliefert und die Verse seines damals noch fünfzehnjährigen Schülers können kaum den Anspruch erheben, der Nachwelt in vollem Wortlaut mitgeteilt zu werden. Doch seien die erste und letzte Strophe wiedergegeben:

Sieh' Blumenkränze bringen wir,
Des schönen Frühlings Blüten
Nur wenig ist es, was wir dir,
Doch gern und freudig bieten —

Du ziehst in Deine Heimat hin,
Entfernst dich von uns allen,
Läss'st unsere Kränze, ach, verblühn
Und unser Lied verhallen.

Bei der Suche nach diesem Gedicht im Nachlaß des Hofdiakonus glückte ein schönerer Fund. Im Inhaltsverzeichnis seiner handschriftlichen Gedichtsammlung fand sich der Titel „Wechsel — An den Prälat Hebel". Auf der angegebenen Seite steht nachfolgendes Gedicht. Der Überschrift „An einen Greisen" ist die Zeile vorangesetzt: „Wechsel Das Thema v. Präl. Hebel gegeben" und unter dem Gedicht ist vom jungen Poeten vermerkt: „Von Herrn Hebel für eine Kunstausstellung erklärt — besonders das Ende für sehr schön erklärt, nichts weiter daran corrigiert."

An einen Greisen

Klage nicht, daß jene Tage,
Da du in Jugendkraft des Lebens Stürmen
Trotztest, jetzt dahingeschwunden!

O klage nicht, daß deine Kniee wanken,
Daß dich Aller Loos getroffen!
Sieh um dich, sieh wie Alles auf der Erde
Wechselt, und im Wechsel fliehet,
Sieh wie ein Bild das andere verdrängt, sich
Alles seinem Ende nähert!
O freue dich darüber! — Oder willst du
Daß die Rose ewig blühe,
Der Wiese frisches Grün sich nimmer bleiche,
Daß dem Baum kein Blatt entfalle?
Wie, soll die Flur Jahrtausende hindurch das
Bild der einen Frühlingsstunde
Im Antlitz tragen? Wie, soll diese Sonne
Sich im Morgenthau nur spiegeln?
Wenn du es wünschest, daß die Zeit dahin-
Durch Aeonen ohne Wechsel, [schleicht
Dann wünsche Jugend dir, die nimmer altert!
Aber wenn du gern es siehest,
Wie dort die Rose schüchtern sich emporhebt,
Sich entfaltet, und selbst welket,
Wenn es dich freut, daß Veilchen
und Zeitlosen
Dort der Wiese Grün durchweben,
Daß jener Baum nicht Blüten —
nein auch Früchte
Trägt, daß jene vollen Ähren
Des Sommers Glut erzeugt, und daß
des Schnees
Flocken auch den Winter kleiden;
Wenn dich der Sonne — Untergang entzückt!
O dann klage nimmer, daß dich
Dein Genius den Weg der Menschheit führet,
O dann klage nicht, daß du auch
Die schwache Hülle bald vertauschest; preise
Deinen Winter, ohne ihn beut
Der ew'ge Frühling nimmer seine Kränze.

Das Gedicht ist nicht datiert, doch kann Hausrath, als er sich dieser poetischen Schulaufgabe unterzog — oder sollte ihm Hebel das Thema privatim gestellt haben? — nicht älter als siebzehn Jahre alt gewesen sein, denn schon im Herbst 1824 siedelte er zum Studium der Theologie nach Göttingen über. — Es erscheint uns bemerkenswert, daß Hebel seinen jungen Schülern das Thema der Vergänglichkeit nicht im Sinne seines gewaltigen gleichnamigen Gedichts stellte, sondern in der Denkform des Wechsels. Wie jugendlich schön und auch poetisch glücklich — dadurch, daß er, der Jüngling, sich an einen Greisen wandte — Hausrath die Aufgabe löste, erkennen wir leicht, wenn wir das am 6. 1. 1836 entstandene Greisen-Gedicht eines anderen Siebzehnjährigen betrachten, Jakob Burckhardts unjugendlich todessehnsüchtige Verse „Der Sylvesterabend des Greisen".[11a])

*

Aus dem Eintrag vom 4. Mai 1823 (Karlsruhe):

„Ich ging lange Zeit mit dem Kirchenrat Doll, er sagte zu mir, ich hätte ihm letzthin eine große Freude gemacht. Der Prälat Hebel hätte ihm einen Aufsatz von mir gewiesen, der sehr schön gewesen sei. Ich freute mich und führte das Gespräch mit ihm fort über Sprache, Literatur, Verfall der italienischen Dichtkunst, über Rousseau und die Revolution und über den jetzigen Zustand von Spanien und Frankreich."

*

Der Eintrag vom 5. Oktober 1823 ist auf einer Wanderung in der „Schönmünzacher oder Schwarzenberger Glashütte" im Württembergischen geschrieben. Der Karlsruher Lyceist kam im Wirtshaus in ein Gespräch mit Bauern —

„da kam einer mit dem Wort dazwischen, ich hätte ganz recht, aber ob es einem wohl sein könne, wenn die Regierung ihre Untertanen so behandelte, wie sie behandelt würden. Beinahe das einzige Mittel zu ihrer Erhaltung sei die Viehzucht, nun ließe aber der König beinahe alle ihre Weideplätze wegnehmen und umzäunen, um neue Waldungen anzulegen. — „Aushungern wollen sie uns" fuhr er in erhöhtem Tone fort und fing nun eine Litanei über die Be-

drückungen des Landvolks an, wie man sie in unseren Tagen nicht selten hört.

Ich erinnerte mich an das Noli me tangere, welches Hebel, wohlmeinend, bei Gelegenheit eines politischen Aufsatzes zu mir gesprochen hatte, und da ich überdies einige Personen mit öffentlichen Röcken in der Stube sitzen sah und nicht wußte, wie weit sich die liberale Gesinnung der württembergischen Regierung erstrecke, so gab ich ihnen einige allgemeine Trostsprüchlein preis, sprach in nichtssagenden Phrasen weiter und wurde immer allgemeiner und allgemeiner, bis ich auf Gegenstände, die weniger verfänglich waren, leicht übergehen konnte."

*

Die Aufzeichnung vom 19. Oktober 1823 führt uns in Hebels Heimat. Hausrath macht eine Wanderung durchs Oberland und kehrt im Pfarrhaus zu Egringen ein, wo er seine Karlsruher Mitschüler Ferdinand Hitzig[12]), den Sohn des Egringer Pfarrers Ferdinand Sigismund Hitzig[13]), und Theodor Seubert trifft. Gemeinsam gehen sie am nächsten Tage nach Wollbach, besuchen dort Pfarrer Raupp[14]) und setzen die Wanderung mit Raupps Sohn fort:

„Wir gingen von hier über das Gebirg zum Teil klassischen Boden, wenigstens durch Schlachten berühmt, bis wir von der Anhöhe das reizende Wiesental übersehen konnten. Das alte Schloß Rötteln sieht schauerlich in das freundliche Tal von seinen Waldbergen herab. Hitzig und Raupp, die Väter und die Söhne, sollen manches hundertmal über diese Berge nach Lörrach herab in die Schule gegangen sein und wußten manches Geschichtchen noch von jenen Zeiten zu erzählen. Wir kamen endlich nach Tüllingen, wo ein splendides Mittagessen gegeben wurde. Das Pfarrhaus liegt von allen, die ich bis jetzt kenne, am schönsten. Man übersieht das ganze weite Feld bis Basel und darüber, den grünen Rheinstrom und zugleich von der anderen Seite des Hauses das Wiesental, das wahrlich seinen Hebel verdient hat. Wir trieben uns hauptsächlich in den Weinbergen herum und aßen den Leuten die Trauben."

*

Eintrag vom 12. Januar 1824 (Karlsruhe):

„Der Prälat Hebel gab mir heute meinen Aufsatz mit einer sonderbaren Kritik zurück. Er schien manches nicht verstanden zu haben oder verstehen zu wollen. Freilich habe ich etwas allzu derb darin hatgrihirt[15]), und ein anderes Mal will ich es nicht mehr tun."

*

Die Begebenheit vom 23. 1. 1824, so unscheinbar sie sich dem ersten Blick darstellt, würde für den alternden und trotz treuer Freunde immer einsamer werdenden Prälaten tröstlich gewesen sein, zumal er wohl gerade an diesem Tage seinen am 21. 1. 1824 gestorbenen alten Freund Nikolaus Sander, „mit dem ich in 32 Jahren viel lieb und leid durchgemacht habe" (Br. v. 7. 2. 1824), zu Grabe getragen hatte.

Am 22. Januar 1824 notiert Hausrath, daß das Schwesterchen Röse seines Schulfreundes Karl von Kageneck, „ein Kind von sieben Jahren so hoffnungsvoll wie ich noch keines sah", am Scharlachfieber gestorben war und daß die Eltern bei Frau von Marschall Wohnung nahmen.

Eintrag vom 23. Januar 1824 (Karlsruhe):

„Ich ging abends zu Marschalls. Ich bewundere diese Frau immer mehr, wie sie alles richtig aufzufassen und wenden weiß, wie sie alles vermeidet, was den Schmerz der unglücklichen Eltern wieder aufregen (kann). Wir lasen in Hebels Gedichten. —

Wahr ist es aber doch, die Menschen sind nie liebenswürdiger als im Unglück."

*

Eintrag vom 28. Januar 1824 (Karlsruhe):

„Der Prälat milderte heute im Hebräischen seinen gestrigen etwas schneidenden

Ton und war außerordentlich gnädig. Nachmittags trieb ich Italienisch und Tacitus und Theokrit[16]), dann besuchte ich Kageneck in bestem Humor, ging dann in den Singkranz im Museum[17]), wo mich Langeweile und Überdruß beinahe überfallen hätten — ich entging aber diesen schlimmen Gästen durch einen Besuch bei Marschall, wo ich mit dem Herrn von Reck einen interessanten Streit über Schiller und Goethe führte — und legte mich dann um 10 Uhr ins Bett, zufrieden mit dem heutigen Tage."

*

„Sonntag, den 8. Februar 1824 (Karlsruhe): Morgens schrieb ich an einer Epistel für Adolf von Märschall. Der Prälat hatte mich gestern zum Essen eingeladen, und ich war heute dort von 12—3. Er ist unerschöpflich an neuen Erzählungen. Zandt[18]) kam am Ende auch dazu, und wir sprachen von der Schweiz. Dann machte ich eine Visite bei Gailings, traf sie aber nicht an."

*

Die Schulferien im April 1824 verbrachte Hausrath wieder bei seinen Eltern in Königsbach, wo er den Brand des Hauses, in dem seine Tante wohnte, miterlebte. Zwei Tage vor Wiederbeginn der Schule kehrt er nach Karlsruhe zurück.

Eintrag vom 2. April 1824 (Karlsruhe):

„Ich kann die traurigen Gedanken nicht los werden. Ich glaube beinahe, daß ich Heimweh habe. Ich war heute auch beim Prälat."

*

In den nächsten Monaten ging für Hausrath die Schulzeit zu Ende. Die folgende Eintragung stammt schon nicht mehr von dem Schüler, sondern dem „mulus". Hausrath, der beim Abgang vom Lyceum die poetische Abschiedsrede gehalten und als primus omnium eine silberne Denkmünze bekommen hatte, worüber sich das Tagebuch — bezeichnenderweise — ausschweigt, hatte sich entschlossen, in Göttingen und Halle Theologie zu studieren. Er nahm im Königsbacher Pfarrhaus von seinen Eltern und seiner Großmutter Abschied und fuhr am 16. Oktober 1824 nach Karlsruhe zurück, um von dort nach Göttingen weiter zu reisen.

*

Eintrag vom 16. Oktober 1824 (Karlsruhe):

„Nach ein Uhr wurde der Wagen eingespannt, und ich sagte meinem lieben Königsbach Lebewohl. August ging mit mir bis Karlsruhe, wo mir auch noch einige harte Stunden bevorstanden. Prälat Hebel gab mir eine Schrift mit, vermittelst welcher ich die Collegien in Göttingen frei bekommen sollte. Der Kirchenrat Doll, der wirklich als ein Vater für mich gesorgt hat, schrieb sie, und Hebel gab nur seinen Namen dazu her."

Eintrag vom 25. Oktober 1824 (Göttingen):

„Heute gab ich meine Schrift vom Herrn Prälat Hebel den hiesigen Professoren beim Belegen der Collegien. Bouterwek hatte mir schon vorher einen sehr guten Platz versprochen, weil ich mich durch Eisenlohr hatte melden lassen, auch hielt er die Schrift persönlich an ihn gerichtet. Pott sagte mir, er wolle es tun, obgleich die Schrift nicht in forma probante geschrieben sei."

In den weiteren Aufzeichnungen des Göttinger Studenten wird Hebels Name nicht mehr erwähnt.

*

Als der Prälat starb, befand sich Hausrath auf einer mehrwöchigen Wanderung durch Böhmen und Sachsen. Die Todesnachricht empfängt er auf dem Rückweg nach Halle in Dresden.

Eintrag vom 30. September 1826 (Dresden):

„Die Dresdner Zeitung fiel mir in die Hände. Die erste Nachricht, die ich darin

las, war die, daß Hebel den 22. September in Schwetzingen verschieden ist. Ich weiß, was ich an ihm verloren und werde mich immer noch glücklich preisen können, wenn ihn in der Folgezeit nur mein Herz vermißt. — Wenn ich dann doch einmal die traurige Nachricht erhalten mußte, so ist es immer noch am besten, daß es hier zuerst geschah, denn Dresden ist ebenso geeignet, zerrissene Herzen zu heilen, als einen Glücklichen fühlen zu lassen, was ihm alles noch fehlt."

Einige Seiten später:

„Eine schöne Promenade, an einem Monument vorbei, dessen Bedeutung ich nicht verstand, führt von hier zur Brühl'schen Terrasse. Wir setzten uns hier zu der Musik und tranken einen Kaffee. Der Platz geht über den Elb-Pavillon in Hamburg. Die Aussicht über den Fluß bei Sonnenuntergang ist wundervoll. Allmählich brach die Nacht herein. Eine zahllose Menge von Spaziergängern schwebte an dem eisernen Geländer vorüber und weilte zum Teil bei der rauschenden Musik, die in vollen Akkorden den schönen Abend feierte. In der Neustadt flimmerten einzelne Lichter, bald spiegelte sich auch die volle Beleuchtung der Elbbrücke im Wasser wieder. Unter sinnigen Gesprächen über die Schicksale des Menschen im Leben, zu denen der Tod Hebels und so vieler meiner Freunde[19]) Veranlassung gaben, fanden wir endlich unser Stübchen wieder."

*

Bei Beginn des Wintersemesters 1826 ist Hausrath wieder in Halle.

Eintrag vom 18. Oktober 1826 (Halle):

„Neun neue Landsleute ersetzen die abgegangenen reichlich wieder, wenigstens der Zahl nach. Die Nachrichten aus Karlsruhe lauten alle sehr traurig. Der Großherzog läßt seit drei Wochen jeden Sonntag 5000 Mann auf dem Schloßplatz defilieren und scheint über seinen Soldaten ganz kindisch geworden zu sein. —

Durch Hebels Tod scheint das Konsistorium ganz in Unordnung geraten zu sein. Die Professoren stehen sich selbst hemmend einander gegenüber. —

Dem guten Prälat ist es ergangen wie vielen anderen großen Männern. Die letzte Mißhandlung erfahren sie vom Leichenprediger. Der gute Mann sprach von seinen Verdiensten und die brillanteste Stelle der Rede war: Wir ersehen hauptsächlich die Verdienste des Abgeschiedenen darin, daß er durch das Vertrauen unseres allergnädigsten Landesherrn so sehr geehrt wurde, daß dieser ihm selbst den Löwinger Zährenorden[20]) erteilt. Die ganze Versammlung, der überhaupt bei einer solchen Leichenrede sonderbar zumute gewesen sein mag, soll bei dieser Stelle laut aufgelacht haben. Auffallend ist es, daß aus Karlsruhe kein einziger von den Kollegen Hebels und überhaupt niemand zugegen war, als der Medizinalrat Seubert, während sich doch auf zehn Stunden alle Landpfarrer und Dorfschulmeister eingefunden hatten."

*

Die Aufzeichnung über die schwungvolle Sylvesterfeier der an der Universität Halle studierenden badischen Landsleute beschließt die Reihe dieser Auszüge, die, wenn sie auch dem Bilde Hebels keinen neuen Zug hinzufügen, den Verehrern und Freunden des Dichters vielleicht nicht ganz unwillkommen sein mögen.

Eintrag vom 1. 1. 1827 (Halle):

„Es geziemte sich, das alte Jahr — das letzte meines Universitätslebens — noch mit allem Jubel zu beschließen, und es ist auch geschehen. Ich werde an die durchschwärmte Neujahrsnacht mit so mehr Vergnügen denken, da kein Jammer und Überdruß zurückgeblieben ist.

Unsere meisten Landsleute waren noch in das Theater gegangen, ohne sich darin zu amüsieren, als etwa an den schlechten Schauspielern. Um neun Uhr versammelten wir

uns unten im vorderen Zimmer. Bis 1/2 12 commersierten wir in Bier mit aller Ruhe und Gemütlichkeit. Das Präsidium wechselte unter uns. Schillers Hymne an die Freude wurde nicht vergessen und dem unsterblichen Sänger ein Vivat gebracht. Sodann wurde die erste Bowle Punsch aufgetragen, für Schillers Punschlied ward mir das Präsidium übertragen. Die Gesundheiten wurden ausgebracht, zuerst für uns Badener selbst, dann für unsere Lieben in der Heimat und für die Toten. Lehlbach, ein leidenschaftlicher Verehrer von Paulus, ließ ihn hochleben, von ihm kam man auf Voss, ich stellte mich nun in vollem Eifer auf den Stuhl und brachte Hebels Andenken in dankbare Erinnerung."

*

Eine Nachbemerkung zum Eintrag vom 18. 10. 1826:

Dem Tagebuch ist leider nicht zu entnehmen, von wem Hausrath diese Angaben über die Leichenpredigt erhielt. Sie scheinen die bei Altwegg[21]) mitgeteilte Schilderung Sonntags zu ergänzen, nicht aber in Widerspruch zu ihr zu stehen. Altwegg hat den Bericht, den Gustav Friedrich Nikolaus Sonntag (1788—1858), Hebels Nachfolger in der Kirchen- und Ministerialrats-Stelle[22]), in seiner „Lebensbeschreibung" Hebels[23]) gegeben hat, nicht vollständig zitiert. Der letzte Satz lautet: „Von den beiden Ortsgeistlichen sprach der eine noch einen Nachruf am Grabe und der andere hielt eine Rede in der Kirche, womit die Leichenfeier beschlossen wurde." Hiernach wird es sich also bei der Predigt, über die sich die badischen Studenten in Halle vielleicht auch etwas mehr moquiert haben, als nötig gewesen wäre, nicht etwa um die kurze Ansprache des Kirchenrats Bähr gehandelt haben, die nach Sonntags glaubhaftem, wenngleich wohl auch nur aus zweiter Hand geschöpftem Bericht[24]) alle Anwesenden tief ergriff. Die Annahme, daß ein Mann wie Johannes Bähr[25]), der selbst schon im Jahre 1826 das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens erhalten hatte und im folgenden Jahre als Nachfolger Hebels in der Prälatenwürde mit dem Kommandeurkreuz dieses Ordens geehrt wurde[26]), sich so einfältig — subaltern über diese Auszeichnung als Indiz für höchste Verdienste geäußert haben könnte, verbietet sich von selbst. Vielmehr dürften sich die Studenten über Ungeschicklichkeiten eines der beiden Ortsgeistlichen ereifert haben, die Sonntag, wenn er sie überhaupt erfahren haben sollte, in seiner Lebensbeschreibung selbstverständlich nicht verewigen wollte und durfte. — Bedenklich mag allerdings erscheinen, daß die Anwesenheit und Ansprache des Kirchenrats Bähr, der seit 1822 auch Hebels Karlsruher „Kollege" in der Kirchensektion war und den Karlsruher Lyceisten bekannt sein mußte, bei Hausrath überhaupt nicht erwähnt sind. Doch legte der junge Tagebuchschreiber keinen Wert auf eine vollständige Dokumentation. Aus der fehlenden Erwähnung der würdigen Ansprache Bährs läßt sich daher kein Argument gegen die Glaubhaftigkeit der von Hausrath festgehaltenen Tatsachen herleiten, zumal auch bei Sonntag über die Anwesenheit von Kollegen oder sonstigen Staats- und Kirchendienern aus Karlsruhe — außer Bähr — nichts zu lesen ist. Selbst ein unzweifelhafter Augenzeuge, der Heidelberger Professor Karl Philipp Kayser, hat in seiner Tagebuchaufzeichnung vom 18. bis 24. 9. 1826 über die Beerdigung nur vermerkt: „Wir feierten seine Leiche durch zahlreiche Anwesenheit: denn von hier (Heidelberg) und Mannheim und aus der Umgegend von Schwetzingen versammelte sich eine große Menge, um ihn zu seiner Ruhestätte zu begleiten[27])." Der Geheime Hofrat Dr. Karl Seubert, Hebels Hausarzt, war nicht erst zur Beerdigung nach Schwetzingen gekommen; vielmehr war er schon ans Krankenbett des Dichters ge-

Oberkirchenrat G. F. N. Sonntag 1788—1858
ein Zeitgenose J.P. Hebels und
Nachfolger im Amt

Stadtarchiv Karlsruhe

rufen worden und am Abend des 21. September in Schwetzingen eingetroffen[28]).

Anmerkungen

[1]) Sie fand später ihren Platz in der Sakristei der Karlsruher Stadtkirche, wo sie bis zu deren Zerstörung im letzten Krieg stand.

[2]) Vgl. über ihn K. Bauer, Adolf Hausrath — Leben und Zeit 1. Band, Heidelberg 1933 (Fortsetzung nicht erschienen); weitere Literatur über Adolf Hausrath in Otto Frommels Nekrolog, Biograph. Jahrbuch Bd. 14 (1912), S. 294—299, und Oefterings Geschichte der Literatur in Baden II (1937), S. 184 ff, wo Ad. Hausraths Romane, die er als George Taylor erscheinen ließ, gewürdigt werden.

[3]) Bad. Biographien I (1875) S. 336—340. Der Beitrag ist dort nur mit einem Stern abgezeichnet, also anonym erschienen. Das Manuskript liegt mir vor; auch die bisher noch nicht veröffentlichten oder sonstwie ausgewerteten Tagebücher meines Urgroßvaters August Hausrath, aus denen die Hebel betreffenden Stellen im Text mitgeteilt werden, und seine Gedichtmanuskripte befinden sich in meinem Besitz. Über August Hausrath vgl. ferner Bauer a. a. O. S. 46 bis 50 und das Universal-Lexikon vom Großherzogtum Baden (Karlsruhe 1843), Sp. 515 f, wo er, noch zu Lebzeiten, als „einer der gemütvollsten und beliebtesten Geistlichen unseres Großherzogtums" bezeichnet wird.

[4]) Vgl. Ad. Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde, 2. Band (Berlin 1906), S. 73 ff; ferner Rapp, König Haber, Vossische Zeitung vom 29. 5. 1932 (Nr. 148).

[5]) Bad. Biographien II (1875), S. 254.

[6]) Bad. Biographien I, S. 336.

[6a]) Neben anderen; genannt seien der junge Schwager von Hebels Freund Gmelin, Christian Philipp Herbst (Bad. Biogr. II, S. 560), der Sohn des Pfarrers in Steinen (Ad. Schmitthenner: „Das Tagebuch meines Urgroßvaters") und Hebels Patenkind Oswald Haufe, den der Prälat noch im Frühjahr 1826 bei sich aufnahm.

[7]) Die Begründung dieses Satzes kann hier allerdings nicht gegeben werden; sie würde — mit weiteren, Hebel nicht betreffenden Tagebuchauszügen und ihren Analysen — den Rahmen dieses Beitrags sprengen.

[8]) Amalie Hausraths Grab ist auf dem Alten Friedhof zu Freiburg. — Eine Cousine ihres Vaters, auch des Berginspektors, war Sabine Bürgelin geb. Herbster, die zweite Schwiegermutter des Riehener Arztes Dr. Theobald (Diebold) Singeisen (nach einer freundlichen Auskunft der Lörracher Genealogin Margret Krieg); zu Singeisen, den er schon von seiner Lörracher Zeit her kannte, flüchtete Hebel dreimal, als er auf seiner ersten Oberländer Reise 1796 in die Kriegswirren geriet (Brief Nr. 30 v. 6. 11. 1796). Ein Urenkel der Eheleute Singeisen-Bürgelin war der Missionsarzt und Schriftsteller Dr. Hermann Vortisch aus Lörrach (1874—1944), an dessen trotz „recht großer poetischen Freiheiten" (Altwegg, S. 249) reizendes Hebelbuch „Vom Peterli zum Prälaten" (1927 bei Salzer, Heilbronn) erinnert sei. Über den Berginspektor vgl. Wilhelm Altwegg, Joh. Peter Hebel (1935), S. 28, 52. Hebels Widmungsgedicht an ihn: Werke ed. Altwegg I², S. 213; ed. Meckel (Insel), S. 3; ed. Zentner I, S. 81.

[9]) Vgl. Wilhelm Zentner, Joh. Peter Hebel (Biographie), S. 31 und Raif, Das Karlsruher Gesellschaftsleben zur Zeit J. P. Hebels, Jahresheft 1928 („Karlsruhe") der „Bad. Heimat", S. 106, Anm. 2.

[10]) Näheres hierüber in Wilhelm Zentners Beitrag „Hebel und das Karlsruher Gymnasium" in der diesjährigen Jahresschrift des Gymnasiums und hier S. 45 ff.

[10a]) Seit kurzem besitzen wir eine Untersuchung hohen Ranges über die damalige Bildung am Oberrhein im allgemeinen und in Karlsruhe im besonderen: die im „Schauinsland" 76 (1958), S. 59—81 veröffentlichte Abhandlung von Paul Malthan „Die Oberrheinische Kulturprovinz im Zeitalter Karl Friedrichs und Hebels". Die für mehrere Wissenschaftszweige, nicht zuletzt für die Hebelforschung, ungemein anregende Arbeit ist auch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des — trotz der Napoleonischen Geburtshilfe — Werdens und Wachsens einer badischen Staatsgesinnung und Heimatliebe.

[11]) Nur die Schreibweise und die Interpunktion wurden, sofern es sich nicht durch den Tagebuchstil verbot, der unseren angeglichen.

[11a]) Schlußstrophe: „Doch als ich hob den Becher Wein, / Da klang daran so leis' und fein / Manch andrer Becher von Geisterhand. / Bald folg ich Euch, Freunde, ins stille Land!" S. den Teilabdruck bei W. Kaegi, Jacob Burckhardt, Biographie, Bd. I (Basel 1947), S. 277; vgl. auch S. 273 f. über die Bedeutung von Hebels „Vergänglichkeit" für Burckhardt, der noch im Alter seine Schüler auf dieses „feierlich ergreifende Gedicht", das zum Ergreifendsten gehöre, was die Poesie aller Zeiten geschaffen habe, hinzuweisen pflegte. Der „Sylvesterabend" entstand zwar, noch bevor sich die Eichendorffschen „Formeln" im Empfinden und Denken Burckhardts einprägen konnten, läßt jedoch schon die Empfänglichkeit für sie erkennen; vgl. hierüber jetzt W. Rehm, J. Burckhardt und Eichendorff, Freiburg 1960.

[12]) Bad. Biograph. I, S. 377 ff.

[13]) Zentner, Hebel-Briefe II, S. 781, zu Brief 51.

[14]) Zentner, Hebel-Briefe II, S. 848, zu Brief 267.

[15]) Vermutlich eine lyceistische Verballhornung von harang(u)ieren (aus franz. haranguer) in der Bedeutung von: schwafeln, drauflosschwätzen.

[16]) Eine Schulaufgabe für Hebel, dem die Erklärung Theokrits auch noch nach 1814 als Lehraufgabe verblieben war; vgl. Zentner Biograph., S. 213. Dazu noch Hebels Brief an Hitzig vom 30. 11. 1807: „Ich bekomme Herodot, den ich liebe, Theokrit, auf den ich mich freue, den Plutarch, den der Teufel hole . . ." Über Hebels Übersetzung von Theokrits 15. Idyll vgl. Altwegg, S. 166 und 240. Seine Nachbildung „Kürze und Länge des Lebens" (hochdeutsches Gesicht): Werke ed. Altwegg I², S. 307; ed. Meckel (Insel), S. 162; ed. Zentner I, S. 294; Zentners Hinweis (S. 358) auf Theokrit als Muster ist wohl treffender als Altweggs Hinweis auf die 7. Ekloge Vergils, zumal ja die Idyllen Theokrits, wie Vergil in den ersten Zeilen der 4. und 6. Ekloge selbst andeutet, die Vorbilder für seine Bucolica waren.

[17]) Gemeint ist das 1916 durch Brand zerstörte schöne Gesellschaftshaus, das sich die seit 1808 (nicht 1818, wie Altwegg, S. 90) „Museum" genannte exklusive Lesegesellschaft nach Weinbrenners Plänen bauen ließ und dessen Einweihung am 9. 12. 1814 Hebel, der für die Gesellschaft manches Festgedicht verfaßt hatte, absichtlich mied, denn „es verdreusst mich die große Anstalt und Pracht" (Brief Nr. 388 vom 9. 12. 1814 an Gustave Fecht). Am 4. 10. 1815 führte er mit Weinbrenner Goethe in dieses Haus; vgl. die Aufzeichnung v. Biedenfelds in Goethes Gespräche ed. Flodoard v. Biedermann, 2. Aufl. II (1909), S. 350. Goethe erwähnt die Begegnung kurz in den Tag- und Jahresheften 1815 am Ende. Über die — bekanntlich allerdings ganz einseitige — i n n e r e Begegnung der beiden: W. Rehm, Goethe und J. P. Hebel, Freiburger Universitätsreden NF, Heft 7, 1949; erweitert in „Begegnungen und Probleme" (Bern 1957), S. 7 ff. — Über die Museumsgesellschaft vgl. Raif a. a. O. S. 108 f., vor allem aber wieder die in Anm. 10a genannte Abhandlung von Malthan in „Schauinsland" 76 (1958), S. 59 ff., hier insbes. S. 69 u. 75.

[18]) Kirchenrat Jacob Friedr. Theodor Zandt (1760—1843), seit 1814 Direktor des Karlsruher Lyceums; vgl. Bad. Biograph. II, S. 532.

[19]) Tief erschüttert hatte den Studenten Hausrath der Tod seines Freundes Karl von Kageneck im Juni 1826.

[20]) Umdrehung der Worte „Zähringer Löwen-Orden", vermutlich ein peinlicher Lapsus des Pfarrers.

[21]) Vgl. Altwegg, S. 229 f.

[22]) Vgl. die Lebensbeschreibung Sonntags von Dr. J. Holtzmann in Bad. Biograph. II, Seite 303 ff. Kirchenrat Sonntag war — als Ururenkel des Markgräfl. Rentkammerrats Engelhard Sonntag (1643—1725), dessen Grabstein noch in der ehem. prot. Kirche, der jetzigen Festhalle zu Müllheim steht — ein Verwandter von August Hausraths 2. Schwiegertochter Luise Sonntag aus Emmendingen, wo sein Vater, Hebels „zuverlässigster" Jugendfreund Wilhelm Engelhard S.— der „Kanderer Sonntag" des Hebelbriefs an Hitzig vom 13. 4. 1811 — im Jahre 1799 gestorben war und wo die Familie Sonntag heute noch ansässig ist. Vgl. über G. Fr. N. Sonntag auch Albert Eisele in „Mein Heimatland", 17. Jahrg. (1930), S. 1 f, über Wilh. Eng. Sonntag Altwegg S. 28, 45 und Zentner Biograph. S. 55 f. Luise Sonntags Urgroßmutter Maria Magdalena Sander (1757—1819) war als Urenkelin des in Köndringen seßhaft gewordenen Regiments-Feldschers Christian Sander (1655 bis zw. 1710 u. 1713), des Sohnes des Bürgermeisters von Ratzeburg, eine Verwandte des oben erwähnten Kirchenrats Sander und eine Schwiegertocher des in Hebels Brief v. 28. 4. 1822 genannten Karlsruher Posthalters und Erbprinzenwirts Theodor Christoph Kreglinger (1731—1817) und seiner Ehefrau Jacobina, geb. Benckiser. Über Sander: Bad. Biograph. II, S. 230, über die Kreglinger: Fritz Hirsch, Hundert Jahre Bauen und Schauen, Bd. II, 1932, S. 330 ff. (Note 401); vgl. auch Hodapp, Bad. Heimat 1959, S. 368 ff.

[23]) In dem 1834 erschienenen 1. Band der achtbändigen Gesamtausgabe bei C. F. Müller, Karlsruhe.

[24]) Sonntag lebte seit 1812 als Diakonus und Vorstand der Lateinschule, seit 1825 als Stadtpfarrer in Müllheim, wohin die Todesnachricht wohl frühestens am Spätnachmittag des Todestages gelangt sein konnte; die Beerdigung in Schwetzingen fand schon am folgenden Nachmittag statt.

[25]) Vgl. Bad. Biograph. I, S. 31.

[26]) Universal-Lexikon (vgl. Anm. 3) Sp. 71.

[27]) Aus gärender Zeit, Tagebuchblätter usw. (Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main", Nr. 24, 1923), S. 99; wieder abgedruckt bei Albert Becker, Ein Schwetzinger Hebelfreund (Gartenbaudirektor Joh. Mich. Zeyher, in dessen Wohnung Hebel starb), „Mein Heimatland", 27. Jahrg. (1940), S. 185 ff.

[28]) Sein Bericht und der des Schwetzinger Arztes Dr. Ludwig Griesselich ist abgedruckt in Dr. Oskar Harfners Abhandlung „Über Hebels letzte Krankheit und Tod", Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg usw. Bd. 34 (1918) S. 155—159.

Johann Peter Hebel, Prälat

Lith. von C. F. Müller in Carlsruhe, nach Agricola (1814)

Der

Rheinländische Hausfreund

oder

Neuer Calender

auf das Jahr 1811,

mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen.

Karlsruhe, im Verlag des Großherzogl. Lyceums.

Titelblatt „Der Rheinländische Haustreund oder Neuer Calender auf das Jahr 1811“

Johann Peter Hebel und das Karlsruher Gymnasium[1)]

Von Wilhelm Zentner, München

An einem Apriltag des Jahres 1774 standen vor der Poststation Kaltenherberge an der großen Landstraße ein bäuerlich gewandeter, stattlicher älterer Mann und ein Knabe von noch nicht ganz vierzehn Jahren, des „Pforzheimer Boten" gewärtig, der den Reise- und Postverkehr zwischen den südlichen und nördlichen Landesteilen der Markgrafschaft Baden-Durlach besorgte. Der Mann war Sebastian Währer aus Hausen im Wiesental, der Knabe sein Mündel Johann Peter Hebel, der am 16. Oktober des vergangenen Jahres seine Mutter Ursula Hebel verloren hatte, nachdem es dem bereits 1761 durch einen jähen Tod dahingerafften Vater Johann Jakob Hebel nur beschieden gewesen war, den ersten Zahn und die frühesten Gehversuche seines einzigen Sohnes zu erleben. Hanspeter fühlte sich noch nicht recht wohl in dem neuen, vorsorglich fürs „Hineinwachsen" gemachten Anzug, und noch weniger schienen ihm die Schuhe an den Füßen zu behagen; war er doch durch den größten Teil seines bisherigen Lebens „barfiß" geschritten und hatte sich durchaus wohl dabei gefühlt. Er war ein munterer, aufgeweckter Bub, hinter dem seine ersten Lehrer bald mehr vermutet hatten als einen künftigen Bauern oder Leinweber. Ein Lieblingswunsch der verstorbenen Mutter war gewesen, daß ihr Sohn Theologie studieren möge, und so hatte er in den letzten Jahren die Lateinschule in Schopfheim, ein Sommersemester lang (1772) sogar das Gymnasium am Münsterplatz in Basel besucht. Der Schopfheimer Diakonus und Pfarrer in Hausen Karl Friedrich Obermüller, der den Unterricht in Latein und in den Anfangsgründen des Griechischen erteilte, befürwortete mit warmen Worten den Übertritt seines Schülers in die erste Bildungsanstalt des Landes, das Gymnasium illustre in Karlsruhe, und der Hofdiakonus August Gottlieb Preuschen, Obermüllers Amtsvorgänger, leitete in der Residenz die vorbereitenden Schritte ein. Er erwirkte, daß der junge Hebel ein Jahr früher als üblich konfirmiert werden und danach zum Beginn des neuen Schuljahrs die Reise aus dem Oberins Unterland antreten konnte. Die Zinsen aus dem von der Mutter hinterlassenen kleinen Vermögen sowie die Zusage mehrerer Freitische ermöglichten es dem Vierzehnjährigen, den begonnenen Bildungsweg fortzusetzen. So fuhr man, nachdem dem Pforzheimer Boten die Transportgebühr von 7 Gulden 21 Kreuzern erlegt worden war, dem neuen Bestimmungsort entgegen.

Als der in Karlsruhe Angelangte zur Meldung und Eintragung in das ledergebundene Schülerregister vor dem damaligen Rektor Johann Christian Sachs erschien und bescheiden, wie die Mutter es ihn gelehrt hatte, das Käpplein zog, schwante ihm schwerlich, daß er selbst einmal auf dem Stuhle des Anstaltsleiters thronen werde. Das Karlsruher Gymnasium illustre, das sich damals, ein langgestreckter Holzbau, an der Nordostecke des heutigen Marktplatzes und der Kaiserstraße befand, konnte auf eine rühmliche Tradition zurückblicken. Im Jahre 1568 war es unter dem Markgrafen Ernst Friedrich in der damaligen Residenz Durlach gestiftet worden und gedieh rasch zu schöner Blüte. Einem Zug der Zeit entsprechend lag das Hauptgewicht auf der Erweckung religiösen Sinns, in der Heranbildung tüchtiger Theologen. Nach der Verlegung des Regierungssitzes in das von Markgraf Karl Wilhelm neugegründete Karlsruhe wurde bald auch das Gymnasium (1721) in der werdenden Residenz angesiedelt, während in der alten lediglich ein Pädagogium zurückblieb. Die Bildungs-

[1)] Aus dem Jahresbericht des Karlsruher Bismarck-Gymnasiums (Hebelfestschrift) mit frdl. Erlaubnis.

stätte, die sich unter ihrem Rektor Johann Kaspar Malsch den stolzen Namen „Athenäum" zulegte, sah sich zwar durch Kriegsnöte und Geldverlegenheiten mehrfach in ihrer Entwicklung bedroht, erfuhr jedoch durch den allen Bildungsfragen lebhaft erschlossenen Markgrafen Karl Friedrich die Begünstigung höchsteigenen Interesses. Bedeutende Köpfe wurden um Erstattung von Gutachten angegangen: Gottlieb Konrad Pfeffel, der in oberrheinischen Bereichen hochgeschätzte Schulleiter und Dichter in Colmar, sowie Christoph Martin Wieland gehörten zu den Befragten. Zeitweise spielte man sogar mit dem Gedanken einer Universität. Namen von Klang und Gewicht wurden von auswärts berufen, unter ihnen der Physiker Boeckmann und der Latinist und Philosoph Tittel.

Als Hebel eintrat, betrug die Schülerzahl über 180. Die letzten Klassen entsprachen dem Studiengang der ersten Universitätssemester; den Studiosis war sogar vergönnt, einen Degen zu tragen; sie durften diesen allerdings nicht in den Unterricht oder in die Kirche mitbringen. Daß Hebel von dieser Vergünstigung Gebrauch gemacht habe, scheint nicht wahrscheinlich, sonst hätte er gewiß einmal dieser Tatsache Erwähnung getan. Im übrigen widmete sich der in die Sekunda eingetretene Sohn des Wiesentals mit der ganzen Kraft guter Vorsätze den gesteigerten Anforderungen der Gelehrtenschule, wo er gute Fortschritte erzielte. Freilich versäumte er ebensowenig, jung mit der Jugend zu sein; gesteht er doch selbst, daß er als Karlsruher Gymnasiast vor allem im nahegelegenen Hardtwald die letzten Träume seiner Kindheit verträumt, Erdbeeren und Himbeeren gepflückt und Vogelnester gewußt habe.

Preuschen, der für seinen Pflegebefohlenen zu sorgen versprochen hatte, löste sein Wort. Im einstöckigen Mansardenhause des väterlich gesinnten Hofdiakonus an der Herrenstraße (Nr. 5) fand Hanspeter unentgeltliche Wohnung und Aufsicht, überdies für zwei Wochentage Kost. Auch an anderen Freitischen hat Hebel gesessen, so bei Professor Mauritii und bei dem Geheimen Rat Hummel, dem Ephorus des Gymnasiums. Allen diesen Männern hat der ehemalige Kostgänger zeitlebens rührend dankbares Gedächtnis bewahrt. Noch in demselben Jahre, da Hebel ins Karlsruher Gymnasium aufgenommen wurde, ereignete sich in der Residenz ein Begebnis, das infolge seiner Ungewöhnlichkeit ein Stadtgespräch abgegeben haben mag. Im Oktober 1774 erschien nämlich auf Einladung des Landesherrn der gefeierte Friedrich Gottlieb Klopstock, das „Ideal echter menschlicher Größe", wie ihn Friedrich Heinrich Jacobi damals nannte, um den ganzen Winter lang am Hofe seines Gönners und dessen geistig nicht minder regsamer Gattin Karoline Luise zu verweilen. Der Besuch wird wohl seine Wellenkreise bis ins Gymnasium hinein gezogen haben; möglicherweise hat der Dichter in Person einige Lehrstunden in der Anstalt, auf die der Markgraf mit Stolz blickte, mit seiner Anwesenheit beehrt. Ohne Zweifel aber dürfte sich Hebel seit jenen Tagen mit den Dichtungen des Messiassängers beschäftigt haben, den er selbst zu den ersten Anregern seiner ersten poetischen Versuche zählt.

Vier Jahre lang war Hebel Karlsruher Gymnasiast. Anfangs mag er nur beklommen die Luft der kleinen Residenz geatmet haben, die es gerade auf 4000 Einwohner gebracht hatte und wo jeder zweite Mann, der einem begegnete, ein Hof- oder Staatsbeamter war. Das flache Land war dem Wälderbüblein noch wenig vertraut. So erschien es ihm als „Sandwüste", als „Welschkornland", eine Bezeichnung, die sich bis in unsere Tage erhalten hat. Durch das Fenster der Studierstube sah man höchstens die nördlichen Ausläufer des Schwarzwalds mit dem markanten Profil des Mahlberges, während bei Durlach die Vorpostenberge des Kraichgauer Hügellands an die Rheinebene

herantraten. Die Hänge des von Hebel gern besuchten Turmberges trugen damals noch Reben; von Durlach kam überdies die Wasserversorgung der jungen Residenz. Besonders lieb mag dem Karlsruher Gymnasiasten der Rhein geworden sein, war er doch ein alter Bekannter von frühester Jugendzeit, der seine Wogen schon unter den Fenstern von Hebels Geburtsstube am Basler Rheinbord vorbeigetragen hatte. Der bei Klein-Hüningen mit der heimatlichen Wiese vereinte Strom konnte so die unmittelbarsten Grüße der fernen Heimat überbringen. In einer Ferienwanderung folgte Hebel seinem Lauf bis nach Mannheim, wohin fünfzig Jahre später seine letzte Reise gehen sollte.

Auf der Schule verlief alles nach Wunsch. Als guter Lateiner trat Hanspeter im Jahre 1776 in die zehn Jahre zuvor von Professor Tittel gegründete „Marchio-Badensis Societas latina" ein und nahm, ungeachtet seines jugendlichen Alters, an deren Sitzungen aktiven Anteil. Vier seiner dort gehaltenen lateinischen Reden sind in säuberlicher Handschrift mit den Quartbänden der Societas auf uns gekommen. Die erste, „Ex rebus minus secundis facile oriri passe suspicionem" betitelt, atmet etwas ängstlichen und bedrückten Geist; eingangs erstirbt der Freitischgymnasiast, der sich mit dieser Probe dem gelehrten Gremium vorstellte, förmlich vor Ergebenheit, um im Folgenden das Bild des Mißtrauischen in düsteren Farben auszumalen, weil dieser sich überall Fallstricke gelegt glaube. In frischer, freierer Tonart singt er in „Veritatis fontes atque principia" das Lob der Wahrheit; am ehesten jedoch wittert man in der Rede Quod fecunditas et laetitia indolis bonae in iuvene indicia sint" einen Geisteshauch des späteren Hebel, wenn der Jüngling hier Schaffenslust und ein frohes Gemüt als jene Kräftespender preist, denen jede gute und große Tat entquillt. Ins politische Gebiet schweift die Ansprache „Caesaris cum Augusto comparatio" mit der Vergleichung zwischen Cäsar und Augustus, wobei der erstere als rücksichtsloser, mit den moralischen Gebrechen der Leichtfertigkeit, Unwahrhaftigkeit und Gottlosigkeit behafteter Usurpator, Augustus hingegen als Beispiel des aufgeklärten, goldene Mittelwege wählenden Regenten erscheint, dessen Bild die Zeit liebte und in Dramen und Romanen glorifizierte. Die überlegene Beherrschung des Schullateins, in der Hebel übrigens in einem späteren Zögling des Karlsruher Gymnasiums, in Joseph Viktor von Scheffel, einen ebenbürtigen Nachfolger erhalten sollte, brachte dem Verfasser einen Preis von 25 Gulden ein. Der Protektor der Gesellschaft, Erbprinz Karl Ludwig, war der Stifter. Die Kunde davon mag bis nach Hausen gedrungen sein, wo Hanspeter in einem Herbstaufenthalt 1777 sein Heimweh stillte und zugleich neue Kräfte für das zu Ostern nächsten Jahres abzulegende Abitur sammelte. Man war sich im Heimatort und bei den sonstigen Oberländer Freunden der Tragweite des Ereignisses voll bewußt, denn das Stammbuch des Karlsruher Gymnasiasten füllte sich mit einer Wucht wohlmeinender und frommer Sprüche. Karl Friedrich Obermüller, der Hebels erste Schritte ins Land humanistischer Bildung geleitet hatte, schmückte ihn dabei in einem lateinischen Distichon mit dem Namen seines „ehemals süßesten Schülers".

Im März und April 1778 betrat Hebel, nachdem seinem schriftlichen Gesuch um Zulassung entsprochen worden war, die Feueresse der Prüfungen, die manchen minder Vorbereiteten versengt hätte. Waren doch die Anforderungen nicht gering. Außer scharfer Examination in sämtlichen gehörten Fächern harrten des Prüflings noch kitzliche Disputationen über dogmatische Gegenstände nebst einer Probepredigt. Hebel erledigte alles zur Zufriedenheit. Obwohl er in der Hauptsache nur wiedergeben konnte, was er an Lehrstoff in sich aufgenommen hatte, bestätigte ihm das Schlußzeugnis „besonders gute Naturgaben". Verstimmend wirkte nur,

daß offenbar auch Hebel keine Ausnahme von dem Brauch der Studiosi machte, gleich nach den Vorlesungen seine Handbücher zu verkaufen, „als dadurch beim Mangel fernerer Kultur das Gelernte notwendig bald muß vergessen werden". Jenes Gefühl unbegrenzter Freiheit, das die Brust jeden jungen Mannes weitet, der auf die hohe See des akademischen Studiums hinaussticht, wird auch Hebel mit freudigen Zukunftsbildern durchwogt haben. Jedenfalls aber glaubte er mit dem Karlsruher Gymnasium endgültig abgeschlossen zu haben.

Nach zweijährigem Studium auf der Universität Erlangen, zu deren Besuch vermutlich sein Gönner Preuschen geraten hatte, legte Hebel im Herbst 1780 das theologische Staatsexamen in Karlsruhe ab. Allein die Aufnahme unter die „Candidati Ministerii ecclesiastici" bedeutete noch keine feste Anstellung. Diese erfolgte erst mit der Berufung zum Präzeptoratsvikar am Pädagogium zu Lörrach im Frühjahr 1783, nachdem sich Hebel bis dahin als Hauslehrer beim Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen, dem er auch gelegentliche seelsorgerische Hilfsdienste leistete, durchgeschlagen hatte. In den Lörracher Jahren 1783—1791, den sorglos glücklichsten in Hebels Leben, wurde im vertrauten Verkehr mit Land und Leuten jener innere Besitz angesammelt, dem der Dichter später die Alemannischen Gedichte sowie gar manche der Kalendergeschichten des Rheinländischen Hausfreunds entschöpfen sollte. Allein auch der Pädagoge Hebel durchmaß hier entscheidende Entwicklungsjahre. Er unterrichtete gern, liebte die Jugend und zeigte sich stets bestrebt, das Beispiel eines „frohen" Schulmanns zu geben. Seine im Jahr 1783 gefertigte „Consignatio discipulorum" verrät einen klaren Blick für die Fähigkeiten und Charaktereigenschaften seiner Schüler, die er nicht ohne Humor und allerwegen gütiges Herz beurteilt. Auch mit organisatorischen Fragen beschäftigte sich der Lörracher Präzeptoratsvikar. Den Beweis bietet die Vorlage „einiger Gedanken, wie die bisherige Einrichtung der Lectiones des Pädagogiums, besonders in Rücksicht der zweiten Klasse, nach den Umständen könnte abgeändert werden" aus dem Jahre 1790. In der Anregung, den auch für die Erlernung der Fremdsprachen wichtigen Deutschunterricht von bisher einer Wochenstunde auf vier zu erweitern, bekundet sich bereits der künftige Volksschriftsteller. Hebels pädagogische Gaben sind der vorgesetzten Behörde nicht verborgen geblieben. Sie dürften vermutlich den Anlaß zu seiner unter dem 2. November 1791 erfolgten Berufung als Subdiakonus an das Karlsruher Gymnasium gebildet haben. Dieses galt immerhin als die vornehmste Erziehungs- und Bildungsstätte des Landes.

In diesem Sinne war der Ruf nach Karlsruhe gewiß nicht enttäuschend. Daß Hebel in ihm zunächst die Zerstörung lange gehegter Wünsche und Träume erblickte, hatte seinen Grund in der Erwartung des Lörracher Präzeptoratsvikars, es werde ihm eine Landpfarrei, möglichst im geliebten Oberland, zuteil werden. Der Gedanke an eine Landpfarrei hat Hebel nie verlassen, selbst der Prälat spielt noch ernstlich damit und hat ums Jahr 1820 den Entwurf einer Antrittspredigt vor einer Landgemeinde zu Papier gebracht.

So waren die Gefühle, mit denen Hebel nach Karlsruhe und an die Anstalt, der er vier Jahre lang als Schüler angehört hatte, als Lehrer zurückkehrte, zum mindesten sehr geteilter Natur. Kein Drang des Herzens zog ihn ins Unterland. Die Trennung vom Oberland hingegen erheischte Verzicht auf geliebteste Dinge. Allein es lag nicht in Hebels Art nein zu sagen, wo die oberste Behörde und der Landesherr gerufen hatten. War nicht alles im irdischen Leben dem Wechsel untertan, besaß der Mensch überhaupt auf Erden eine bleibende Statt? Nicht ohne Absicht wählte der scheidende Präzeptoratsvikar als Text seiner Abschiedspredigt am 13. November 1791 die Frage „Warum

sind so viele Leiden in das Los unserer Tage gemischt?" Allerdings konnte der Sprecher damals noch nicht ahnen, daß ihn das Unterland dauernd festhalten werde. Die Hoffnung auf mögliche Wiederkehr mag die Bitternis der unerwarteten Loslösung vom heimatlichen Bereich gemildert haben.

Hebel hatte bei seiner Wiederkehr Karlsruhe über ein Jahrzehnt lang nicht mehr gesehen. Zwar stand das Gymnasium noch am alten Platz, aber sonst war viel gebaut worden. Das Residenzschloß erprangte nunmehr in seiner endgültigen äußeren Gestalt; seit 1785 trug der Turm die charakteristische kuppelförmige Haube. Die Zahl der Einwohner und damit auch ihrer Behausungen war nicht ganz um die Hälfte gewachsen, das Leben in den Straßen reger, bewegter geworden. Französische Emigranten, die die Residenz nunmehr beherbergte, ließen sogar ein fremdsprachiges Idiom erklingen. Markgraf Karl Friedrich unternahm alles Erdenkliche für das Aufblühen seiner Hauptstadt von ca. 5000 Seelen in der Markgrafschaft um 1802 mit 250 000 und 1806 im neuen Großherzogtum mit 900 000 Einwohnern. Zwischen dem Monarchen und seinen Untertanen herrschte gutes Einvernehmen; lebte doch der Regent nicht gesondert, vielmehr inmitten seiner Landeskinder. Ihr Verhalten legte ihm, obschon das Wetterleuchten der Französischen Revolution von der Rheingrenze herüberzuckte, keine Zurückhaltung auf. Es blieb ihm unverwehrt, in alle Verhältnisse persönlichen Einblick zu nehmen, und er tat dies nicht ungern. Heute konnte er in der Wohnung eines seiner Beamten erscheinen, morgen in der Werkstatt eines Handwerkers, übermorgen als Teilnehmer an einer Unterrichtsstunde im Gymnasium. Solche Allgegenwart des väterlich besorgten Fürsten, der den Wohlstand seiner Untertanen redlich zu mehren trachtete, verlieh dem Stadtcharakter Karlsruhes, so viele Mängel ihm sonst anhaften mochten, einen patriarchalischen, gewinnenden Zug. Es war ein Milieu, in dem Hebels auf Harmonie bedachte Natur, der es stets näher lag zu binden statt zu trennen, sich nicht unbehaglich fühlen konnte, obwohl der Ankömmling, als er sich bei der Meldung im Konsistorium als der neue „Diakonus" vorstellte, mit einem sehr akzentuierten „S u b diakonus" einen Vorgeschmack der hier waltenden bürokratischen Rangstufenordnung auf die nichtsahnende Zunge bekam.

Wenn es auch zu den Verpflichtungen des neuen Subdiakonus gehörte, hin und wieder zu predigen, galt seine Hauptarbeit doch dem Schulamt. Das Gymnasium bestand damals aus zwei Abteilungen. Die eine umfaßte die jüngeren Schüler, welche sechs Klassen bildeten, die andere die oberen drei Klassen, deren Besucher den Namen „Exemten" führten. Hebel war die Nachfolge des verstorbenen Professors Ernst Ludwig Wolf zugedacht. In dessen Junggesellenbehausung im Obergeschoß des Gasthauses „Zum Bären" fand der Zugezogene seine erste Karlsruher Wohnung, also nur wenige Schritte vom Ort seines Wirkens entfernt. Zu Hebels Bedienung genügte vorläufig ein Aufwärter, erst mit dem Kirchenrat und Gymnasiumsdirektor sollte eine Haushälterin ins Haus kommen. Da der Vorgänger Orientalist gewesen war, fiel Hebel als ein Haupterbe der hebräische, jedoch auch lateinischer und griechischer Unterricht zu. Es war ein Deputat von 20 Wochenstunden, denen sich noch drei weitere in der 1774 als Sonderabteilung des Gymnasiums begründeten „Realschule" gesellten. Hier konnte Hebel seine bereits in Lörrach erworbenen mathematischen Kenntnisse und Erfahrungen in die Waagschale werfen. Eine in diese Richtung zielende Neigung ist dem Dichter immer eigen gewesen; und deshalb kann es nicht wundernehmen, daß er einige Jahre später, als sein Kollege Karl Christian Gmelin mit dem Karlsruher Naturalienkabinett vor der drohenden Kriegsgefahr nach Ansbach auswich, den naturwissenschaftlichen Unterricht

übernahm. Er hat diesen nicht nur mit Lust und Liebe, vor allem in der mit Leidenschaft betriebenen Botanik, erteilt; auch der künftige Kalendermann sollte aus dieser Beschäftigung mancherlei Anregung und Nutzen ziehen.

In den ersten Monaten mußte Hebel mit den alten Lörracher Bezügen vorlieb nehmen, die neue Besoldung des Subdiakonus wurde erst im Mai 1792 bewilligt. Nach den Akten des Badischen Generallandesarchivs standen ihm 250 Gulden in bar, darunter 60 Gulden Wohnungsgeld, 10 Malter Korn, 20 Malter Dinkel, 2 Malter Gerste, 10 Ohm Wein erster und 5 Ohm Wein zweiter Klasse zu. Mit letzterem, der aus der Durlacher Amtskellerei stammte, war der an die Markgräfler Kelter gewöhnte Gaumen nicht immer zufrieden, so daß sich neben dem Durlacher Besoldungswein mit der Zeit auch manches Fäßlein aus dem Oberland bezogener oder gestifteter Markgräfler Gutedel in Hebels Keller einlagerte. Die Berufslaufbahn verlief in geregelten Bahnen. Am 21. März 1798 erfolgte die Ernennung zum Professor extraordinarius der dogmatischen Theologie und hebräischen Sprache sowie zum Obersthelfer, wobei die Verpflichtung zum Predigen wegfiel, am 12. Dezember 1806 die zum Kirchenrat unter Verminderung der Stundenzahl. Obwohl die Schule, vermehrt durch gelegentliche freiwillige Kirchendienste, anfangs überdies durch Privatunterricht, Hebel voll beanspruchte, zumal er die Vorbereitung auf den Unterricht nicht leicht nahm, fand er in den Jahren 1799—1802 doch noch Muse für die Alemannischen Gedichte, die, eine Frucht des Heimwehs nach dem Oberland, in einem elementaren Schöpferdrang aus ihm hervorbrachen und den literarischen Ruf und Rang ihres Verfassers begründeten. Eine neue Aufgabe erwuchs ihm in der Redaktion des unter Hebels Hand vom „Badischen Landkalender" zum „Rheinländischen Hausfreund" gewordenen Kalenders, der mit dem Karlsruher Gymnasium in unmittelbarer Beziehung stand.

Zählte doch die Herausgabe des „Badischen Landkalenders" seit dem Jahre 1750 zu den Privilegien des Karlsruher Gymnasiums, das aus dem Ertrag nicht unbeträchtlichen Nutzen zog, eine Einnahmequelle, die insofern unversieglich schien, als Oberämter und Dekanate zu regelmäßigem Bezug verpflichtet waren. Vorwiegend vom kommerziellen Standpunkt aus betrachtete außerdem der für den „Badischen Landkalender" verantwortliche Gymnasialrechner, Kammerrat Karl Friedrich Jägerschmid das Vorrecht, das man in Druckpacht gegeben hatte. Jägerschmid, eher Geschäftsmann als geistiger Patron des Kalenders, hatte im Laufe der Jahre mehr und mehr außer acht gelassen, daß die Abnehmer für ihre sauer erworbenen Batzen eine Gegenleistung zu erwarten berechtigt waren. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war die Unzufriedenheit derart gewachsen, daß es bei der Abnahme des Kalenders zu Auftritten kam, die einer Rebellion nicht unähnlich waren. Hierauf griff man höheren Orts ein und nahm Zuflucht zu einer Kommission zur Behebung der eingerissenen Mißstände. Allein auch diese Kommission versagte, und abermals drohte das Schifflein des Kalenders auf Grund zu geraten. Es endgültig flott zu machen, erinnerte sich der Präsident der Oberkirchenbehörde Friedrich Brauer Johann Peter Hebels, dessen Alemannische Gedichte gerade damals (1802) sich anschickten, den Flug in die Öffentlichkeit zu nehmen. Brauer bewies damit eine feine Witterung, wenngleich der zur Mitarbeit Aufgeforderte sich zunächst wenig erbaut zeigte. „Brauer macht mich mit Gewalt zum Schriftsteller", klagt Hebel Ostern 1802 seinem Freunde Friedrich Wilhelm Hitzig in Rötteln, „ich habe jetzt mit Professor Boeckmann den Landkalender zu befrachten; wird etwas Schönes werden. Ich proponierte geschmackvolle Nachahmung des Hinkenden Boten, Geschichte der neuesten Jahre,

Chronikartikel usw., populärästhetisch und moralisch fruchtbar vorgetragen mit niedlichen Holzschnitten."

Fürs erste ging demnach der durch seine Lehrverpflichtung reichlich ausgelastete Karlsruher Professor nicht gerade mit Begeisterung an seine Aufgabe heran. Auch erscheint sein Anteil am Kalender für 1803 noch verhältnismäßig bescheiden. Einer der Beiträge, das erste „Rechnungsexempel" stammt überdies der mathematischen Idee nach von Hebels Freundin Gustave Fecht, lediglich das sprachliche Röcklein, in das es der Dichter gesteckt hatte, ist Zuschnitt seiner Hand. Immerhin scheint der Appetit mit dem Essen gekommen zu sein. Je länger Hebel darüber nachdachte, desto lebhafter mußte ihn der Auftrag reizen. Eröffnete dieser doch die Möglichkeit, zu den Menschen seiner Heimat in unmittelbarer Anrede zu sprechen. Zwar mußte die „heilige Sprache seines Herzens", sein heimatliches Alemannisch, in diesem Falle dem Hochdeutsch weichen, jedoch Hebels schriftdeutsche Kalendersprache ist spürbar durch den Filter mundartlichen Sprachdenkens und Sprachempfindens gesickert und entwickelt auf diese Weise ihren eigenen oberrheinischen Charakter. Jener Hauch landschaftlicher Bezogenheit, der die Dialektpoesie überschwebt, lagert ebenso über Hebels erzählendem Werk.

Der gelegentliche Mitarbeiter fühlte sich mit seiner neuen Aufgabe bald derart in Einklang, daß er im Jahre 1806 dem zuständigen Konsistorium ein „unabgefordertes Gutachten über eine vorteilhaftere Einrichtung des Kalenders" unterbreitete. Den Angelpunkt der Verbesserungen erblickte der Gutachter in einer einheitlichen Redaktion, „denn viele Köche versalzen den Brei". Deshalb ging Hebels Vorschlag dahin, die Herausgabe einem Landgeistlichen zu übertragen, der neben einer eingehenden Kenntnis der ländlichen Bevölkerung, ihrer Sitten und Gebräuche zugleich die dazu erforderliche Muse besäße. Erst mit einem zweiten Gutachten drang Hebel endgültig durch. Zwar hatte er es nicht versäumt, bei der Betonung einheitlicher Schriftleitung von der eigenen Person abzulenken, allein damit blühte ihm kein Glück. Die Redaktion fiel dennoch zu seinen Lasten. Und in der Tat, wie hätte sich auch eine glücklichere Wahl treffen, wo ein berufener Mann finden lassen?

Mit dem Beginn des Jahres 1807 übernahm der Dichter zu den übrigen Berufsgeschäften sein neues Amt, für das man ihn nur bescheiden entschädigte. Er war nunmehr Schriftleiter und Hauptautor in einer Person[1]). Auch im äußeren Gewande suchte er den neuen Geist, den er seinem Pflegebefohlenen einzuhauchen strebte, zu versinnbildlichen. Der Titel „Badischer Landkalender" fiel, an seine Stelle trat „Der Rheinländische Hausfreund oder neuer Kalender, mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen". Die Ausstattung ließ allerdings noch immer Wünsche offen, zumal sich ein notwendig gewordener Wechsel der Druckerei nicht gerade förderlich auswirkte. „Das möglichst Wohlfeile ist auch das möglich Schlechte", klagt der Hausfreund im Dezember 1809, nachdem ihm die ersten Exemplare des Jahrgangs 1810 zu Gesicht gekommen waren. Bei diesem äußeren Ansehen ging es auch um die Ehre des Privilegträgers, des Karlsruher Gymnasiums. Inhaltlich wurde indessen — und das ist das Wesentliche — jede Erwartung übertroffen. Ruckartig schnellte die Auflage in die Höhe. Während Jägerschmid ehedem keine 20 000 riskieren zu können vermeint hatte, druckte man in den nächsten Jahren mehr als das Doppelte, in den besten Zeiten wurde eine Zahl von über 50 000 erreicht. Den unmittelbaren Nutzen hatte das Karlsruher Gymnasium, ein Verdienst Hebels, das nur allzu oft übersehen wird. Aus den verschiedensten deutschen Ländern liefen Bestellungen ein; im Jahre 1811 schrieb Goethe eigenhändig um den „Rheinländischen Hausfreund". Der Kalender wurde Gegenstand ernsthafter literari-

scher Würdigung, ohne daß dadurch seiner volkstümlichen Wirkung, seiner Beliebtheit Abbruch widerfahren wäre.

Kein Wunder, wenn sich im Laufe der Jahre das Verlangen regte, die in den einzelnen Kalenderjahrgängen verstreuten Stücke in einem Sammelband vereinigt zu sehen. Nachdem der Verleger Cotta zunächst den Versuch gemacht hatte, den Kalendermacher zur Mitarbeit am Stuttgarter Morgenblatt zu gewinnen, fand er bei diesem bereiteren Widerhall mit dem Anerbieten eines „Schatzkästleins für die interessanteren Artikel des Hausfreundes". Schon im Januar 1810 wurde dieses „Schatzkästlein", ein Titel, der Hebels Beifall gewann, angekündigt. Lediglich über die weitere Titelformulierung war man zunächst im Zweifel. Als „Deutscher Hausfreund" mochte sich der Verfasser nicht bezeichnen lassen, weil dieses Prädikat sich durch nichts rechtfertige, „weder durch den Namen einer früheren Schrift, noch durch deren Inhalt". Deshalb beharrte der Dichter auf einer engeren, das Spezifische seiner Darstellungs- und Geistesart ahnenlassenden Bezeichnung. Schließlich einigte man sich auf den Namen „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes", das im Mai 1811 zum ersten Versand gelangte. Auf Bildbeigaben, wie sie den Kalender geziert hatten, war vom Verlag verzichtet worden. Nach unseren Begriffen hätte, um den Nagel auf den Kopf zu treffen, vom „oberrheinischen Hausfreund" die Rede sein müssen. Der Band vereinte nahezu alle Beiträge aus den Kalendern von 1803—1811. Lediglich was allzu zeitbedingter Natur gewesen war, wie die politischen Übersichten und Weltbegebenheiten, von derem raschem Wechsel der Verfasser überzeugt war, sowie das Tabellarische und Statistische, einige Rätsel und wenige Erzählungen mußten ausscheiden. Auch im einzelnen sind Retuschen vorgenommen worden. Körniger, säftiger, dialektnäher gibt sich im allgemeinen die Originalfassung. Die meisten der neueren Hebelausgaben haben mit Recht auf die Originale zurückgegriffen.

Das Jahr 1815 brachte den Rheinländischen Hausfreund um seinen Betreuer. War doch im Kalender für 1815 aus Hebels Feder eine mit einem Holzschnitt versehene kleine Erzählung „Der fromme Rat" erschienen, deren Veröffentlichung ungeahnte Folgen hatte. Ein junger Mann begegnet auf einer Brücke zwei katholischen Priestern, die beide das Allerheiligste tragen. Unschlüssig, vor welchem von beiden er in frommer Wallung niederknien solle, wird er von einem der Geistlichen durch den Zeigefinger der erhobenen rechten Hand auf den Himmel verwiesen, dem allein die Ehre gebühre. Der Verfasser hatte mit jener Toleranz gerechnet, die er selbst jederzeit zu üben bereit war. Auch die Zensur hatte „Der fromme Rat" anstandslos passiert. Trotzdem erfolgte von katholischer Seite ein Einspruch, hinter dem der päpstliche Nuntius in Luzern und der Generalvikar des Bistums Konstanz standen. Die Regierung zog es vor nachzugeben, um die erst seit einem Jahrzehnt dem badischen Staatsverband angehörenden neuen katholischen Landesteile nicht zu verstimmen. Der Rheinländische Hausfreund für 1815 durfte erst wieder verkauft werden, nachdem das beanstandete Blatt ausgemerzt und durch ein harmloses ersetzt worden war. Hebel, dem nichts ferner liegen konnte als eine Verletzung der religiösen Gefühle Andersdenkender, legte verstimmt die Redaktion nieder. An seine Stelle trat Alois Schreiber, ein literarisch versierter, schreibkundiger Mann, der zu Hebels näherem Umgang zählte, gewiß kein unwürdiger Nachfolger. Zwei Stücke, die fertig auf dem Schreibtisch lagen, erschienen noch im Jahrgang 1816. Erst 1818 nahm der Dichter wieder das Wort zur Verteidigung seines ehemaligen Hausener Lehrers Andreas Grether, dem er „Eine Gerechtigkeit" widerfahren ließ. Dagegen ist der Jahrgang 1819 mit zwei Dutzend Beiträgen noch einmal fast ausschließlich Hebels

literarisches Eigentum. Die Stücke waren allerdings für einen geplanten württembergischen Volkskalender vorgesehen gewesen, dessen Verwirklichung sich im letzten Augenblick zerschlug. So gediehen die Beiträge dem badischen Kalender zunutz, für den sich der Autor von vorneherein das Veröffentlichungsrecht ausgebeten hatte. Leider endete damit die Tätigkeit des Kalendermachers, dem die immer zahlreicher anfallenden Amtsbürden die Stunden der Muße immer mehr beschnitten. Überdies hatte sich Hebel an eine neue Arbeit gemacht, die ihm mit der inzwischen erlangten Würde eines Prälaten besser vereinbar schien als die Beschäftigung mit dem Kalender, die Biblischen Geschichten, die letzte Gabe des Genius. Es liegt ein schöner und tiefer Sinn in der Tatsache, daß diese Schöpfung des Alters der Jugend dargebracht wurde, denn bei der Arbeit, die sich, häufig unterbrochen, durch mehrere Jahre hinzog, hatte der Autor „fast bei jeder Zeile oberländische Kinder belauscht". Bis zum Jahre 1855 blieb dieses „Denkmal von Hebels Geist und Gemüt" im praktischen Schulgebrauch.

Wir müssen noch einmal zurückgreifen. Mit dem Gymnasium siedelte Professor Hebel im Jahre 1807 aus dem baufällig gewordenen alten Holzgebäude in den Neubau über, der auf der südlichen Seite der Stadtkirche am Marktplatz errichtet worden war. Bald (23. April 1808) sollte er in diesem Hause eine Dienstwohnung von fünf kleinen und einem größeren Zimmer erhalten, denn das Jahr 1808 brachte ihm die Ernennung zunächst zum provisorischen (25. Januar), sodann zum bleibenden Leiter (21. Dezember) des nunmehr nach französischer Sitte Lyzeum genannten Gymnasiums. Der Titel „Direktor" war nicht nach dem Geschmack des damit Beliehenen; empfand er doch das Wort als eine sprachliche Mißgeburt, der bisherige „Rektor" wäre ihm lieber gewesen. In der Beförderung drückte sich vermutlich auch der Dank des Großherzogs Karl Friedrich dafür aus, daß Hebel ein Jahr zuvor das ihn sehr verlockende Angebot, die neue evangelische Stadtpfarrei in Freiburg zu übernehmen, nach längerem Schwanken abgelehnt und Karlsruhe sowie seinem Landesherrn, der ihn in seiner Nähe wissen wollte, die Treue gehalten hatte. Nunmehr war Hebel endgültig Karlsruhes Wahlbürger geworden.

Obwohl Hebel im Jahre 1809 zum Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission gewählt wurde, behielt er die Direktion des Gymnasiums sowie ein beträchtliches Stundendeputat bis zum Jahre 1814 bei. Unter dem Druck der Verwaltungsgeschäfte, die ihm weniger lagen, hat der Direktor oft gestöhnt, weil sie ihm „zum verbarmungswürdigsten angenagelten und angekreuzigten Märtyrer für die gute Sache" machten. „Den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen ist ein Feiertagsleben, ein Ostermontagsspäßlein, nach dem ich mich zurücksehne. Aber daß ich über den heillosen Mechanismus des Ganzen wachen muß, daß sich mein Museum, meine Proteuskapelle in eine Kanzleistube verwandelt hat, wo ich den ganzen Tag Berichte schreiben, Buch und und Rechnungen führen, Red und Antwort geben, examinieren, kastigieren, Zeugnisse fertigen, mit allen Vätern aller Kinder des Lyzeum korrespondieren muß, das lehrt mich den Sinn der Worte verstehen: ich sterbe täglich." Allein, es lag nicht in Hebels Natur, sich Pflichten zu entziehen, von deren Notwendigkeit er überzeugt war, und der Dienst an der Sache stand ihm über dem Dienst an der eigenen Person. Selbst von den karg bemessenen Ferientagen hat Hebel gar manchen geopfert, wenn ein dringendes Geschäft keinen Aufschub zu dulden schien. Wie oft werden die Straßburger Freunde, in deren Kreis er mit besonderer Vorliebe seine Erholungsstunden verbrachte, nachdem die weiten Reisen ins Oberland allmählich beschwerlich zu fallen begannen, durch eine Absage in letzter Stunde enttäuscht, wie manches

liebe Mal muß ein Aufenthalt frühzeitig abgebrochen werden, weil unaufschiebbare Amtsgeschäfte rufen. Im Jahre 1812 gab Hebel zwei von den sechs Räumen seiner Dienstwohnung zur Aufstellung eines Teils der Lyzeumsbibliothek ab, nachdem er bereits 1808 die Mineraliensammlung in seiner Behausung untergebracht hatte. Die Klage über „Raummangel" ist die unentwegteste, die der Dichter während seiner Direktionszeit zu führen hat. Aber der Prälat sollte wenigstens noch den Bau des nördlichen Flügels (1824) erleben, der endlich allem Übel abhalf.

Es ist hier wohl der richtige Ort, auf den Pädagogen Hebel einzugehen. Daß es stets sein Ziel war, das Beispiel eines „frohen Schulmanns" zu geben, ist bereits erwähnt worden. Pedanterie war ihm fremd, kein Pult, kein Katheder trennte ihn von seinen Schülern, in deren Mitte er lebte, mit denen er jedoch sich auch nie gemein machte. Ein feiner Takt des Herzens ließ ihn stets den gebotenen, aber fast unmerklichen Abstand halten. Da er wohlvorbereitet das Schulzimmer betrat, gab er sich nie eine Blöße. Ließ es die Stimmung des Augenblicks einmal zu e i n e r Ungerechtigkeit kommen, folgte die Wiedergutmachung auf dem Fuße. Trockenheit war seiner Lehrweise fremd. Für die lateinischen Stilübungen entwarf er eigene Texte, die wir aus einem uns erhaltenen „Stilbuch" kennen. Hier wechseln naturwissenschaftliche und erdkundliche Stoffe mit klugen Sitten- und Lebenslehren, vor allem aber finden sich erzählerische Themen, die zugleich aus den Kalendergeschichten des Rheinländischen Hausfreunds bekannt sind, z. B. „Der verachtete Rat", „Das Mittagessen im Hofe" und sogar der unsterbliche „Kannitverstan". Für die lebendige Anschaulichkeit seines naturwissenschaftlichen Unterrichts bürgt die verwandte Behandlung solcher Themen im Rheinländischen Hausfreund wie die Beiträge „Die Verbreitung der Pflanzen" oder die „Betrachtung über ein Vogelnest". Es mußte schon ein hoffnungslos stumpfer Sinn gewesen sein, der sich dabei gelangweilt hätte. Ein Herzensanliegen bedeutete ihm die Erklärung der Theokritischen Idyllen; er hat auf sie selbst dann nicht verzichtet, als er die Direktion niedergelegt und als hoher Ministerialbeamter nur noch wenige Stunden am Gymnasium beibehalten hatte.

Aus allen Erinnerungen seiner Schüler spricht eine tiefe Dankbarkeit für das Was und Wie des von ihrem Lehrer Empfangenen. Der Basler Hebelforscher Wilhelm Altwegg hat darauf hingewiesen, daß ein Wort aus dem „Stilbuch", nämlich die Mahnung „Gebrauche nie ein hartes Wort, wo ein glimpfliches seine Dienste tut", Hebels Maxime gewesen sein dürfte. War er wohlgelaunt, liebte er es, mit dem Geld oder den Schlüsseln in der Tasche zu klimpern. Mit Vorliebe brachte er seinen Spazierstock in den Unterricht mit. Einer seiner Schüler, Friedrich von Biedenfeld, schreibt in seinen 1859 im „Stuttgarter Morgenblatt" veröffentlichten Erinnerungen: „Den Kopf trug Hebel gewöhnlich sehr aufrecht, und sein ziemlich kleines, mit scharfen Seitenwinkeln geschnittenes Auge trug in dem offenen Blick gerade aus ein so glückliches Gepräge inneren Friedens, tiefen Gemüts und lebendigen Geistes, daß schon sein erster Anblick ihm die Herzen gewann. Ein nahendes Donnerwetter verkündete das weitere Öffnen der Augen und ein zuckendes Herabziehen der Brauen. Beim seltenen Anblick dieses Zeichens wurde dem Schuldigen nicht wohl zumute, obschon Hebel stets nur mit wenigen scharfen Worten strafte und dann sogleich wieder in sein Lehrthema überging. Frohsinn erwachte in aller Herzen, wenn sein Auge von innerem Behagen eigentümlich erglänzte, die Mundwinkel lächelnd zuckten, die Lippen seltsam sich spitzten; denn da war gewiß eine Hausfreundschalkheit oder ein blühender poetischer Gedanke oder eine jener kurzen, prägnanten und überraschenden Ideen im An-

zuge, welche sich der Seele für das Leben einprägten." Hebels Güte versackte nie in Schwäche. Im gegebenen Moment konnte er durchaus die gebührende Strenge walten lassen. Von einem solchen Augenblick gibt er seiner Freundin Gustave Fecht in einem Briefe aus dem Jahre 1811 Kunde: „... sie wurden rebellisch gegen ein Professor, der etwas unklug gehandelt hatte. Es tat mir sehr wehe, da ich seither durch Liebe und Klugheit die Ordnung erhalten und noch keinem ein böses Wort geben mußte, jetzt in einer fremden Sprache durchfahren zu müssen. Aber einer von ihnen sagte daheim, es sei ihnen gar kurios worden, als ich sagte: Diesmal noch und zum letzten Mal spricht der warnende Freund. Wenn ihr in einer halben Stunde nicht Ordre pariert, so läßt der Direktor die Schnur auf den Boden laufen, sagte ich. Tut, was ihr wollt. Sie ließen es nicht darauf ankommen. Manchmal sagen sie zu andern Leuten, er muß alles einmal auch mitgemacht haben, weil er alles sogleich merkt und weiß." Eine erstaunliche Einfühlungsgabe, gegründet auf reiche Erfahrung und tieflotende Beobachtung, verrät der Brief an Pfarrer Schmidt in Britzingen vom Jahre 1817, von dem Besorgnisse über die bedenkliche Entwicklung eines in den Oberklassen des Karlsruher Gymnasiums befindlichen Pfarrkindes geäußert worden waren: „Es ist nichts Seltsames, daß auch gutgeartete Jünglinge, von denen man viel erwarten darf, eine Zeitlang auf Abwege geraten und durch eigene Besinnung, durch Zuspruch und Erfahrung gebessert, sich bald wieder erholen. Aber das Bedenkliche ist mir, was ich von Ihnen erfahre, sein Betragen gegen die Eltern, nicht nur an sich, sondern auch wegen der Ursache desselben. Denn Unart, Grobheit, Schnoddrigkeit des Kindes setzt immer und unfehlbar Schwäche der Eltern und frühe Erziehungsfehler voraus, deren Folgen fast ebenso unheilbar sind als die Schwächen selbst. So ein Sohn hat seinen Vater schon lange gemessen und weiß, was er ihm zumuten kann und wie er zu zwingen ist, und raten ist schwer."

Im weiteren Text rät Hebel dem Vater, dem Sohne eine Summe festzusetzen, mit der er auskommen müsse. „Ich rede nicht von dem Geld als solchem, sondern als Subsidium der Liederlichkeit. Was ihm über das anständige Bedürfnis verwilligt wird, ist Einladung zur Befriedigung der Sinnlichkeit. Das erste Trotzen des Jünglings ist nur ein Versuch und wird nur solange fortgesetzt, als es gut tut. Mache der Vater, wenn er ebenso viel Mut als der Sohn hat, den Gegenversuch und schicke er ihm den ersten unanständigen Brief zerrissen mit ernster, darniederbeugender Wortstrafe und gemessener Drohung, etwa durch den Direktor oder, wenn er will, durch mich zurück und zeige er Kraft und Festigkeit, so halte ich es für mehr als bloß möglich, daß der Sohn bald andere Saiten aufspannen wird." Und nun ein echt Hebelscher Schluß: „Vor der Hand hielt ich es aber auf alle Fälle für viel zu frühe, den jungen Menschen schon zurück zu nehmen. Ich halte ihn für verirrt, aber nicht für verdorben. Noch verdient er Geduld, und wir sind ihm gemeinschaftliche Aufmerksamkeit und Bemühung für seine Zurechtbringung schuldig. Die meinige sei hiermit angeboten." Hebels Vorschläge sind übrigens von Erfolg begleitet gewesen. Denn der Britzinger Lehrerssohn, von dem hier die Rede ist, machte zur gegebenen Zeit sein Abitur am Karlsruher Gymnasium, studierte in Tübingen und war bereits 1824 Pfarrer in Tennenbronn, später in Weisweil. In den letzten Jahren seiner Lehrtätigkeit scheint die Überbürdung mit den vielfältigen Amtsgeschäften den Prälaten zuweilen etwas nervös gemacht zu haben, doch bekam er sich rasch wieder in der Hand, wie ein Tagebucheintrag eines seiner letzten Schüler August Hausrath vom 28. Januar 1824 dartut: „Der Prälat milderte heute im Hebräischen seinen gestrigen etwas schneidenden Ton und war außerordentlich gnädig."

Als echtem Schulmann war für Hebel des Lernens kein Ende. So teilt er in einem Briefe aus dem Jahre 1804 mit, daß er sich gerade mit der schwedischen Sprache beschäftige, „weil es für einen Lehrer der Jugend gar heilsam ist, wenn er von Zeit zu Zeit wieder die eigene Erfahrung macht, daß es doch schwerer sei, etwas Unbekanntes zuzulernen als etwas Bekanntes zu lehren." Mit seinen Kollegen am Gymnasium verband Hebel stets ein aufrichtiges, herzliches, in vielen Fällen freundschaftliches Verhältnis, auch aus manchen seiner früheren Schüler wurden, nachdem diese im Lehrkörper wirkten, Freunde wie Gerstner und Doll. Und mit besonderer Genugtuung vermerkt der Lyzeumsdirektor: „Ich bin qua Direktor des Lyzeums stolz und glücklich durch den Frieden und die wahre Seelenharmonie, die uns alle, selbst die Obern miteingerechnet, wie eine Familie verbindet." Den Mittagstisch teilte er lange Jahre mit seinem Kollegen und Freunde Nikolaus Sander, den Abend verbrachte er mit Vorliebe am Stammtisch. In späteren Jahren liebte er es, den einen oder anderen seiner Schüler zum Mittagsmahl bei sich zu sehen, wobei er „unerschöpflich an neuen Erzählungen war" (August Hausrath).

Hebels Berufung in die Evangelische Ministerialdirektion, die oberste Kirchen- und Schulbehörde des Landes, hatte zur Folge, daß der Dichter im Jahre 1814 die Direktion des Lyzeums niederlegte. Sein Nachfolger wurde Jakob Friedrich Theodor Zandt, seit 1807 bereits Professor in Karlsruhe, ein im Geiste seines Vorgängers wirkender Mann. Wie sehr jedoch das Unterrichten und der damit verknüpfte Umgang mit der Jugend für Hebel zum unentbehrlichen Lebensinhalt geworden war, geht aus der Tatsache hervor, daß er zunächst noch 17, später als die Prälatenwürde weitere Einschränkungen erheischte, wenigstens noch 9 Wochenstunden beibehielt, nämlich 4 Stunden Hebräisch, 2 Stunden Theokrit, 2 Stunden Rhetorik sowie 1 Stunde Latein. An der Bearbeitung der neuen Lehrpläne des Lyzeums nahm er lebhaften Anteil; sie ist zu einem großen Teil sein Werk. Erst seit dem 16. Oktober 1824 ruhte Hebels Lehrtätigkeit ganz. Es war in einer Zeit, da die ersten Anzeichen jenes Leidens, das zwei Jahre später zu seinem Tode führen sollte, verspürte und, wie er außerdem seiner Freundin Gustave Fecht nach Weil berichtet, die Erfahrung machte, daß er „langsamer arbeite und früher maßleid werde". Vielleicht wurde der Entschluß, den Unterricht aufzugeben, auch dadurch erleichtert, daß Hebel kraft seines Amtes in der obersten Kirchen- und Schulbehörde insofern der Schule unmittelbar verbunden blieb, als ihm die Abnahme der Schlußprüfungen oblag. Mit Stolz konnte er im Entwurf einer freilich nie gehaltenen Antrittspredigt vor einer Landgemeinde sagen: „Ich habe vielleicht 2000 Jünglinge in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wiedersehe."

Im Dienste der Schule erreichte ihn auch das Ende. Obwohl sich Hebel bereits krank fühlte, ließ er es sich doch nicht nehmen, den Abschlußprüfungen am Mannheimer Gymnasium, wo sein ehemaliger Schüler August Nüßlin Direktor war, anzuwohnen, weil er wußte, wie freudig man ihn dort erwartete und welche Enttäuschung sein Nichterscheinen bereiten müßte. Dem Gast zu Ehren veranstaltete man eine abendliche Rundfahrt auf Neckar und Rhein, jenem Strom, dessen Rauschen die ersten Atemzüge des am Basler Rheinbord Geborenen begrüßt hatte; bald sollte er ihm auch das Totenlied murmeln. Wenige Tage danach wären die Examina in Heidelberg fällig gewesen; Hebel wollte die Zwischenzeit benützen, im Hause seines alten Freundes, des Hofgartendirektors Zeyher in Schwetzingen, ein wenig auszurasten und sich zu erholen. Es wurde eine

Rast für immer, denn das Leiden verschlimmerte sich zusehends, die von Heidelberg herbeigeeilten Gymnasiumsdirektoren Kayser und Mitzka finden ihn in Kleidern auf dem Bette liegend, der am nächsten Tag eintreffende Karlsruher Hausarzt Dr. Seubert sieht sich einem Sterbenden gegenüber. Am frühen Morgen des 22. September 1826 ging Johann Peter Hebel still und unvermerkt aus der Welt, nachdem er kurz vorher den bei ihm wachenden Pfleger zur Ruhe geschickt hatte. Beim Leichenbegängnis am 23. September wurde am offenen Grabe der Sarg noch einmal geöffnet und ein Lorbeerkranz um die erkaltete Stirn gelegt. Seine grünen Blätter galten vor allem dem Ehrengedächtnis des Dichters und der lauteren Persönlichkeit des von edelster Humanität beseelten Mannes, allein ich glaube, ein Blatt dieses Kranzes dürfen wir auch für den nicht weniger verehrungswürdigen Pädagogen in Anspruch nehmen, für den Freund und Mentor der Jugend, die er so gern gelehrt und so innig geliebt hat.

[1]) Vgl. H. Kohlbecker, Allgem. Entwicklungsgesch. des bad. Kalenders von 1700 bis 1840. Freibg. Diss. 1927, S. 35—46.

Die Hebelmutter Urſula

Wenn du, bis ime Johr, Hans Peterli,
uf Schopfe äne, in d'Latinſchuel chunnſch,
rüeft mer di nümme meh Hans Peterli,
döört rüeft mer di derno Hans Peter.

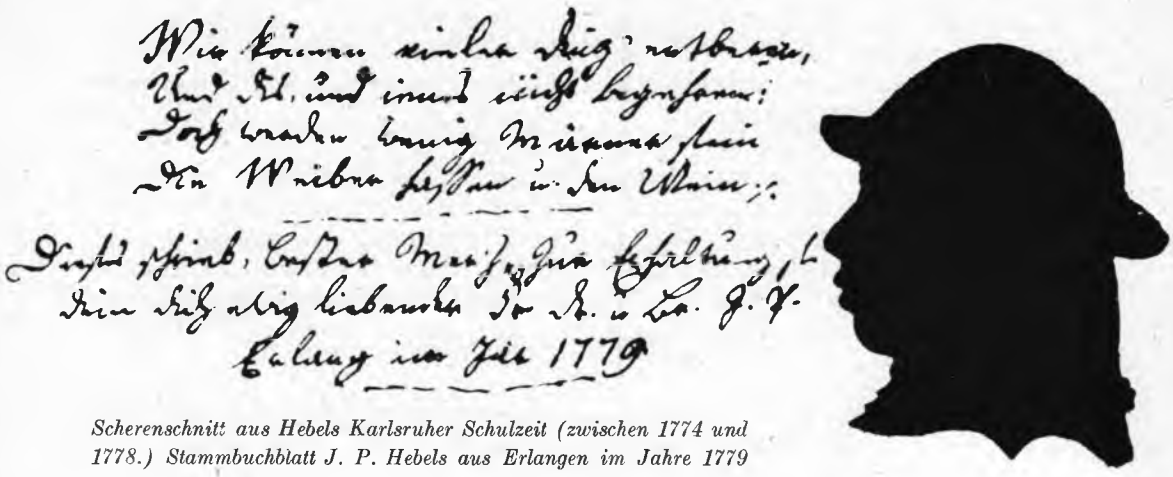
Sie ſage dir villicht au numme Hebel —
doch wenn ſe froge, wie de heißiſch, ſaiſch
- wenn's der au no ſo lang und vornehm dunkt -
ſaiſch, wie de dauft biſch: Johann Peter Hebel.

E ſchöne Name heſch, jo gel, dä gfallt der –
de heißiſch Johann, wie di Vadder ſelig –
un wie dr Petrijünger – Peter,
und grad vo ſellem het mer letſchthi träumt:

I ha mir gwunſche, aß di Nameegvatter
füre ganze Läbe dir e Leitbild ſeig,
aß du gliich ihm, das Wort verkünde wotſch,
aß du e Lehrer und e Pfarrer wirſch.

E Traum iſch's gſi, eimol iſch's keine meh.
Weiſch, 's wär mir wohl, ſo müeßt i di guet borge,
und blibſch im Sege dur die heilig Lehr —
du heſch jo 's Züg derzue — Hans Peterli.

Gertrud Albrecht



Scherenschnitt aus Hebels Karlsruher Schulzeit (zwischen 1774 und 1778.) Stammbuchblatt J. P. Hebels aus Erlangen im Jahre 1779

Aus Hebels Erlanger Studentenzeit

Von F. A. Pietzsch, Heidelberg

Der alemannische Mundartdichter Johann Peter Hebel wurde am 10. Mai 1760 zu Basel geboren. Der Hauptwohnsitz seiner Eltern war Hausen im Wiesental, daher bezeichnet Hebel seine Herkunft in seinen Stammbucheinträgen mit: „aus dem Badischen" und „aus dem Sausenburgisch-Badischen". Schon früh verlor er seine Eltern, seinen Vater 1761 und seine Mutter 1773. Er besuchte zunächst die Volksschule in Hausen, anschließend die Lateinschule in Schopfheim, wo er bei seinem Lehrer Obermüller wohnte, der nach Hebels Aufzeichnungen einer „Landsmannschaft der Franken und Pfälzer" angehört hatte; seit 1774 war er auf dem Gymnasium in Karlsruhe, wo er von den bereits abgegangenen Absolventen, die in den Ferien nach Karlsruhe zurückkamen, über das Wesen des Studententums auf den deutschen Universitäten informiert wurde; nicht erwiesen ist es bis jetzt, daß auch an diesem illustren Gymnasium, wie an anderen Orten Deutschlands, Pennälerverbindungen bestanden haben, die die Landsmannschaften und Studentenorden der Universitäten nachahmten.

Nach Bestehen der Abgangsprüfung bezog er zu Ostern 1778 die Universität Erlangen, um daselbst Theologie zu studieren. Er trat hier sogleich in die Landsmannschaft der Moselaner ein, zu der auch die Badener gehörten, und lernte hier ein flottes Burschenleben kennen. Die finanzielle Schwäche eines Einzelnen spielte dabei keine Rolle, da die reicheren Mitglieder für die ärmeren aufkamen. Nach etwa einem halben Jahr wurde Hebel für würdig befunden, in den engeren Kreis dieser Landsmannschaft — den Elsässerorden — aufgenommen zu werden. Es war dies der geheime Studentenorden der Amicisten, der innerhalb der Moselaner Landsmannschaft nistete und sich in Erlangen „Elsässerorden" nannte; derselbe schloß sich als selbständiges Gebilde gegen die anderen Mitglieder der Landsmannschaft ab, beherrschte aber diese. Er hatte ein besonderes Ritual für die Aufnahme in den Orden und eigene Gesetze und Statuten. Während

der Studienzeit Hebels kam es zu inneren Zwistigkeiten der Ordensbrüder, so daß viele in die „fränkische Landsmannschaft" übertraten und innerhalb derselben den „Orden der schwarzen Brüder" — Harmonistenorden — erneuerten. Die Folge davon war eine Reihe von „Pro Patria"-Duellen, von denen auch Hebel zwei austragen mußte; einmal gegen Runckel, das anderemal gegen Stork. Hebels Freund, der Legationsrat Kölle — als Adjunkt des rheinländischen Hausfreundes bekannt —, der mit Hebel seit 1800 befreundet war, schreibt in der Stuttgarter Morgenpost Nr. 63 vom Jahre 1827, daß Hebel in Erlangen in ein Duell verwickelt worden sei; er habe sein Herzklopfen, so gut er konnte, verborgen und sei mit einer leichten Armwunde davongekommen; noch nach Jahren habe Hebel die pathetische Anrede seines Sekundanten, des späteren Geheimrats Ludwig Rheinwald in München, auf unnachahmliche Weise wiederholt.

In diesem Zusammenhang tritt uns das Rätsel des D. Brodhag entgegen, dem, wie Hebel in seinem Briefe an Gustave Fecht vom 25. Dezember 1795 behauptet, der Weg zum Himmel verschlossen sei. War dieser Brodhag ein „Schwarzer Bruder"? Wir müssen es wohl annehmen, denn Hebel setzt hinter seine Frage an Gustave „Und hat er (der Engel) Ihnen nichts vom D. Brodhag erzählt?" folgende Zeichen:

✡ ☾☉ Abra ✡ cad ✡ Abra ☽ ✡ 𝜋

Wir wissen heute, daß der Sternengrad der erste, der Mondengrad der zweite, der Sonnengrad der dritte Grad des Studentenordens der „Schwarzen Brüder" war. Abracadabra ist ein bei dem römischen Dichter Serenus Samonicus (um 200 n. Chr.) erstmals vorkommendes Wort, das als magische Heilformel benutzt wurde; also in diesem Zusammenhange wohl so auszulegen ist, daß D. Brodhag nunmehr nach seinem Tode vom Harmonistenorden erlöst sei. Das letzte Zeichen ist das des „Proteus", das sich Hebel als Symbol seines Geheimbundes auserkoren hatte und des öfteren in seinen Briefen als Anfangsbuchstaben seines Decknamens „Parmenides" schrieb, das auffälligerweise bereits im Jahre 1776 in einem Tübinger Studentenstammbuch von einem Heilbronner gesetzt wird.

Hier also scheint sich die Feindschaft zwischen den Ordensbrüdern der Amicisten und Harmonisten auch noch in späteren Jahren bemerkbar gemacht zu haben.

Wenn wir in die Geheimnisse des von Hebel in Lörrach begründeten Geheimbundes der Proteuser und des Belchismus eindringen wollen, so müssen wir uns in die Gepflogenheiten der Moselaner Landsmannschaft und des Elsässerordens vertiefen, denn hier steckt die Wurzel für den späteren Geheimbund von Hebel; hier wie dort gab es „Siegel", „Geheimsprache", „Geheimschrift", „Decknamen" für jeden Ordensbruder, entnommen aus der römischen und griechischen Geschichte oder Mythologie und dergleichen mehr.

Von der Warte eines Studentenhistorikers gesehen, ist das Proteusertum mit dem Belchismus ein Weiterleben Hebels in der Atmosphäre seiner Erlanger Studentenzeit, und wahrscheinlich ist Günttert ebenfalls ein Angehöriger der Moselaner Landsmannschaft und Ordensbruder des Amicistenordens nur von einer anderen Universität gewesen, und so haben sich beide in Lörrach auf der Basis ihres Studentenerlebens wieder getroffen.

Wenn Hebel in seinem späteren Leben als „Wild- und Rheinkönig Peter von Assmannshausen" thronte, so ist das eine Reminiszenz an die Hofstaaten der Studenten mit ihren Hoftagen auf den Bierdörfern, wo sie als Kaiser, Könige, Herzöge, bis herab zum

Knappen in entsprechender Maskierung auftraten.

Auch das wiederholte Sicheinsetzen für seinen Kollegen Erhard Christoph Eccard erklärt sich aus dessen Zugehörigkeit zur Moselaner Landsmannschaft, obwohl er ihn schon zur Studentenzeit als „verbummelt" in seinem Stammbuche bezeichnet hatte, und so könnten noch weitere Zusammenhänge Hebels mit anderen Personen geklärt werden, denn es darf nicht vergessen werden, daß zu Hebels Zeiten der weitaus größte Teil der evangelischen Theologen Angehörige der Landsmannschaften und Ordensbrüder der verschiedenen Studentenorden waren.

Zu Ostern 1780 verließ Hebel bereits nach zwei Jahren die Universität Erlangen, um sich in Karlsruhe auf das theologische Examen vorzubereiten.

Hebelisches Land

Wer 's Groß Wiesetal nie gseh het,
chennt der Hebel no nit gnueg.
Was er au den Andere geh het,
's Oberland blibt sy mit Recht und Fueg.

Basel, Lörech, Schopfe, Huuse,
Röttle, Tüllige und Wyl –
au der Belche ghört syr Muse —
Selbe wüst em no ne höcher Ziel.

Gschönt isch jedes Brösli Grund
an de Wege, woner schritet.
D'Heimet blibt sy gueti Stund,
wonem in der Fremdi 's Herz no witet.

Oh, der Hebel sieht au d' Mängel,
un er mahnt mit fiinem Gfüehl —
Lueg — im Beerischlag der Engel!
Stoht er ächt no dört am Alzebüehl?

Au der Chnab der Sunntig, chennt er!
Wenn er chunnt im Morgerot,
waiht Aurikeliduft — was wänt der?
us de Gärte, woner goht un stoht.

So lockt 's Land sy Liebi uuse –
Suechsch der Hebel, findsch en ganz:
Gohsch der Wiese no uf Huuse,
trifft di gwiß sy Blick im Morgeglanz!

Hedwig Salm

Schauspielerin und Kirchenrat

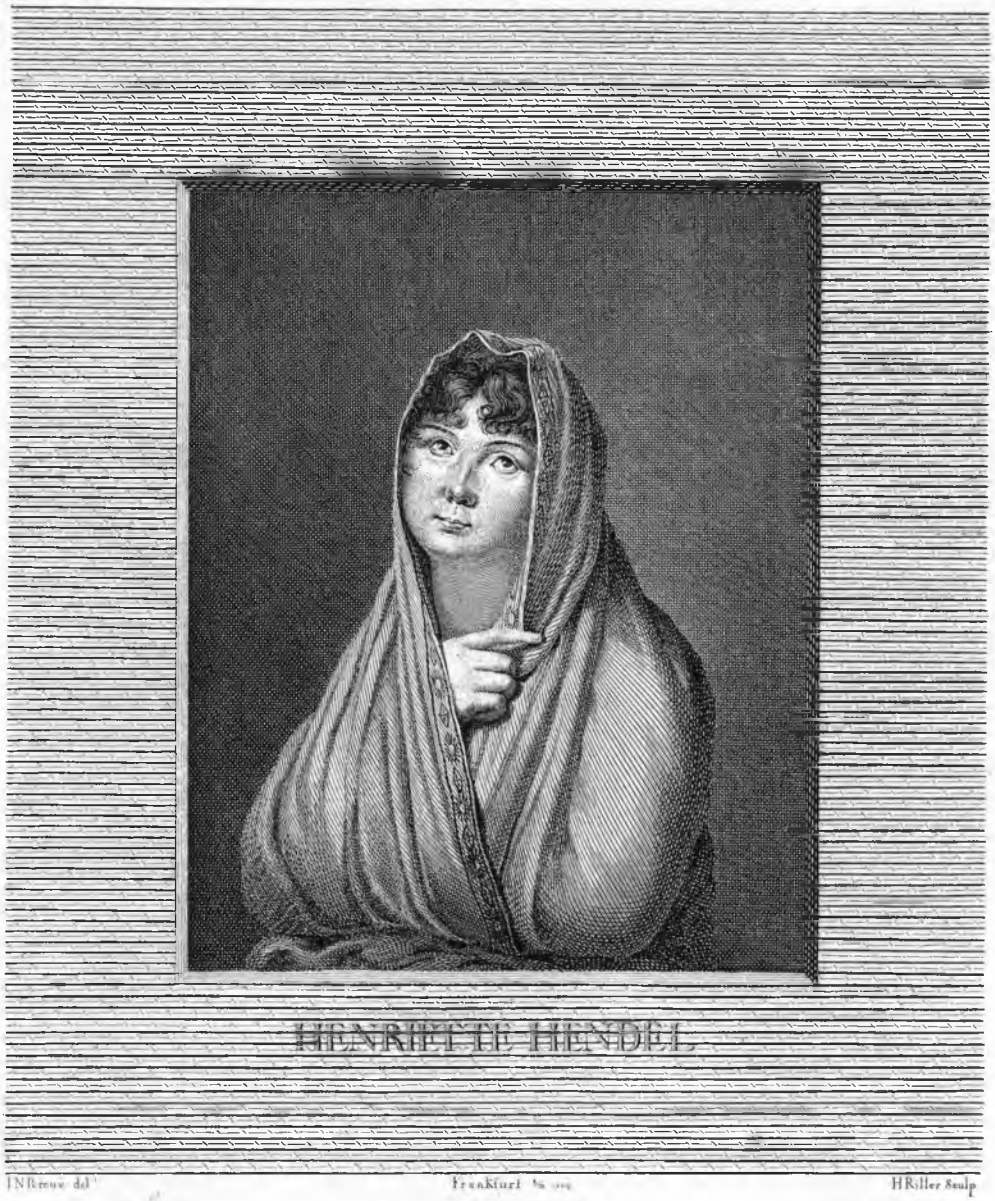
Von Elfriede Gottlieb †, Tauberbischofsheim

Durchforscht man das Leben von Johann Peter Hebel, so überrascht die merkwürdig geringe Beteiligung der Frau. Mutter und Schwester wurden dem Dichter früh entrissen. Die Pfarrerstochter Gustave Fecht, mit der er bis zu seinem Tod in freundschaftlicher Verbindung verharrte, durfte gleichwohl seine Hausfrau nicht werden; das Verhältnis blieb lebenslang auf einer Entwicklungsstufe stehen, die noch nicht einmal die Grillparzerische der „ewigen Verlobung" erreichte. Wie es scheint, fehlte ein letzter Reiz, der in die einigermaßen schwerfällige, kräftiger Initiative abgeneigte Natur des Mannes den zündenden Funken des Entschlusses hätte werfen können. Liebte Hebel die schöne Oberländerin, wie anzunehmen ist, so war er doch nicht in sie verliebt. Indessen sollte auch dies Gefühlserlebnis ihm nicht vorenthalten werden. Es traf ihn schon gereift, längst mit hohen Ehren und Würden bekleidet. Aber wenn auch der neunundvierzigjährige Kirchenrat nicht daran dachte, irgend welche lebenseinschneidenden Konsequenzen daraus zu ziehen, so läßt doch der Ton distanzierter, fast ein wenig ironischer Heiterkeit, in dem er davon berichtet, die verborgene Wärme spüren, die ihn frühlingshaft berührte.

Im Spätherbst 1808 zeigte sich die berühmte Schauspielerin Henriette Hendel acht Tage lang im Karlsruher Theater. Hebel, der ihren Darbietungen, wie seine Briefe beweisen, als unermüdlicher und aufmerksamster Zuschauer folgte, schreibt darüber an Frau Sophie Haufe: „Im Grund ist es mein Glück, daß ich sie morgen zum letzten mal sehe, eh ich mich in sie vernarre." — Jedoch der Schluß widerruft: „Jetzt soll alles nichts mehr gelten, was ich im Anfang dieses Briefes von M. Händel geschrieben habe. Denn es ist mir herzlich leid und weh, daß sie gestern früh fort ist. Indessen, Leutlein, behält doch Euer Gevattermann den Kopf oben und ist nicht vernarrt, sondern nur entzückt und heilig."

Die Steigerung geht auf den letzten Abend zurück, den Frau Hendel einer kleinen Zahl von Erwählten widmete, bei welcher Gelegenheit sie „eine Kunst und ein göttliches Talent" entwickelte, „das sie wohl auf keinem Theater und vor keinem gemischten Publikum preisgibt". Hebels Schilderung dieser Leistungen atmet den jugendlichen Enthusiasmus. Sie mündet in die Worte: „Kindlein, Euer Gevattermann ist sonst derjenige nicht, der seinen eigenen kleinen Lorbeerzweig andern Leuten um die Nase herumstreicht und sagt: Riecht daran! Aber das muß ich zur Wahrheit sagen, daß ich für die alemannischen Gedichte mich noch nie so geehrt fühlte, als durch die feine Attention und Auszeichnung, mit der mich diese Frau während ihres Hierseins behandelt hat, so daß ich nicht weiß, ob ich über ihr, oder über mir selber vernarrt — wollte sagen entzückt bin."

Doch die Gefahr, die Hebel beschworen glaubte, kam dräuender zurück. Im September 1809 gab die Hendel ein zweites, diesmal mehrwöchiges, Gastspiel. Und nun hören wir Hebel: „24 Tage hindurch, so lange Madame Hendel hier war, schwelgte ich diesmal in einem Genuß, der mir vor einem Jahr schon minutenweise unbezahlbar war. Ihr Umgang aber ist eine immerwährende Sitzung der Akademie der Künste, der goldenen Lebensweisheit und des Frohsinns." — „Oft war es mir, wenn ich sie in der ganzen Glorie ihres Genies und ihrer Kunst erblickte, wie einem, der mit einem höheren Wesen im Umgang steht und die Ahndung hat, es könnte kein gutes Ende nehmen."



Alles vereinet in sich, zugleich, Stoff, Bilden und Werkzeug,
Wandelnd Naturen in Kunst, Hendel, und Kunst in Natur;
Sonnie im Weltall waltet der Geist, und im Geiste das Weltall.
Wirket sie, wieder gewirkt: Bildnerin, selbst und Gebild.

62 *Henriette Hendel-Schutz*

gez. J.N. Peroux, gest. G. Ritter

Die bekannten Briefe an F. W. Hitzig und an Sophie Haufe vom 27. und 29. Oktober 1809 geben den Höhepunkt: die reizende Liebeserklärung, die dem überraschten Dichter, in seine eigenen alemannischen Worte gekleidet, von der Bühne herunter aus schalkhaftem Munde zuteil wurde.

„Der Montag war nicht nur mein, sondern des ganzen Oberlandes Ehrentag. Unter den Stücken, die sie deklamieren wollte, stand von den alemannischen Gedichten nur Hans und Verene auf dem Zettel. Sie trug es in Gegenwart des Hofes und Adels, des Fürsten von Thurn und Taxis, mehrerer Fremden, die wegen dem Kayser hier waren, und mehr als 600 Personen verschiedener Stände unter beständiger Begleitung des allgemeinen Beyfalls vor, der am Ende in ein so lautes und langes Klatschen ausbrach, daß sie hoffen konnte dem Publikum mit einer Repetition gefällig zu seyn, und fieng von neuem an: Es gfallt mer nummen eini. — Aber als jetzt nach dem Zeddel eine Scene aus Makbeth folgen sollte, hielt sie einige Sekunden still, schaute mich (ich saß im Parquett in den vordersten Reihen) eine Weile lächelnd an, als die eine Spitzbüberey im Sinn hat, und begann mir selbst überraschend: z'Fryburg in der Stadt etc. etc. Auch dies vortrefflich, und fast mit noch größerem Beifall, weil es unerwartet war. Aber nun denke dir ein Weib, das im stolzen königlichen Bewußtseyn, alles thun zu dürfen, was es will, auch wirklich alles thut, was sie will. — In der Stelle:

Minen Auge gfallt — —
gel, de meinsch, i sag der Wer,

dreht sie sich nach mir, lächelt nach mir, sagt:

es isch kei Sie, es isch en Er

und deutet auf mich. — Eine Schauspielerin auf dem Theater, und ein Kirchenrath im Parquett! Hätte nicht das Publikum, wenn es auch nur einige Achtung für meine Person und mein Amt hat, jede andere mit dem Zeichen der Indignation auf der Stelle bestrafen müssen. Nichts! Das Klatschen dauerte so lang und laut, daß sie den Schluß-Vers nicht mehr anbringen konnte, und statt für den Beyfall stumm zu danken, that sie es laut, und sagte, daß sie dieses Glück (ich will aus Bescheidenheit nicht alles nachschreiben, aber das schönste) ihrem Freund Hebel zu verdanken habe, durch dessen Gegenwart sie begeistert sey. Meine Fassung kann ich nicht begreifen, wenn sie nicht selbe durch geheime Künste auf mich wirkte. Während alle Logen und Gallerien auf mich schauten, schaute ich auf sie, und nickte ihr einen leichten anständigen Dank."

Freilich, ganz und gar nur dabei blieb es nicht. Der Kirchenrat, wie er zwar nicht dem Freund, wohl aber der Freundin berichtet, dankte der Schelmin im Garderobezimmer mit einer Umarmung.

Den ereignis- und ehrenreichen Tag beschloß ein Unfall von keineswegs harmloser Art: „Nach dem Akt holte ich sie in den Culissen zu einer großen Abendgesellschaft ab. Denn obgleich jeden Augenblick der Kayser erwartet wurde, wollten doch alle Eingeladenen lieber bey der gepriesenen Künstlerin seyn, als die Ankunft des Helden sehn. In diesem Saal hielt ich eine Balkonsthüre (ohne Balkon) für ein Fenster, weil sie zum Behuf der Illumination eine leicht eingeschobene Blendung hatte, lehnte mich, wiewohl schon einmal gewarnt, um die Pfeife auszublasen an die trügliche Brustwehr. In einem Nu lag Brustwehr, Lampen und Licht zerschmettert unten auf der Gasse, und ich, ich weiß nicht durch welch Wunder, noch mit der schweren Hälfte des Körpers im Zimmer, obgleich der Kopf, der weit in der Luft und Nacht draußen schwebte, um 12 Uhr auch nicht mehr leicht war." — Ich begreife meine Rettung und meine Ruhe bei völligem Bewußtseyn nicht, aber schon vor einem Jahr habe ich M. Hendel dafür angesehen, daß sie im Besitz verborgener Künste sey."

Das gefährliche Ereignis ging „ganz ohne allen Nachtheil, ohne den mindesten Schrekken, ohne Spur von Schmerz" vorüber. Tragik lag nicht in der Linie von Hebels Wesen und Leben.

Zwar spielen er und Frau Hendels Eichhörnlein, das sie ihm geschenkt hat — im Briefwechsel „das Zarte" genannt — nach der Abreise der Künstlerin „zwey betrübte Figuren miteinander". Und wenn das Jahresende auch die Freude eines nochmaligen Wiedersehens brachte, so folgte doch unmittelbar darauf wieder ein neuer Abschiedsschmerz. Am 1. Januar 1810 schreibt Hebel: „Ich habe in dieser Nacht das Jahr bey der Madame Hendel gewechselt. Sie war nur 3 Tage hier und ging heute wieder fort, und iezt —

Wie einstens an des Nilus Strand
der König stand —
Die sieben fetten Küh' verschlangen hag're
Die sieben vollen Ähren sieben mag're
Daß sein Verstand
Und königlich Besinnen schwand.
So steht in einem Kämmerlein
und athmet schwere Trübsal ein
an iezt der König ohne Land.
Verlohren sind ihm Rast und Ruh
Er reitet auf der magern Kuh
Die dürre Ähre sproßt im Sand."

Vielsagender, als die launige Reimerei, ist der kurze Schlußsatz: „Frau Gevatter, iezt will ichs aufrichtig gestehn. Ich geh' herum, wie der Schatten an der Wand."

Indessen ist diese Behauptung anscheinend nicht wörtlich, jedenfalls nicht äußerlich zu verstehen. Vielmehr konstatieren die Freunde sogar mit Ergötzen eine Veränderung gegenteiliger und sehr wohltätiger Art, die der Verkehr mit den Grazien und Musen, personifiziert in ihrer lieblichen Dienerin, gewirkt hatte: der Herr Kirchenrat hörte auf, seine Erscheinung, wie bisher, nach sträflicher Junggesellen-Manier zu vernachlässigen. Dem Bedürfnis, von der „wunderschönen" Frau zu sprechen, verschaffte er Befriedigung, indem er sie zur „Schwiegermutter" eines jungen Freundes ernannte, der ihr Töchterchen im Bilde bewundert hatte. Als ein Jahr nach Frau Hendel die Schönberger in Karlsruhe auftrat, erklärte Hebel, er sei „sehr eifersüchtig über die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihr huldigte". Und er gesteht bei dieser Gelegenheit: „Ich muß doch ein wenig verliebt gewesen sein in die Geliebte", mit einem Nachtrag, dem man freilich kaum Glauben schenken wird: „wie ich iezt erst merke".

In welcher Art Hebel die Wiederverehelichung der Bewunderten aufnahm, zeigt der folgende, aus dem Frühjahr 1811 stammende Brief. Man wird nicht umhin können, zum mindesten ein Körnchen Ernst durch den Scherz durchzufühlen: „Aber noch immer hab ich nicht geschrieben, warum ich so lang nicht geschrieben habe, auch im Verlauf meines Stillschweigens nie. Ein Gestrandeter hat auch gut, sich entschuldigen:

Ach auf Freuden folgen Leiden,
auf die Sünden harte Buß.
Daß ich's sagen, daß ich's klagen,
Götter, daß es wahr seyn muß.
Die durch ihre Rosenwangen,
durch der Lippe Red und Kuß,
durch ihr zärtliches Umfangen
fest mein armes Herz gefangen,
daß es ewig zappeln muß,
daß es brennt wie Doktor Huß,
beut nun ihre holden Wangen
einem anderen zum Kuß.
Hat das Sakrament empfangen,
das zum heimlichsten Genuß
iede Liebe weihen muß,
und hat schon ein Kind empfangen.

Sie hat nemlich, die gebenedeite Tochter Kronions Madame Hendel, zerrissen hat sie den Bendel, und sich in den Stand der vierten heiligen Ehe begeben mit Herrn Professor Schütz in Halle.

Und da soll man noch an einem Schuhmacherstühlein drechseln, und sich nicht vielmehr mit dem Diakonus Schuhmacher selber associren und mit ihm einen thränenreichen Hopelpoppel schreiben oder ein durchlöchertes Herz."

Jedoch war die Verbindung damit keineswegs abgebrochen; sie war es umso weniger, als auch Professor Schütz, der „edle und geistreiche Mann", wie Hebel ihn nennt, den Dichter nicht minder verehrte, als seine Frau, und auf seine Art nicht weniger eifrig für ihn wirkte. Im April 1811 schreibt Hebel von seinem Kalender: „Seitdem letzterer in der Hallischen Literatur-Zeitung recensirt und natürlich gelobt ist, denn der Recensent ist der fünfte und derweilige Gatte meiner guten Freundinn Madame Hendel, seitdem wird er stark ins nördliche Deutschland gesucht. Neulich schrieb Goethe darum." — Die alemannischen Gedichte wanderten mit Frau Hendel-Schütz durch die Welt weit über Deutschland hinaus. So trugen beide, die liebreizende Interpretin und ihr Gatte, dazu bei, der Produktion des Dichters die „Zelebrität" zu verschaffen, in deren Bewußtsein er sich zuweilen „bis zur Trunkenheit glücklich" fühlte.

Neben diesen sachlichen Beziehungen gehen persönliche her, und nicht nur solche, die Hebel selbst auf scherzhafte Art veranlaßt hat. Im März 1812 schreibt er an Haufe: „Ich wäre gottlob gesund, ausgenommen, daß mir die Zauberin Medea von Petersburg heraus ein Zugpflaster auf mein armes vernarbtes Herz geschickt hat. Ich bin aber selber dran schuld. Ich schrieb einmal auf ein Blatt Briefpapier: Petersburg d. ... Lieber Herr Kirchenrath! und schob es unter ihre Papire. Vielleicht findet sie's irgend einmal, dachte ich, und lacht, aber ich hatte es schon lange wieder vergessen. Dieses Blättlein hat sie mir wirklich aus P. über und über beschrieben wieder zugeschickt." — Hebels Schreiben an die „Theuerste Freundinn", der er „Mit unbegrenzter Liebe und Ergebenheit" zugetan bleibt, atmen die gleiche herzliche, jetzt ein wenig schmerzliche Neigung wie ehedem, und sind beladen mit „mehr als einem Schmützli". Der Gatte und die Kinder werden nunmehr rückhaltlos in den Freundeskreis mit eingeschlossen. Am 13. November 1810 schreibt Hebel an Professor Schütz: „Ich bezeuge Ihnen meine innige Teilnahme an dem Glück der schönen Verbindung, die Sie mir freundschaftlich anzeigten, und meinen wärmsten Dank für alles Liebe und Freundliche, was Sie in Ihrem Briefe mir mittheilen. Ich kann nicht aussprechen, wie glücklich ich Sie schätze, denn ich habe die Worte nicht, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihre Gattin verehre, und wie glücklich sie uns auch hier durch ihre Kunst, und alle, denen sie ihr Wohlwollen schenkte, durch ihre Güte und ihren herz- und geistvollen Umgang gemacht hat. Indem Sie mir Ihre Theilnahme an dem Wohlwollen zusichern, mit welchem dieselbe während ihres Hierseyns mich behandelt und vor gezogen hat, bieten Sie mir das erfreulichste Geschenk, das ich mit offenem Herzen aufnehme." — Der „Wohlgebohrene, Hochzuverehrende Herr Professor" wird im Januar 1811 zum „theuersten Herrn Gevatter", nachdem Hebels Gotchen, die kleine Sappho, geboren war. „Unterdessen wiege ich doch oft ganz für mich allein das Kindlein, das mir Vater und Mutter auf Freundesarme gelegt haben, und singe ihm und erkenne in seinem holden Lächeln schon das Töchterlein seiner Mutter. Sie setzen ihm doch aufs Frühjahr in dem Garten in einem Blumenbeete sein Bäumlein, mit dem es fröhlich und schön und lange blühen möge, und lassen mich seinen Namen erfahren. Einstweilen nenn' ichs Henriettchen ..."

Der Brief vom Juni 1811 zeigt, wie auch Hebel seinerseits der Freundin, die ihre Kunst in seinen Dienst gestellt hatte, mit seiner Kunst ein bleibendes Denkmal setzte:

„Ich bitte Sie, das Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes, das dieser Brief begleitet, freundlich von mir anzunehmen und ebenso freundlich zu verzeihen, daß Sie so oft darinn genannt sind. Hab ich mir's versagen können, mit Ihrer Freundschaft groß zu thun, die jeden, der sie genießt, so sehr beglückt?" — In dem gleichen Brief findet sich, nicht zum ersten Mal, die Anspielung auf eine schmeichelnde Zukunfts-Hoffnung: „Der Himmel lächle zu Ihrem schönen Gedanken, wie ich darüber frohlocke, und zünde alle Sterne an, und fege alle Wolken weg, daß Sie bald zu uns kommen, der Herr Gevatter auch, die herzige Pathe doch auch — und daß Sie vielleicht auf immer die Unsrigen werden wollen. Dann bin ich ein glücklicher Mann, und es kann noch etwas aus mir werden. Meine herzlichen Grüße Ihrem Herrn Gemal, und o wie viel Küsse dem kleinen Engel und der Mutter." Durch Napoleon seiner Professur in Halle enthoben, unternahm Schütz als Schauspieler Gastspielreisen mit seiner Frau. In wiederholten Gesuchen an den Intendanten bemühten sich beide um Engagement am Karlsruher Hoftheater. Im Mai 1812 heißt es: „O, daß das, was der Wunsch und die Freude des ganzen Publikums wäre, nun auch der Wille und das Wort eines Einzigen würde, daß Sie mit Ihrem theuren Gemahl wieder zu uns kämen und unser würden, und mir erlaubten, wie Sie so schön sagen, mit Ihnen eine Familie zu seyn, wenigstens Ihr recht inniger und treuer Hausfreund."

Es sollte nicht sein. Nicht einmal der vorübergehende Besuch des Ehepaares in Karlsruhe kam zustande. Am 13. Oktober 1813 seufzt Hebel: „Also hab ich mich für diesmal vergeblich gefreut und gesehnt." Im Oktober 1813 heißt es, mit wehmütiger Anspielung auf jene längst begrabene größere Aussicht: „Ich lebe jetzt in einer eigenen Haushaltung und befinde mich recht wohl, wenigstens im Schatten des häuslichen Glücks, da mir der Sonnenschein nicht hat werden wollen. Ich wünschte mir nur, Sie einmal recht herzlich bei mir bewirthen zu können, oder vielmehr recht oft." — Im folgenden bricht seit langen Jahren wieder einmal etwas durch von jener zärtlichen Neckerei, wie sie das ursprüngliche Verhältnis kennzeichnete: diskreter Ausdruck der Verliebtheit, die Hebel, seit der Verehelichung der Geliebten, stillschweigend in eine andere Kategorie von Empfindungen zu überführen sich bemüht hat: „Ich bin gar glücklich gewesen in der Wahl meiner Haushälterinn und muß ihr gut seyn, weil sie fast ieden Abend nach Tisch zu mir sagt: Verzählen Sie mir etwas von der Frau, wo ihr Portrait im Zimmer hängt, das Sie so oft anschauen, von Ihrem ehemaligen Schatz."

Eine andere Möglichkeit häuslicher Nähe wird von Hebel zwar dankbar vermerkt aber nur einmal erwähnt (im Mai 1819) und wohl kaum recht ernst genommen: „Doch darf ich mich rühmen, daß ich mir in meiner Phantasie auch ein recht schönes Halle und darinn eine allerliebste Wohnung, nemlich die Ihrige, oder vielmehr die unsrige, gebaut habe. Denn mein Stüblein, welches Sie mir so lieb und freundlich zum Ruhesitz meines Alters angeboten haben, ist nicht vergessen." Tatsächlich kam ja auch für den Beamten, der in den Sielen starb, niemals ein Alters-Ruhesitz in Betracht.

Mit den Jahren werden Hebels Briefe seltener. Als Ursache erkennt man mit Bedauern die abnehmende Rüstigkeit des Mannes, der seine sinkenden Kräfte in immer höherer und verantwortlicherer Stellung verbraucht. „Ich bin seit zwei Jahren nimmer recht gesund, nie heiter, fast immer trübsinnig, verdrossen zu allem, was ich thun soll, selbst was ich sonst mit Liebe und Freude that." — Niemals abgenommen hat die Wärme und Innigkeit der Freundschaft, zu der Hebels späte Verliebtheit sich geläu-

tert hatte, und der von dem Ehepaar Schütz mit der Übertragung der Patenschaft eine offizielle Form und Anerkennung in der sichtbaren Welt gegeben worden war. Nach einem sehnsüchtigen Rückblick auf jene Blütezeiten — „O, wie war das Jahr 1809 so schön!“ — endet dieser Brief (es ist der vorletzte und er trägt das Datum des 9. Juni 1821), mit den Worten: „Ich grüße und umarme Sie und alles, was Ihrem Herzen nahe und theuer ist. Leben Sie wohl, Theuerste! Ich bin mein Leben lang und unverändert Ihr redlichster Freund Hebel.“

Noch ein Schreiben ist erhalten, lang und liebevoll, datiert vom 28. April 1822. Es war gewiß nicht so wörtlich gemeint wie es sich erfüllt hat, wenn Hebel, der 1826 starb, zum Schluß desselben schreibt: „Lesen Sie das letzte noch gerne, daß meine Verehrung und Freundschaft unveränderlich bleibt.“

An das Hebelhaus zu Hausen i. W.

zu seiner Einweihung als Heimat- und Hebelmuseum am 200. Geburtstag des Dichters

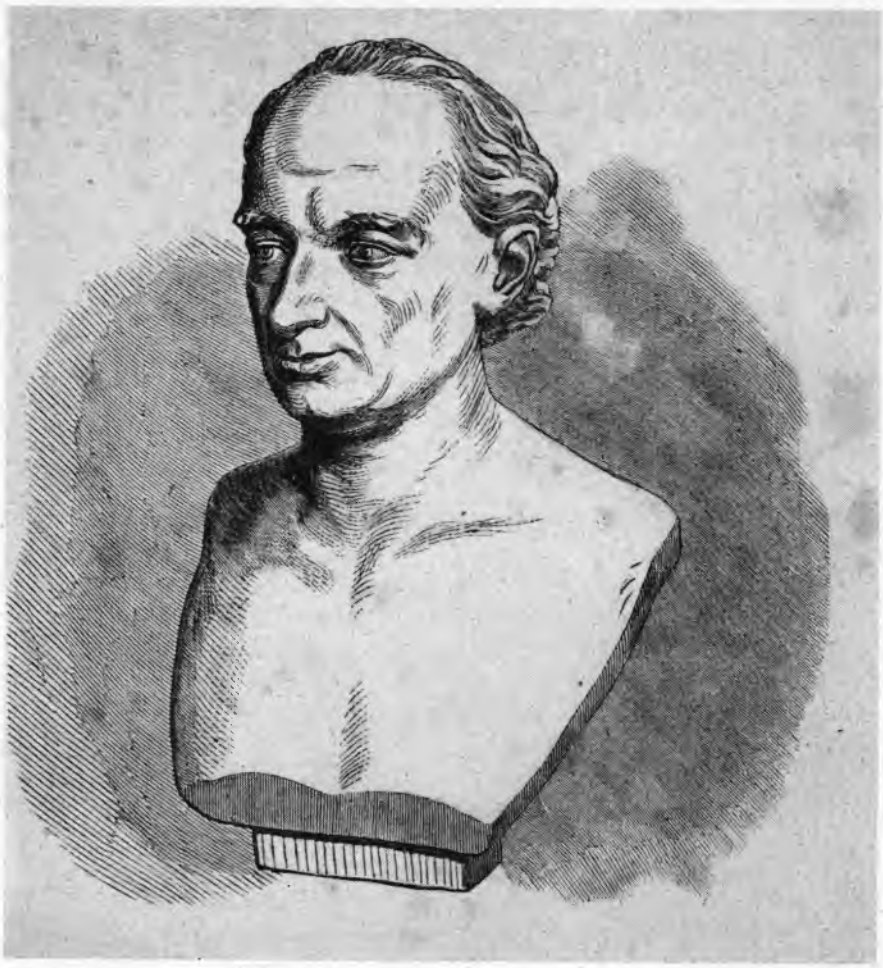
Jetz bisch e Museum worde,
Hebelhüüsli, gel, do spitzisch!
Altertümer us de Heimetorte
traisch jetzt uf de neue Schäft un Borde —
Nusse zeig denn, wie de di dry schickisch!

Me no hüetsch in dyne Wände,
wo de n eim ans Herz witt lege:
Us de Bilder, Brief un Büecherbände,
wo me g'ordnet het mit gschickte Hände,
chunnt der Hebel lebig eim ergege.

Nit as Bueb jetzt meh, as chleine,
nei - as brüehmte Dichterema!
Aber nit z'vergesse, wie mer's meine:
Ma un Chnab, me cha sie wohl vereine,
un so wämmer Beedi bynis ha.

Was er sait, das blibt un bstoht,
all no isch sy Wort e Fündli.
Wenn er so mit eim dur d'Stube goht,
huuchte eim a wie's himmlisch Morgerot -
Hüüsli, gunn is denn mengg choltber Stündli!

Hedwig Salm



J. H. v. Wessenberg, Bistumsverweser von Konstanz

Hebel und Wessenberg

Von Wilhelm Zentner, München

Für beide Männer bedeutet 1960 ein Gedächtnisjahr: am 10. Mai sind zweihundert Jahre verstrichen, seit Johann Peter Hebel das Licht der Welt erblickte, am 9. August jährt sich zum hundertsten Male der Todestag Ignaz Heinrich Freiherrn von Wessenbergs. Allein damit ist das Walten des Beziehungsvollen, das sie verbindet, keineswegs erschöpft. Mag Wessenberg als Sohn des sächsischen Konferenzministers, Oberhofmeisters und Prinzenerziehers Philipp von Wessenberg auch in Dresden geboren sein, seine väterliche Familie war in Feldkirch unweit Staufen ansässig, wo der Knabe in der Obhut seines Großvaters seine frühen Jugendjahre verbrachte, und in das er später immer

wieder gerne als in sein „Tusculum“ zurückkehrte. Verfolgt man das Geschlecht weiter zurück, gelangt man in das Schweizer Fricktal im Aargau. Wessenberg war von Vaters Seite her ebenso Alemanne wie Hebel im mütterlichen Stamm, beider Kindheit hat den Schwarzwald zum Schauplatz gehabt, beide fühlten sich ihrem Stammestum, Land und Leuten zeitlebens aufs unmittelbarste zugehörig.

Näher getreten sind sich Hebel und Wessenberg allerdings erst im letzten Lebensjahrzehnt des Dichters, vor allem seit sie, die Vertreter der evangelischen und katholischen Kirche, ihren Sitz in der Ersten Kammer der badischen Landstände einnahmen. Wessenberg hatte zu jenen Beratern des Großherzogs Karl gezählt, die von der Notwendigkeit der Einführung einer landständischen Verfassung überzeugt waren, unentwegt dafür wirkten und sich nun am Ziel ihrer Wünsche sahen. Indessen eint beide Männer mehr als die Zugehörigkeit zum Parlament, denn, ungeachtet der Verschiedenheit der Konfessionen, verband sie eine Wahlverwandtschaft des Fühlens und Denkens, der Lebenshaltung, die sie uns gleich verehrungswürdig erscheinen läßt. Man hat den evangelischen Prälaten Hebel und den katholischen Bistumsverwalter Wessenberg gleichermaßen als Jünger der Aufklärung bezeichnet und sie der Schule des Rationalismus einzureihen versucht; allein wer tiefer schürfend sich in ihr Leben, Wollen und Wirken versenkt, dem wird nicht die trockene Luft eines einseitigen Verstandeskultes, sondern der Lebenshauch der Humanität, der Menschenliebe entgegenwehen; und so gewinnt an dem, was sie schufen, neben der Vernunft das Herz wohlausgewogenen Anteil. Der Philosophie, der mächtigen Beherrscherin der Zeit, waren sie nur insofern geneigt, als diese nicht in lebensfremde Theorie und Abstraktion erstarrte, sondern sich in lebensnahe Daseinspraxis übertragen ließ. Systeme waren ihnen verdächtig, weil sie ungerecht gegen den Pulsschlag des Lebens machen können. Ihr Ehrgeiz war deswegen weniger der des schulgerechten, begriffssicheren Philosophen als der des Pädagogen und Ethikers, des freudig schaffenden, handanlegenden Menschenfreundes. Herder stand ihnen näher als Kant. Nicht nur aus der Zeitstimmung, aus eigenstem innerem Erleben und Erfahren erwuchs ihnen die Überzeugung von der Notwendigkeit religiöser und menschlicher Toleranz. Über den Belangen der Konfessionen, deren Berechtigung sie keineswegs leugneten, erhob sich für sie hochthronend aller Bekenntnisse erhabenste Mutter, die Religion selbst. In der göttlichen Person Christi verehrten sie deren makelloseste Offenbarung.

Wessenberg nahm regen Anteil an der Entstehung von Hebels „Biblischen Geschichten“, und dieser versicherte bei der Übersendung des ersten Buchexemplars, daß die Zufriedenheit seines Freundes ihm das „schönste Omen“ bedeuten würde, unter dem seine Arbeit in die Welt ginge. Als bald nach Erscheinen der „Biblischen Geschichten“ der Verlag Cotta eine Bearbeitung für katholische Schulen in Erwägung zog, förderte Wessenberg, obwohl er bis dahin für die Verbreitung der erstmals 1802 erschienenen „Biblischen Geschichte für Kinder“ des ihm nahestehenden Christoph Schmid in seinem Bistumsbereich gesorgt hatte, diesen Plan und machte für diese Aufgabe geeignete Persönlichkeiten namhaft.

Jene primäre Dichterkraft, die uns Hebels Schöpfungen so teuer macht, eignete dem adligen Kirchenfürsten, so sehr ihn nach poetischer Aussage verlangte, nicht in gleich unmittelbarer Weise. Der Sänger der alemannischen Gedichte, der Erzähler des Rheinländischen Hausfreunds wurzelte ungleich tiefer im Volke. Auch seiner Darstellungsmittel war Wessenberg nicht immer gewiß, Ausdruck und Form bereiteten ihm zuweilen

Schwierigkeiten oder weckten zum mindesten Zweifel, ob er sich ihrer richtig bediene. Infolgedessen wandte sich der Konstanzer Bistumsverweser gern um Rat an literarisch erfahrene Freunde wie Heinrich Schreiber und J. G. Jacobi in Freiburg oder auch an Hebel, dem er die „Blüten aus Italien" zur Durchsicht schickte. Hebel beließ es bei kleinen Änderungen, „unmaßgeblichen Varianten", wie er meinte, weil „es schwer und mißlich ist, an Geistesprodukten etwas ändern zu wollen, die so viel Eigentümlichkeit haben, und unverzeihlich fast, wenn diese so lebendige Anschauungen der schönen Natur und der Kunstdenkmale wiedergibt und sich in so tief bewegten Gefühlen und lebhaft hervorspringenden Ideen ausspricht". Hier urteilte nicht nur Hebels Verbindlichkeit, denn die „Blüten aus Italien" zählen in der Tat zu Wessenbergs gelungensten, selbst heute noch lesenswerten Schöpfungen. Auch die für den von dem Karlsruher Verleger Gottlieb Braun herausgegebenen Almanach „Rheinblüten" (1822) bestimmten poetischen Beiträge, darunter das Gedicht „Am Grabe Virgils" unterwirft Wessenberg Hebels Begutachtung, und dieser schlägt wiederum einige „Varianten" vor; so möchte er das ihm „provinziell" esrcheinende Wort „entlädt" (es ist von einem „milden Regen" die Rede) durch „ergießt" ersetzt wissen, überläßt indessen die Entscheidung Wessenbergs „reinem und richtigem Takt".

Wann sich die Fäden persönlicher Bekanntschaft angesponnen haben, ist nicht mehr genau zu ermitteln. Sie werden durch die gemeinsamen Freunde Joseph Albert von Ittner, den Kurator der Universität Freiburg und späteren Direktor des Seekreises in Konstanz, sowie durch Johann Georg Jacobi geknüpft worden sein, dessen Taschenbuch „Iris" sowohl Hebel als auch Wessenberg zu seinen Mitarbeitern zählte. Zu einem regelmäßigen Verkehr und Geistesaustausch kam es allerdings erst durch die gemeinsame Tätigkeit in der Ersten Kammer, und bald muß in Hebels Briefen die offizielle Anrede „Euer Excellenz" dem vertraulicheren „Verehrungswürdigster Freund" oder „Geehrtester Freund" Platz machen. Die zwölf Briefe Hebels an Wessenberg sind freilich typische „Altersbriefe" Hebels, d. h. sie beschränken sich in sachlicher Knappheit und Kürze auf das unbedingt Mitteilensnotwendige und nähern sich bisweilen der Nüchternheit des amtlichen Schreibens. Oft bricht sich nur in Anrede sowie in der Unterschrift „In auf-aufrichtiger Verehrung und Liebe", „Von Herzen Ihr aufrichtiger Verehrer" oder „Mit innigstem Gefühl Ihr aufrichtiger Verehrer und Freund" die Wärme persönlichem Empfindens, der freundschaftlichen Zuneigung Bahn. Das Beste und Wertvollste, was sich die beiden Männer zu sagen hatten, ist wohl nicht in den Briefen, es ist im mündlichen Gespräch und Gedankenaustausch niedergelegt worden. Ein Verlust, daß wir darüber keinerlei Zeugnisse besitzen.

Der Verkehr mit Wessenberg lehrt uns jedoch Hebel von einer Seite kennen, die im allgemeinen wenig bekannt ist und zuweilen völlig übersehen wird, nämlich der Parlamentarier. Daß er dieser Tätigkeit keine allzu große Neigung entgegenbrachte, ist bekannt und bei seiner Wesensart kaum verwunderlich. Immerhin rühmt sich Hebel in seiner nie gehaltenen Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, er „habe mit Fürsten im Rat gesessen". Eine stille Genugtuung muß ihn also doch darüber erfüllt haben, daß er nach bescheidenen Anfängen so hoch gestiegen, so wohl geachtet war. Zu dem vielen Unangenehmen, das ihm sein Sitz und das zeitraubende Schriftführeramt in der Ersten Kammer bereitete, gesellten sich immerhin auch erfreuliche Dinge; als deren erfreulichstes mag er wohl die enge Zusammenarbeit mit dem ähnlich gesinnten Wessenberg begrüßt haben.

Ursprünglich auf den 1. Februar 1819 anberaumt, verschob sich die Eröffnung der Kammer durch den Tod des Großherzogs Karl auf den 22. April dieses Jahres. Unter dem Vorsitz des Markgrafen Wilhelm, der sich dieser Aufgabe mit großem Geschick zu unterziehen verstand, hatte sich eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten zusammengefunden wie Fürst Egon von Fürstenberg, Fürst Philipp von Löwenstein, Johann Freiherr von Türkheim, Karl Freiherr von Zyllnhardt, der Heidelberger Rechtsgelehrte Anton Friedrich Justus Thibaut, der Freiburger Staatswissenschaftler und Historiker Karl von Rotteck. Die Staatsregierung war durch den Minister von Berstett und die geheimen Referendäre Winter, Nebenius und Boeckh vertreten. Einer der ersten Anträge, welche Wessenberg stellte, galt der Einführung örtlicher Rüge- und Sittengerichte, die der Roheit und Verwilderung, die als Folgeerscheinungen der langen Kriegszeiten um sich gegriffen hatten, steuern und durch persönlichen Zuspruch, Ermahnung und Belehrung eine Besserung herbeiführen sollten. Die sittliche und geistige Hebung des Volkes, das dadurch für eine sinnvolle Gesetzgebung reif werden sollte, war das Ziel des Antragstellers, der damit keineswegs die persönliche Freiheit eingeschränkt wissen wollte. Hebel war Berichterstatter über diese Motion und äußerte sich in befürwortendem Sinne. Scharf opponierte Karl von Rotteck, der bis dahin in manchen anderen Punkten mit Wessenberg einig gewesen war: ohne Despotie werde nicht einmal der Bürger mittlerer Klasse vor diesen Sittengerichten erscheinen, viel weniger die höheren Klassen; in den Städten seien sie überhaupt nicht durchführbar. Die Regierung schloß sich Rottecks Ansicht an, und Wessenberg drang trotz Hebels Unterstützung nicht durch. Ein weiterer Antrag Wessenbergs auf Errichtung von Priesterseminaren, für die der Konstanzer Bistumsverwalter schon vorbildliche Vorarbeit in seiner Diözese geleistet hatte, scheiterte gleichfalls an Rottecks und seiner Freunde Widerstand. Günstiger schnitt Hebel mit den von ihm eingebrachten Motionen ab, vor allem mit dem Vorschlag, mit staatlicher Unterstützung eine Pensionskasse für brotlos gewordene Geistliche und hilfsbedürftige Witwen und Waisen zu gründen. Mit der Annahme dieses Antrags sah sich Hebel, der bereits früher den in seinen Mitteln sehr beengten Pfarrwitwenfiskus verwaltet hatte, am Ziel seit geraumer Zeit gehegter Wünsche. Gleichermaßen lag Hebel und Wessenberg eine grundlegende Umgestaltung des Schulwesens, eine Hebung des Bildungsgrades der Lehrer, zugleich deren soziale Besserstellung am Herzen. So konnte Hebel mit Wessenbergs Hilfe die Errichtung eines zweiten evangelischen Lehrerseminars, Wessenberg seinerseits einer zweiten Ausbildungsstätte für katholiche Volkschullehrer ins Werk setzen.

Bei den in den folgenden Jahren erregt und leidenschaftlich geführten Verhandlungen über Zensur und Pressefreiheit griff Hebel nur selten in die Debatte ein, aber jedenfalls waren ihm, der als Kalendermann einst selbst unter dem Einspruch des Zensors zu leiden gehabt hatte, nunmehr aber durch launige Ironie des Schicksals selbst dem Oberzensurkollegium angehörte, Wessenbergs mannhafte Worte aus der Seele gesprochen: „Die Deutschen wie alle Völker, bei denen Geistesbildung und bürgerliche Freiheit Hand in Hand gehen, erblicken in dem gesetzlich geordneten freien Gebrauch der Presse eine Schutzwehr für beide. Je höher sie den Wert des Gebrauchs der Presse, der die Herrschaft des Geistes über die Sinne befördert und zur allmählichen Verbreitung und Verteidigung der Wahrheit dient, zu schätzen wissen, umso verabscheuungswürdiger und strafbarer erscheint ihnen ein Mißbrauch". Auch die weiteren Sätze dürften Hebels Zustimmung erfahren haben:

„Ein Gesetz, das die Pressefreiheit nimmt, ist noch weit entfernt, ihrem Mißbrauch zu wehren. Dieser fährt fort, ungestraft im Dunkeln zu spuken. Hundert Organe der Wahrheit werden vielleicht verstummen, aber umso ungescheuter zischeln die Stimmen lichtscheuen Betrugs und frecher Schmähsucht, ja, die schamloseste Lüge und Täuschung tritt beherzter auf". Wie weit Hebel seinem katholischen Parlamentskollegen in dessen Eintreten für Handels- und Gewerbefreiheit zu folgen vermochte, entzieht sich unserer Kenntnis, doch geht man wohl nicht fehl mit der Annahme, daß er sich in dieser Frage etwas zurückhaltender verhalten haben dürfte. Hingegen mag Wessenberg, als er 1822 die erste Anregung zur Errichtung einer höheren polytechnischen Schule, der späteren Technischen Hochschule in Karlsruhe, gab, die volle Billigung des naturwissenschaftlich interessierten Pädagogen und Kalendermanns gefunden haben. Ebenso war die von Wessenberg geforderte „allgemeine Studierfreiheit" ganz nach Hebels Herzen und Überzeugung.

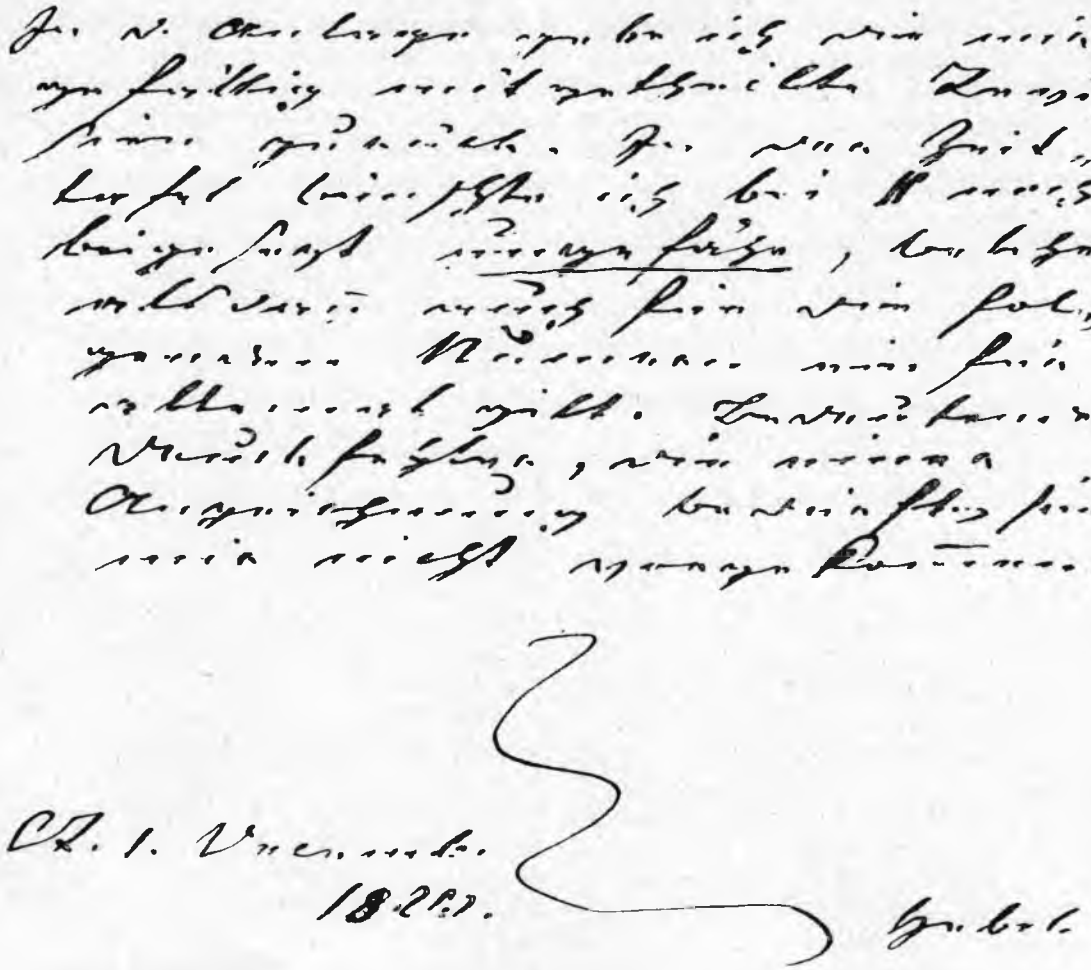
Am unmittelbarsten trafen sich indessen die Naturen beider Männer im karitativen Wirken. Die bedeutendsten Taten auf diesem Gebiete waren neben Hebels Antrag auf Verstaatlichung der Pensionskasse für Pfarrerswitwen und Waisen Wessenbergs Vorschläge zur Gründung einer Taubstummenanstalt und später eines Blindenheims. In beiden Fällen waltete Hebel als Berichterstatter und trat dabei mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses sowie mit dem heiligen Eifer der Überzeugung für „das Gelingen des schönen Werkes" ein. Immer wieder unterrichten die Briefe den Freund in Konstanz über den Stand der Angelegenheit, zu deren Verwirklichung der Kirchenfürst ein gutes Beispiel dadurch gab, daß er auf seine Tagesgelder verzichtete, ein Vorgehen, dem sich sämtliche Mitglieder der Ersten Kammer anschlossen. Die Taubstummenanstalt wurde in Pforzheim, das Blindenheim in Freiburg erstellt. Wer weiß, ob nicht Wessenberg mit seinem Plan einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder weiter gediehen wäre, wenn zur Zeit dieses Antrags Hebel noch unter den Lebenden geweilt hätte. Einmal nur ließ Hebel seinen Kollegen Wessenberg im Stich, als dieser 1824 nach der auf Grund der Karlsbader Beschlüsse erfolgenden Auflösung der eigentlichen Volksvertretung, der Zweiten Kammer, als einziger Sprecher der Ersten Kammer die Regierung vor der Gefahr eines solchen Schrittes warnte und diesen widerriet.

Von sozialem Verantwortungsgefühl zeugen beider Männer Bemühungen um die Gewerbeordnung. Hebel wie Wessenberg liebten das werktätige Volk und waren auf dessen Förderung bedacht; wußten sie doch aus eigener Anschauung, wieviel ein gesunder gewerblicher Mittelstand wert ist. Als sich die neue Gewerbeordnung gegen die Wanderung der Handwerksburschen aussprach, opponierte der sonst schweigsame Hebel. Offenbar gedachte er dabei der Wanderjahre des eigenen Vaters, dessen mit Aufzeichnungen aus dieser Zeit angefülltes Taschenbuch dem Sohne ein kostbares Vermächtnis bedeutete, erinnerte sich außerdem des eigenen Wandertriebs und der Lust, hier und da „etwas Vagabundisches" in unser Dasein zu mischen, beklagte überdies den Verlust einer Poesie, die damit dem Handwerkerstand verloren ging. Hebel wies auf das Beispiel des Studierenden hin, der auch eine Universität, vielleicht deren mehrere besuchen müsse, obgleich er sich auch durch Privatstudium helfen könne. Für den Handwerker werde das Wandern den nämlichen Vorteil gewähren. Gemeinsam mit seinem Freunde trat Hebel für die Befreiung der Geistlichen und Lehrer sowie der wohltätigen Stiftungen von den Gemeindeumlagen ein, desgleichen für die Befreiung der Theo-

logen vom Kriegsdienste. Allerdings kamen im Plenum die Antragsteller nicht durch, weil man auf der anderen Seite geltend machte, es dürfe um des sozialen Ausgleichs und der Gerechtigkeit willen kein Stand vor dem anderen eine Bevorzugung genießen.

Überblickt man die parlamentarische Tätigkeit der beiden Kammermitglieder, so wird man feststellen können, daß Hebel vorwiegend in Angelegenheiten, die ihm unmittelbar nahe lagen oder gar Herzensanliegen waren, also vor allem in Fragen der Schule, Kirche, tätiger Menschenliebe, aus seiner Zurückhaltung hervortrat, während er in ausgesprochen politischen Bereich nur ausnahmsweise seinen Fuß setzte. Hier ließ er gerne Wessenberg den Vortritt, der sogar in Budgetdebatten mit den Worten eingriff: „Es ist mir kaum ein Fall denkbar, wo die Pflicht des Volksvertreters mir heiliger ist, als wenn es sich um Kontrahierung einer neuen Staatsschuld handelt." Hebel war allerdings auch kein so gewandter und glänzender Redner wie der um vierzehn Jahre jüngere Wessenberg, seine Stimme war schwach und hatte Mühe, im großen Sitzungssaal sich zur Geltung zu bringen. Es lag in der Natur des Rheinländischen Hausfreundes, daß er niemals jene Grenzen überschritt, die er seinem Wesen, seinen Fähigkeiten, seinem Wirken gezogen wußte. Es widerstrebte ihm, etwas Ungemäßes zu versuchen, bei dem er nicht mehr mit allen Fasern er selbst war. Ihm war, wie bereits schon angedeutet, nicht sonderlich wohl zumute mitten unter Grafen, Freiherrn, Ministern und Generalen; fiel ihm in so erlauchter Gesellschaft doch immer wieder ein, daß er einst als barfüßiges Hausener Dorfkind ehrfürchtig das Käpplein ziehend aus dem Weg getreten war, wenn ein Schreiber daherzog. Gewiß, zum ausgesprochenen Parlamentarier, zumal in der feudalen Ersten Kammer, taugte Hebels bescheidener Sinn wenig; ohne Zweifel hätte es eher noch seinem Geschmacke entsprochen, in der Zweiten Kammer, „unter dem Volke", zu sitzen, wo seine Freunde Friedrich Wilhelm Hitzig und Gottlieb Bernhard Fecht tätig waren. Ganz gegenteilig verhielt es sich bei dem Aristokraten Wessenberg, der seine diplomatische Schulung auf dem Wiener Kongreß und in Rom empfangen und erst kurz vor der Kammereröffnung seine berühmte Rechtfertigung vor dem Vatikan hatte ergehen lassen. Kein Wunder, wenn man des Konstanzer Bistumsverwesers Anträge und Reden zum Gediegensten gezählt hat, was die deutsche politische Beredsamkeit aus ihrer Jugendzeit aufzuweisen hat. Ohne Privatinteresse, ohne Partei- und Kastengeist hatte er — und in dieser Lauterkeit der Gesinnung trifft er sich wiederum mit Hebel — nur das Wohl des Landes, seiner Bewohner und darüberhinaus aller Menschen und ihrer Menschenwürde im Auge.

So ergibt Hebels und Wessenbergs Wirken im badischen Parlament eine Synthese von geradezu sinnbildhafter Bedeutung: der aktive, kampfbereite, kampfgewohnte Wessenberg und der passivere, von stiller Weisheit erfüllte Hebel. Das ist ein guter, vollklingender Akkord, von dem man keinen Ton missen möchte, weder die politische Leidenschaftlichkeit des einen, der mitunter dem Rad der Geschichte in die Speichen fallen zu müssen glaubte, noch die innere Ruhe und Stetigkeit des anderen, der allen Dingen ihre organische Entwicklung und Entfaltung lassen wollte, weil er von der Notwendigkeit eines natürlichen Wachstums als einem göttlichen Ordnungsprinzip überzeugt war.



Faksimile Hebels Brief an seinen Verleger Cotta vom 1. Dez. 1824 (?). Bes. W. Osterrieth

Altersschrift Hebels

Ihr Merkmal besteht, wie bei einem Vergleich mit Schriftzügen aus Hebels besten Mannesjahren leicht zu erkennen ist, vor allem darin, daß die Worte nicht mehr in einem Zuge durchgeschrieben sind, sondern mehr oder weniger in Buchstaben auseinanderfallen. Bei dem hier erstmals veröffentlichten Zettel handelt es sich um eine Anweisung für einen Setzer folgenden Wortlauts: „In der Anlage gebe ich die mir gefällig mitgetheilte Revision zurück. In der Zeittafel wünschte ich bei II noch beigesetzt u n g e f ä h r, welches alsdann auch für die folgenden Nummern ein für allemal gilt. Bedeutende Druckfehler, die einer Anzeichnung bedürften, sind mir nicht vorgekommen.

C. R. 1. December 1824 (?) Hebel."

Die Anweisung bezieht sich auf die „Biblische Zeittafel nach runden Zahlen" am Ende der „Biblischen Geschichten", deren von Cotta verlegte Erstausgabe Ende Dezember 1823 aus-

gedruckt und Anfang Januar 1824 versandt wurde (vgl. Briefe Nr. 516 bis 524 der Zentnerschen Neuausgabe von 1957). Wir müssen daher nicht 1824, sondern 1823 lesen. Denn auch die „wohlfeile", bei dem Pforzheimer Verleger Katz, dem Pächter oder Unterpächter des Lyceumsverlages, erschienene Schulausgabe war, wie wir dem Hebelbrief Nr. 545 entnehmen, Anfang Dezember 1824 bereits ausgegeben, während die von Cotta im Jahre 1825 zur Abwehr des Rottweiler Nachdrucks von Herder herausgebrachte Ausgabe für die katholische Jugend im Dezember 1824 allenfalls geplant, keinesfalls jedoch schon gesetzt war (vgl. Hebels Brief an Cotta vom 6. 4. 1825, Nr. 552). Davon, daß Ende Dezember 1824 oder im Jahre 1825 eine im wesentlichen unveränderte (also „protestantische") zweite Auflage der Erstausgabe, „die zu meiner Freude so bald auf die erste folgt" (Brief vom 28. 7. 1824 an Cotta, Nr. 536) erschienen wäre, ist nichts bekannt geworden.

Die Anweisung vom 1. 12. 1823 dürfte sich also noch auf Cottas Erstausgabe beziehen, in der sie allerdings — wohl aus Zeitnot — nur noch unvollständig befolgt wurde. Da nämlich unterlassen wurde, auf S. 223 unter das erste „ungefähr" und vor die weiteren Zahlen Wiederholungsstriche zu setzen, kann der Leser nicht wissen, daß die Einschränkung „ungefähr" nicht nur für die seit der Erschaffung der Erde bis zur „Sündfluth" verflossenen 1650 Jahre (!!), sondern „alsdann auch für die folgenden Nummern ein für allemal gilt". Die nach der letzten Buchmesse vom C. F. Müller-Verlag in Karlsruhe vorgelegte schöne Ausgabe Wilhelm Zentners bringt vollständig und getreu den Wortlaut der Erstausgabe und damit auch deren „Biblische Zeittafel" mit dem e î n e n „ungefähr".

Osterrieth

Im Hebel ſy Helge

Im Äug e fründli Mahne un e Lobe
Macht alles guet, ſo güetig luegſch aim aa
Heſch gwüßt, wie ð Fremði ſchwer un leer ſii cha,
Є ſtille Ernſt iſch ſiin un liis verhobe;

Bym Chinni ſicht me s, ring iſch s füregſchobe,
Є munzig Rünzeli aber ehneðra
Lacht haiter, mueſch e bſunðre Gfalle ha,
So froh biſch, wyl ðe helfe cha'ſch un gobe;

Im Bſchaue wirð me ſtill, verſtuunt e Rung,
Hochufe goht ðy eðle Stirneſchwung,
Єs iſch e wunðeraige ſchön Gedicht,

Linð überſtrahlt e liebe Glaſt ðy Gſicht,
Goht uus in ð Welt un ſegnet s Landð am Rhy,
Єs iſch ðy Herz, ðrum goht s in ð Herze ii.

Hubert Baum

zu Johann Peter Hebels 200. Geburtstag am 10. Mai 1960

Prälat Johann Peter Hebel als Prüfungskommissar[1)]

am Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim und sein Tod in Schwetzingen

Von Karl Schwab, Mannheim

In der 150jährigen Geschichte des Karl-Friedrich-Gymnasiums ist unter den Prüfungskommissaren keiner bekannter und berühmter als der des Jahres 1826, nämlich Johann Peter Hebel, der Prälat aus Karlsruhe.

Am 10. Mai 1760 in Basel geboren und in Hausen im Wiesental aufgewachsen, besuchte Hebel nach vorbereitendem Unterricht in Schopfheim und Basel das Gymnasium der Landeshauptstadt Karlsruhe und studierte nach Ablegung der Reifeprüfung an der Universität Erlangen Theologie. 1782 erfolgte seine Ordination, 1783 wurde er am Pädagogium in Lörrach Präzeptoratsvikar, 1791 am Karlsruher Gymnasium Subdiakonus, 1798 an der gleichen Schule Professor, 1808 deren Direktor. In dieser Eigenschaft erhielt er den Auftrag, sich des „Badischen Landkalenders" anzunehmen, der zu den Privilegien des Karlsruher Gymnasiums gehörte. Die für den „Rheinischen Hausfreund", wie der Landkalender bald genannt wurde, geschriebenen Geschichten und Betrachtungen wurden im „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" in Buchform herausgegeben. 1814 trat Hebel in die evangelische Ministerialsektion ein. Im September des gleichen Jahres konnte er zwar die Direktion des Karlsruher Gymnasiums niederlegen, aber zu seinen Dienstobliegenheiten gehörte weiterhin die Abnahme von Schulprüfungen. Die letzte dieser Prüfungen nahm er 1826 an unserer Schule ab.

In den mir zugänglichen Hebel-Biographien (auch in der des vorzüglichen Hebelkenners und -forschers Wilhelm Zentner, dessen einschlägigen Schriften ich mich im folgenden gelegentlich anschließe) wird immer nur knapp dieser letzten Amtshandlung Johann Peter Hebels gedacht. Nur an zwei Stellen findet sich meines Wissens eine ausführliche Darstellung, zuerst in den „Briefen Johann Peter Hebels an einen Freund", welche der ehemalige Direktor unseres Gymnasiums, Friedrich August Nüßlin, zur Feier des 100jährigen Geburtstages Hebels bei der Buchdruckerei Heinrich Hogrefe in Mannheim 1860 in Druck gab. Nüßlin, ein ehemaliger Schüler Hebels, war im Lauf der Jahre einer seiner vertrautesten Freunde geworden. Die bei ihm früh entwickelte Neigung für die Antike, besonders für die griechische Sprache und Literatur, war durch das Studium in Halle bei dem berühmten Philologen Friedrich August Wolf sehr gefördert worden. Nach Ablegung des Staatsexamens, bei dessen Vorbereitung ihm offenbar auch Hebel behilflich war, war er in Genf, Lörrach und Mannheim tätig, wo er zum Leiter des Lyzeums aufstieg, das er zu hoher Blüte brachte. Nachdem er 1850 von der Leitung der Schule zurückgetreten war, bemühte er sich, die mündliche Überlieferung von Hebels Schaffen, Leben und Wesen der Nachwelt weiterzureichen. Das geschah auch durch die für uns besonders wertvollen Erläuterungen, welche Nüßlin den oben erwähnten Briefen beigab.

Auf diese Erläuterungen griff dann Gustav Wiederkehr in seinem heimatgeschichtlichen Werk „Mannheim in Sage und Geschichte" zurück, einem Werk, in dem er verdienstvoller Weise die Jungen und Mädchen Mannheims in die schöne Welt der heimatlichen Geschichte hineinführen wollte.

Wenn auch im folgenden von den letzten Lebenstagen Hebels berichtet wird, so geschieht es einmal deshalb, weil nicht nur Nüßlins Briefe und Erläuterungen selten

[1)] Aus den Gedenkblättern zum 150j. Bestehen des Karl-Friedrich-Gymnasiums Mannheim 1807—1957

sind, sondern sicherlich häufig auch Wiederkehrs Heimatbuch, das einst in den Bücherschränken und auf den Bücherborden vieler Mannheimer Familien stand, mit anderen Zeugen der heimatlichen Vergangenheit den Kriegszerstörungen zum Opfer fiel. Zum andern soll durch den Bericht über die letzte Amtshandlung Hebels die Erinnerung an diesen liebenswerten Dichter gepflegt werden, wobei wir uns durch eine von J. P. Hebel selbst ausgesprochene Hoffnung leiten lassen, daß uns durch jedes Stück Heimatgeschichte das Wahre, Gute und Schöne am wirksamsten in die Seele geht.

Am 6. September 1826 schrieb Hebel von Karlsruhe aus an Direktor Nüßlin folgenden Brief: „Ich werde, verehrter und theuerster Herr Hofrath und Freund, auf den Sonntag Abends in Mannheim ankommen. Billig sollte ich Anstand nehmen, Ihr gastfreundliches Haus abermal mit meiner Einquartierung zu belegen. Ich sollte vielleicht sogar einen anderen Anstand, den man mir unter die Augen rücken wollte, eine ernsthaftere Erwägung widmen. Aber wie kann ich Ihrer abermaligen liebevollen Einladung widerstehen, wie kann ich, lassen Sie mich so eigennützig sprechen als ich bin, den köstlichen Stunden entsagen, die mir jedesmal in der lieben Umgebung Ihres Hauses zu Theil werden. Ich komme zu Ihnen, aber ich rechne auf die Gewährung einer wiederholten Bitte, auf die süßeste, die mir widerfahren kann, daß Sie mich durch nichts zur Erinnerung kommen lassen, daß ich etwas Fremdes in Ihrem Hause sei, wo es so gut ist, einheimisch zu sein. Dieses Glück wird selbst etwas Balsamisches für mich haben, denn ich komme diesmal — erschrecken Sie nicht — in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch Gottlob ohne Arzneigläslein, auch ohne Bedürfniß von Kraftbrühen, zarten Gemüslein etc., nur mit dem Bedürfniß des Stillelebens unter einem freundlichen Dach. Doch mehreres alsdann, und jetzt nur noch den Ausdruck meiner herzlichen Verehrung Ihrer edlen Gattin und der aufrichtigsten Liebe

Ihres ergebensten

Hebel."

Mit gewohnter Freundlichkeit begrüßte Hebel, wie Direktor Nüßlin erzählt, dessen erläuternden Bemerkungen ich großenteils fast wörtlich folgen kann, seinen damals im Gymnasium selbst (A 4, 1) wohnenden Gastgeber und dessen Freundeskreis. Während seines ganzen Aufenthaltes in Mannheim suchte er die körperlichen Schmerzen, welche ihn quälten, zu verbergen. Aber trotz aller Bemühungen wollte die alte Heiterkeit nicht wiederkehren. Die Prüfungen zwar überwachte und leitete er mit Würde und Anstand und mit einer Aufmerksamkeit, welche seine Freunde, die seine Leiden kannten, in Erstaunen setzte. Aber der Frohsinn und köstliche Humor, womit er früher die Menschen seiner Umgebung erfreute — er vermochte es ja glücklicherweise oft, die durch überhäufte und unangenehme Geschäfte getrübte und verdüsterte Stimmung durch seinen Humor zu überwinden — war verschwunden. Mit freundlicher Miene, aber stumm und wortkarg saß er im Kreis der Mannheimer Freunde und hörte lieber andere sprechen, ohne selbst das Wort zu ergreifen.

Erst am Abend vor seiner Abreise lebte der alte, heitere Geist noch einmal wieder auf. Die Lyzeisten der oberen Klassen wollten dem Prüfungskommissar (nach Nüßlins Bericht) ihre Liebe und Verehrung durch einen Fackelzug bekunden und teilten dem Direktor ihre Absicht mit. Da der Direktor glaubte, daß durch eine so geräuschvolle Huldigung dem einfachen, anspruchslosen Mann mehr Verlegenheit als Freude bereitet werde, machte er ihnen einen anderen Vorschlag. Professor Eisenlohr (neben Nüßlin der bedeutendste Lehrer des damaligen Lyzeums, der bis zu seiner Berufung an das Karlsruher Polytechnikum hier in Mannheim

als Lehrer der Mathematik und Physik wirkte und das Bildungsleben der Stadt sehr förderte) hatte Nüßlin und Hebel mit einer Gesellschaft befreundeter Damen und Herren für den Abend zu einer Wasserfahrt auf dem Rhein eingeladen. Die Lyzeisten sollten diesem Schiff entgegenfahren und an der Mündung des Neckars in den Rhein den verehrten Mann mit einigen Worten bewillkommnen. Mit Freuden gingen die Abiturienten auf diesen Vorschlag ein.

Als um die Zeit des Sonnenuntergangs das Schiff, in welchem Hebel mit seinen Freunden fuhr, aus dem Rhein in den Neckar einbog, kam das festlich geschmückte und durch Musik belebte Schiff der Lyzeisten plötzlich unter den Uferbäumen hervor und steuerte an das Schiff Hebels heran, welcher mit immer gespannterer Erwartung der Annäherung des Schiffes entgegensah. Als aber die Abordnung der Schüler zu ihm herübertrat und ihm nach einer liebevollen Anrede mit gefüllten Gläsern ein freudiges Hoch brachte, da verklärte sich sein edles Gesicht zu einer wunderbaren Heiterkeit, und die gehobene Stimmung dauerte bis an das Ende des Tages, den Hebel für einen seiner schönsten erklärte. Unter fröhlichen Gesprächen, heiteren Scherzen und Grüßen herüber und hinüber fuhren die beiden Schiffe unter dem Klange der Hörner, Flöten und Klarinetten nebeneinander flußaufwärts, dem rechten Ufer entlang, auf welchem bei anbrechender Nacht viele Menschen aus ihren Gärten in die Stadt zurückkehrten. Bei ihrem Anblick äußerte Hebel, es komme ihm vor, als fahre die Gesellschaft auf Charons Nachen über den Styx und die Leute da drüben wären aus dem Leben geschiedene Schatten, welche Überfahrt begehrten. Kurz zuvor hatte er einer Dame des Kreises, welche darüber klagte, daß seit der letzten Begegnung mit ihm mehrere Freunde gestorben seien, erwidert: „Wenn wir alt werden, wandeln wir auf einem großen Kirchhof".

Beim Aussteigen aus dem Schiff entließ Hebel die jungen Leute mit dem freundlichsten Dank und versicherte gegen die Umstehenden, er habe dieselben schon bei der Prüfung gerne gesehen, aber größere Freude hätten sie ihm auf dem Schiff dadurch gemacht, daß sie in der fröhlichsten Munterkeit den Anstand nie verletzten.

Der Abschied war ein Abschied für immer. Die Freude des letzten Abends war das letzte Aufflackern eines bald ersterbenden Lichts.

Am 16. September rüstete sich Hebel zur Abreise nach Schwetzingen, wo er einen alten Freund, den Gartendirektor Zeyher, besuchen wollte, um dann zu den Prüfungen nach Heidelberg zu gehen. Aber die Mannheimer Prüfung sollte seine letzte gewesen sein. Seine Schmerzen mehrten sich, vergebens baten ihn die Freunde, er möge die Abreise verschieben. Hebel glaubte, durch Spaziergänge im Schwetzinger Schloßgarten die gewünschte Linderung zu finden. Als er aber von einem Spaziergang, den er bald nach seiner Ankunft in Schwetzingen im Schloßgarten unternahm, zurückkehrte, äußerte er seinem Freund Zeyher gegenüber, heute habe er die ersten Todesgedanken gehabt. Fünf Lebenstage waren ihm noch gegeben. Geduldig ertrug er die Schmerzen des Leibes, freundlich war er zu dem behandelnden Arzt, seinen Freunden und dem Wärter, den er in der Morgenfrühe des 22. September schlafen zu gehen geheißen hatte, kurz bevor ihm selbst das letzte Öl in der Lampe erlosch. Am Tag darauf wurde er auf dem Schwetzinger Gottesacker zur letzten Ruhe bestattet. Der Friedhof wurde später aufgelassen; so erhebt sich heute Hebels Grabdenkmal inmitten der Stadt, nicht weit von der Schwetzinger Volksschule, aus der die Stimmen der Jugend, die er so sehr geliebt hat, nun zu ihm herüberschallen.

Grabstätte von J.P. Hebel in Schwetzingen

Hebelverwandte im Wiesental

Keine große Untersuchung, sondern eine kleine Plauderei

von Richard Nutzinger, Hauingen

Es kann sich bei der Themafrage nach Verwandten mit J. P. Hebel im Wiesental natürlich nur um Nachkommen der Hebelmutter, der Ursula Örtlin, handeln, denn unser lieber Hebel ist ja bekanntlich unverheiratet geblieben. Und der Hebelvater, der Dragunerjobbi, stammte ja aus Simmern im Hunsrück, und es ist mir unbekannt, ob dies alte Webergeschlecht dort noch heimisch ist[1]). Kürzlich fuhr mich ein Chauffeur von einem Hebelvortrag, den ich in einem abgelegenen Dörflein des Reblandes zu halten hatte, zur nächsten Bahnstation, und als er mir den Verschlag zum Aussteigen öffnete, sagte er mir noch, er heiße übrigens Johann Peter Hebel. Ich erstaunte wie über eine Geistererscheinung, aber er wiederholte seine Behauptung mit dem Hervorholen seines amtlichen Ausweises, — und der Name stimmte genau — nur war leider keine Zeit mehr zu stammbaum-ähnlichen Nachforschungen, denn der Zug stand schon auf der Station, und ich mußte einsteigen und konnte mich erst während der Bahnfahrt wieder sammeln und war erfreut über diese Begegnung. Aber seitdem habe ich nichts mehr von diesem Wagenführer gehört und weiß also nicht, ob und wie er mit unserm Dichter zusammenhängt. Aber soviel ist gewiß: Hebel fährt noch in unserer Gegend herum, und gewiß ist, daß er von seiner Mutter her noch schwache Spuren hinterlassen hat, und vielleicht nicht einmal so schwach, denn die Hebelmutter muß schon eine ausgeprägte Persönlichkeit gewesen sein, die ihren Sohn, obwohl sie den Dreizehnjährigen schon für immer verließ, sein Leben lang begleitet, ihm ihre alem. Wesensart aufgedrückt und weithin sein Tun und Lassen bestimmt hat. Der Name Örtlin selbst ist zwar im Heimatdorf der Ursula erloschen; die meisten Familien dieses Geschlechts seien nach Amerika ausgewandert mit großem Fernweh — ganz im Gegensatz zur Hebelmutter, die wohl kaum in ihrem Leben über die 25 Kilometerstrecke Hausen-Basel hinausgekommen ist. Nur noch in Grenzach sei, so höre ich, eine Familie dieses Namens seßhaft. — So müssen wir in dieser Stammfolge der Ursula etwas weiter zurückgehen. Da treffen wir als Großmutter eine Anna Suter, und die gehört in die weitverzweigte, meist in Schopfheim ansäßige Familie Sutter, wie sie sich heute schreiben, und in diese Verwandtschaft gehöre ich auch ein wenig und freue mich, noch mit meiner alten Tante Elise Sutter in Verbindung zu stehen, die zugleich auch den bekannten Otto Ernst Sutter zu ihren Neffen zählt. Ebenso stand eine ehrsame Bürgersfrau aus Schopfheim, eine Frau Pflüger, Gevatter bei der Taufe der kleinen Ursula. Auch meine Großmutter in Fahrnau war eine geborene Pflüger und hat mir bei gelegentlichem Ferienaufenthalt über Hebel erzählt und seine alemannischen Gedichte schon früh meinem kindlichen Gemüt nahegebracht. Und ich erinnere mich noch wohl eines Hebelmählis in Hausen, wohin mich achtjährigen Buben ein Fahrnauer Onkel mitnahm und bei dem heftig darüber diskutiert wurde, wo Hebel geboren sei: die Hausener nahmen ihr Dorf dafür in Anspruch, während die Basler Herren — und dies ja mit Recht — Gründe dafür anführten, daß in ihrer Stadt Hebels Wiege gestanden sei. Man einigte sich dann, um das gute Verhältnis zueinander nicht zu stören, dahin, daß er — entsprechend seinem Zitat aus dem „Bettler“: „gibore bini uf der Stroß“ — unterwegs zur Welt gekommen

sei. Lange Zeit, ja bis in unsere Tage hinein — spukt noch dies Gerücht unter den Wiesentälern, aber Hebels Aussagen und die Nachforschungen durch Fritz Liebrich sind so erdrückend, daß kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, daß er in dem so stilvoll hergerichteten Häuslein Totentanz 2 in Basel geboren ist. Aber darüber werden unsre lieben Basler Hebelfreunde selbst berichten.

Eine andere Hausener Familie, die m. W. von den Örtlin abstammt, sind die Behringer, und bei ihr ist die Hebeltradition noch sehr lebendig, so etwa in dem allzu früh verunglückten Adlerwirt, der mit Zumtobel zusammen das Hausener Heimatbuch herausgab und darin dem Dichter ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Eine Nichte von ihm, das Bethli Behringer, die Gemeindehelferin in Freiburg war und dort leider beim Bombenangriff im November 1944 ums Leben kam, habe ich wohl gekannt und sie immer in allen Fragen um Hebel zu Rate gezogen, was ich ihr hiermit gerne und nachträglich nochmals danken möchte. Damals beim 100. Sterbetag Hebels, als mein Hebelspiel: „Der Hanspeter" herauskam, hat sie mir bei der Korrektur treulich mitgeholfen, und wäre sie nicht gewesen, so wäre mir ein böser Fehler unterlaufen: ich hatte statt des Fürtuchs der Mutter „Brusttuch" geschrieben, das aber ist, wie sie mir erklärte, ein männliches Bekleidungsstück, nämlich die Weste! Mit Liebe denke ich auch noch an den Bruder des Adlerwirts zurück, den Kaufmann Ernst Behringer in Lörrach, der uns im Hebelbund wertvolle Dienste geleistet hat.

Aber auch eine andere Familie ist mir gut bekannt, die den berechtigten Stolz hat, in die Hebelmuttersippe hineinzugehören, das sind die Arzet. Das war der Mädchenname der Urgroßmutter der Ursula Örtlin. Der Steinemer Hebelvogt, der Küfermeister Heinrich Arzet, ist ein namhafter und origineller Vertreter dieses Geschlechts. Er hat

Hebels „Annemeili" Annemarie Flury aus dem „Ochsen" in Lörrach, später Frau Krafft in Fahrnau. Künstler unbek. Bes. Dr. Pflüger

damals bei einem kurzen Aufenthalt in Steinen im Jahre 1954 den Bundespräsidenten Heuss so freundlich willkommen geheißen und auf seine Vreneligruppe deutend, ihm gesagt: „Gellet aber, mir henn schöni Maidli z'Steine!" Als er dem hohen Gast den Ehrentrunk bot, verbat sich Prof. Heuss, daß er da so mitten unter den auf dem Tisch in reicher Zahl aufgestellten Gläsern und Weinflaschen durch die ebenfalls reichlich vertretenen Reporter geknipst würde, mit der Begründung: „Sonst heißt's wieder, der Bundespräsident sauft im Land rum."

Schließlich sei noch eine Familie aufgezeigt, die fast gar in unmittelbare verwandtschaftliche Beziehung zu Hebel selbst getreten wäre, nämlich die Flury aus dem damaligen „Ochsen" in Lörrach, wo der Präzeptoratsvikarius seinen Stammtisch hatte. Dieses Wirtstöchterlein Annemeili muß Hebel nicht ganz gleichgültig gewesen sein,

er hat sein Wachstum vom 7. bis zum 15. Lebensjahr miterlebt und hat später in seinen alemannischen Gedichten mancher glücklichen jungen Frau ihren Namen gegeben. Sicher ist, daß er im „Morgenstern" dies Annemeili Flury gemeint hat, welches meine Ururgroßmutter ist, denn in unserer Familie geht heute noch die mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, daß Hebel diesem Annemeili, das eine Frau Krafft in Fahrnau geworden war, dies Gedicht und ein Bändchen seiner alemannischen Gedichte dediziert habe mit den Worten: „Annemeili, i haa der öbbis." Annemeili aber habe etwas neckisch geantwortet: „Das wird öbbis Rechts sii?". —

Es ist nur ein kleiner Ausschnitt von mir bekannten Familien, die mit Hebels Mutter verwandtschaftliche Beziehungen nachweisen können. Gewiß gibt es deren noch weit mehr, und vielleicht haben sie den Mut, sich bei der „Badischen Heimat" anzumelden und diesen meinen kleinen Beitrag noch wesentlich zu ergänzen. Im letzten Grunde wird es ja auch nicht auf die blutsmäßige Verwandtschaft allein ankommen, sondern auf die geistige, und dazu sollten alle Markgräfler gehören. Oder stirbt Hebel so langsam aus in unserm Oberländer Winkel? Es hat mich erschüttert, als mir kürzlich ein Kreisschulrat berichtete, er habe vor Jahren, als eben so ein schöner Schneefall einsetzte, einmal eine kleine Reise in verschiedene Schulen gemacht, um zu erforschen, ob die Kinder wohl den „Winter": „Isch echt do obe Bauwele feil?" gelernt hätten und ihm vorsagen könnten. Das Ergebnis war kläglich. Nur in einem ganz verschwiegenen Wälderdörflein streckte ein Büblein den Finger: „Des Gidicht het mer gestert z'Obe s'Großmüetterli hergsait." Wissen nur noch die Großmütter von Hebel? Daß uns allen doch dies Hebelerinnerungsjahr unsern Dichter wieder näher bringen möge, damit wir Markgräfler auch in unserer Gegenwart die nicht ohne Gefahr zu unterbrechende Kette der geistigen Verwandtschaft zu unserm Johann Peter Hebel bilden und auch wieder an unsere Jugend weitergeben.

---

[1]) Vergleiche den Aufsatz von Friedrich Roth im Ekkhart 1959, S. 65, „Die Herkunft von J. P. Hebels Vater", in dem nachgewiesen wird, daß es heute noch in Simmern Träger dieses Namens gibt.

Hebels Heimat

Zwiſchen Strom und Bergen
weingeſegnet liegt
Hebels Land, in Tälern
ſelig hingewiegt.

Trägt als helle Krone
Bürgeln, hochgebaut
das, vom Licht geblendet,
bis nach Baſel ſchaut.

Was dem Schloß ſich hinreicht:
Rebhang, Wald und Berg,
drang mit herber Sprache,
Hebel, in dein Werk.

Ward zum Lied, das mundet,
wie der goldne Wein,
wie dem Kind die ſüße
Haſelnuß vom Rain.

Wer von dieſem Liede
koſtet, ſpürt die Kraft
rauhen Bauernbrotes,
trinkt der Äpfel Saft.

Und er ſchlägt die Wurzeln,
Baum und Korn verwandt,
durch das Wort verzaubert,
Hebel, in dein Land.

Max Rieple

J. P. Hebel 1810

Pastell Philipp Jakob Becker

Basel, Totentanz 2. Hebels Geburtshaus (mit Tafel überm Eingang) phot. P. Hemann

Gundeldingen, Blick auf Basel um 1820 Staatsarchiv Basel, Lithographie

Johann Peter Hebels Geburtshaus in Basel

Von Christian Adolf Müller, Basel

Wenn wir im Gedenken an den Geburtstag unseres heimatlichen Dichters den Blick zweihundert Jahre zurückrichten, so fragen wir uns unwillkürlich nach dem Aussehen der Stadt Basel zur Zeit, da Johann Peter Hebel in ihr geboren und einen Teil seiner Kinderjahre daselbst verbracht hat. Gerne ziehen wir die Darstellungen alter Maler und Zeichner zu Rate; sie geben uns das reizvolle Bild einer noch ganz mittelalterlich erscheinenden, von Mauern und Bollwerken umgürteten Stadt. Wir brauchen uns dabei nicht auf die Künstler aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zu beschränken, — nein, so wie damals, so sah Basel fast hundert Jahre später noch aus. Aus diesem Grunde wußte denn auch der alternde Herr Prälat in Karlsruhe zu gut, wie „seine" Stadt aussah, nämlich genau so, wie er sie als fröhliches Büblein vor manchen Jahrzehnten erlebt und sich ihre Einzelheiten eingeprägt hatte.

Bis an den weitumfassenden Stadtbering der Mauern, Türme und Tore heran dehnten sich von den Jurakämmen sowohl wie von den Schwarzwaldbergen her Gärten, Äcker und Wiesen. Die Verbindung zwischen der Stadt und der sie umgebenden Landschaft war so eng, wie wir es uns heute kaum mehr vorstellen können; aber die große Siedelung am Rheinbogen war durch den Mauergürtel klar und sauber gegen das offene Land abgegrenzt. Deutlich sah man die großen Landstraßen den Stadttoren zustreben. Weniger sichtbar, aber nicht minder wichtig, waren auch die Wasserläufe, die

von den Nebenflüssen des Rheins im Süden und Nordosten abgezweigt wurden, um drinnen in der Stadt zahlreiche fleißige Räder zu treiben. Wie von der Birs her der St. Albanteich nach dem östlichsten Quartier in Großbasel floß, so kam auch viel Wasser der Wiese, von „Feldbergs lieblicher Tochter", mit dem Riehenteich nach Kleinbasel und half dort, Mühlen und andere Gewerbe in Gang zu halten.

So war es seit dem 13. Jahrhundert gewesen. Die Bürger der Stadt besaßen fast alle ihr Gütlein vor den Toren. Aber erst seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges mehrten sich hier die kleinen Reb- und Gartenhäuslein, die es erlaubten, bei wachsender Annehmlichkeit den Sonntag oder laue Sommerabende im Freien vor der Stadt zuzubringen. Es braucht noch mehr als hundert Jahre, bis einige begüterte Basler es wagten, auch reicher ausgestattete Landhäuser vor den Toren anzulegen, um sie über Nacht und längere Zeit bewohnen zu können. Manche Rebgüter wurden im Gedanken, sie ebenfalls auszubauen, arrondiert. Wir sehen diesen Vorgang oftmals aus den Bildern und Plänen des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

So besaß an der Landstraße ins Elsaß, kurz außerhalb des St. Johanntores der einer hochgeachteten Basler Kaufmannsfamilie angehörende Johann Jakob Iselin (1704—1772), Offizier in französischen Kriegsdiensten, ein größeres Grundstück, den sogenannten „B r u n n e n - B y f a n g" (anstelle der heutigen Liegenschaft Elsäßerstraße 7). Das in Basel mehrfach vorkommende Wort „Byfang" bezeichnet seit alters ein eingezäuntes Stück bebauten Landes. Der Besitzer wohnte nicht selber hier, sondern wenn er zwischen den Dienstzeiten in die Heimatstadt kam, muß er sich im „Flachsländerhof" an der Petersgasse (heutige No 46) aufgehalten haben, einem stattlichen Herrensitz, der im 18. Jahrhundert noch immer dem ehemals aus dem Elsaß stammenden Adelsgeschlecht der von Flachsland gehörte und von diesen größtenteils ausgemietet wurde[1]). Auf dem Iselin'schen Grundstück vor dem Tore befand sich nur ein bescheidenes Bauernhaus mit einem älteren Rebhäuslein daneben, das vom Lehenmann bewohnt wurde, der den Boden bebaute[2]). Wir können uns aber vorstellen, daß hin und wieder auch andere Bedienstete der Familie in einer der kleinen Kammern einlogiert wurden, wenn im Stadthaus zu wenig Platz vorhanden war. So mochte auch Johann Jakob Hebel, der seinem Herrn treulich dienende Offiziersbursche, dort draußen Quartier bezogen haben, wenn der Herr Major Iselin sich nach Basel in den Urlaub begab. Im Hause an der Petersgasse hatte Hebel eine Magd der Frau Susanna Iselin geborene Ryhiner kennen gelernt, die stille und bescheidene Ursula Oertlin aus Hausen im Wiesental. Die beiden Dienstleute liebten sich bald; am 30. Juni 1795 ließen sie sich in Hauingen — halbwegs zwischen Basel und Hausen — trauen, und die Frau Majorin spendete dazu das Mahl.

Doch wohin führte nun Hans Jakob Hebel seine junge Frau heim? Wahrscheinlich verlebten die beiden die erste glückliche Zeit im Oertlin'schen Hause in Hausen, — dem nunmehrigen „Hebelhaus", das bis heute erhalten blieb —, um dann schon bald wieder gemeinsam in Basel ihrer gewohnten Arbeit nachzugehen. Das Paar konnte wohl kaum bei ihrer Herrschaft unterkommen, weder im „Flachsländerhof" noch im „Brunnen-Byfang". So mieteten sich die beiden genügsamen Leutchen in einem kleinen Bürgerhaus des ihnen liebgewordenen St. Johannquartiers ein und zwar — wie erstmals der Basler Dichter Fritz Liebrich in seinem reizvollen Büchlein zu Hebels hundertstem Todestag 1926 nachwies — am Anfang der St. Johannvorstadt gegenüber der Predigerkirche, im zweiten Hause vom nahen inneren Stadttore, dem sogenannten St. Johann-Schwiebogen (heute Totentanz 2).

Basel, rheinaufwärts lavierte Tuschzeichnung um 1740 von E. Büchel

Von hier aus konnte sowohl Frau Ursula, solange dies möglich war, ihren Dienst im nahen Hause der Herrschaft zwischen Petersgasse und St. Johanngraben (wie der untere Petersgraben damals noch hieß) versehen; ebenso war es für Hans Jakob Hebel kein weiter Weg, seinem Herrn im „Brunnen-Byfang" außerhalb des St. Johanntores dienstbar zu sein.

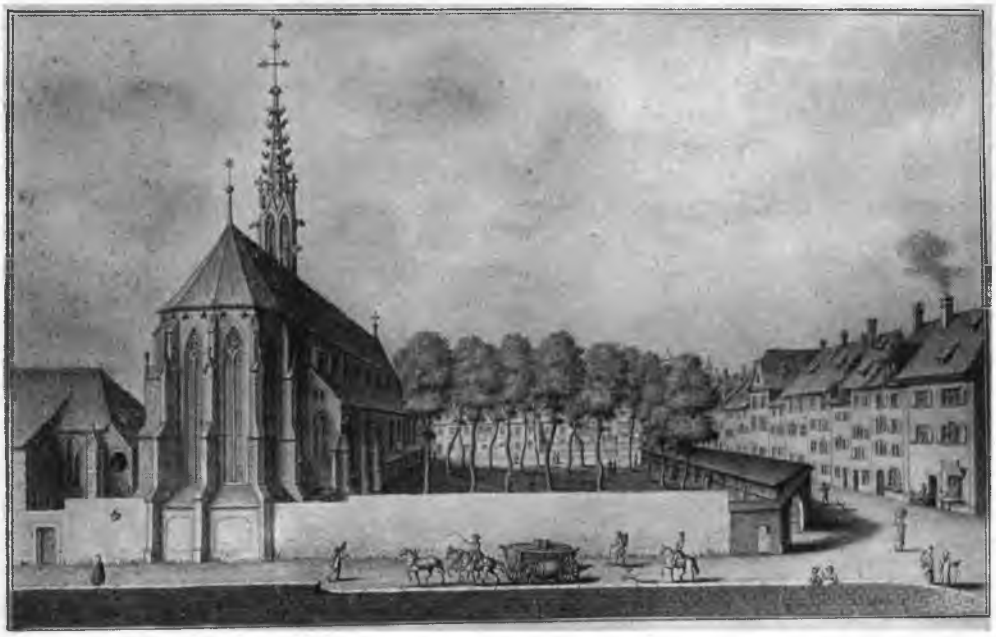
Der Name „Totentanz", der an dem Platz vor dem St. Johann-Schwiebogen seit langem haftet, mutet alle, die ihn nicht als geborene Basler von Jugend auf gewohnt sind, merkwürdig, ja zum Erschauern an. Die jungen Eheleute Hebel konnten sich daran nicht stoßen; denn als sie ihre bescheidene Wohnung gegenüber der Predigerkirche bezogen, da hieß der Gassenzug noch bis zum inneren Tor, d. h. dem „Schwiebogen", St. Johannvorstadt und stand auf der anderen Seite der Gasse eine Mauer, die den Gottesacker des alten Predigerklosters einschloß, jene Mauer, die an der Innenseite den in einer Pestzeit des 15. Jahrhunderts entstandenen Bilderzyklus des „Totentanzes" aufwies. Es gab also damals noch keinen freien Platz zwischen der Kirche der Dominikaner oder Prediger und der Häuserzeile am Rhein, sondern die Gasse, die vom Tor der inneren, um 1200 entstandenen Stadtbefestigung her mittels einer Brücke den Stadtgraben überschritt, um als Vorstadt weiterzuführen, wurde durch die weit vortretende Friedhofmauer bis auf eine geringe Breite eingeengt.

Dieser Zustand rührte schon aus dem 13. Jahrhundert her. Kaum war nämlich die Stadt auf dieser Seite durch das „Kreuztor" und die Mauer am Petersgraben aufwärts neu umschlossen, so siedelte sich außerhalb bereits eine vor kurzem in Frankreich gegründete geistliche Bruderschaft an. Im

Jahre 1233 schenkte Bischof Heinrich von Basel dem Predigerorden des heiligen Dominicus einen Platz in der „Vorstadt zum Kreuz", worauf die nach Basel gesandten Brüder mit dem gesammelten Gelde sogleich eine Niederlassung zu bauen begannen. Ihr Bauplatz befand sich im Winkel zwischen dem vom Kreuztor herkommenden Stadtgraben und der nach Norden ziehenden Landstraße, die dem hohen Uferbord des Rheins entlang lief.

Zwischen Straße und Strom müssen sich gleichzeitig auch schon einige Bürgerhäuser erhoben haben. Der Ursprung jener Zeile von bescheidenen Wohnstätten, in deren einer wir 1759 oder 1760 das Ehepaar Hebel-Oertlin sich einmieten sehen, geht zweifellos in das 13. Jahrhundert zurück. Sicher wissen wir, daß im Jahre 1302 jenseits der Brücke, die vom Kreuztor über den Stadtgraben führte, ein Haus von Meister Ruedi dem Pfister (d. h. Bäcker) bewohnt wurde. Dieses Eckhaus „zum Kreuz", mit dem die St. Johannvorstadt begann und das mit seinem torwärts gerichteten Giebel an das kurze, steil in den Rhein abfallende Stück des Stadtgrabens stieß, war auch später ununterbrochen von einem Brotbecken benutzt; Grund und Boden gehörte allerdings Adeligen und Klöstern der Stadt. Als diese Liegenschaft im Jahre 1405 geteilt wurde, tauchte erstmals das nördlich anstoßende Haus, „E h r u n d G u t" genannt, auf. Dieses wurde 1425 von Konrad Weselin bewohnt; 1482 wird daselbst Elsbeth Maslin, die „tüchlin Riberin", erwähnt, die in diesem Jahre Haus und Hofstatt genannt „Erengut" an Ennelin Kesslerin, „wiland Hans Heinrich des molers sel. Witwe" verkaufte. Im schmalen Hause, das fortan stets mit diesem Namen bezeichnet wurde, hausten in den folgenden Jahrhunderten ähnlich einfache Bürgersleute, so 1526 Agnes Einfaltig, die Witwe eines „Gewandmanns", die diesen ihren Besitz um 100 lb Basler Währung an Hans Caplar, den „Gartnerzunftknecht", und seine Frau Waltpurg veräußerte. Es zeigten sich aber Schwierigkeiten, und ein Ratsherr Hans Graf schaltete sich ein, der offenbar als Spekulant das Haus um 80 lb erwarb und es schon 1527 um 110 lb an Hans Herbolt den Steinmetzen weiterverkaufte. Da der neue Eigentümer als Baufachmann das Haus zu erneuern gedachte, so brauchte er Geld; die benötigten 50 lb streckte ihnen der Verkäufer, Hans Graf, mit 5% Zins vor. An die Zeiten, da Hans Herbolt der Steinmetz und seine Frau Dorothea im Hause zum „Erengut" wohnten, erinnert heute noch die Jahreszahl 1555, die mitsamt dem Steinmetzzeichen des Handwerkers am Türsturz des Eingangs erhalten blieb.

Wie lange Herbolt die Liegenschaft besaß, wissen wir nicht. 1572 sehen wir sie in den Händen zweier verwitweten Schwägerinnen, von denen die eine mit ihren Kindern den ihnen gehörenden Anteil am Hause an Elisabetha Villingerin wyland Hans Echlers, des Pfarrherrn von Fischingen sel. Wittib, weitergibt. Die letztere jedoch verkauft noch selbigen Tags die ganze Liegenschaft an Hans Jakob Obermeyer, der als „Salzhausschreiber" eine stadtbekannte Persönlichkeit war (1550—1613). Ihm verdanken wir vermutlich das vor kurzem entdeckte Wandbild in der vorderen Stube des 1. Obergeschosses. Als er 1576 seine Frau Maria Magdalena, die Tochter des Juristen und Professors Johann Ulrich Iselin und der Faustina Amerbach, heimführte, wird er das kleine Haus auf beste Art ausgestattet und so auch das Rankenwerk mit Figur und Spruch in einer der Wandnischen in Auftrag gegeben haben, möglicherweise an den Maler Hans Hug Kluber (1535/6—1578), der eben damals mit der Instandstellung der benachbarten Totentanz-Bilder beschäftigt war. Die Malerei im Hause Obermeyers ist mit 1577 datiert und stellt eine Spinnerin



Basel, Predigerkirch lavierte Tuschzeichnung E. Büchel

dar, — wie aus dem die Gestalt umflatternden Spruchband zu entnehmen ist, ein faules Mädchen, das am liebsten hätte, wenn aller Flachs mitsamt der Kunkel verdürbe und die Weber so viel Geld hätten, daß keiner mehr zu arbeiten gäbe . . .

Das Haus muß nicht lange im Besitz der Familie Obermeyer geblieben sein. Denn bereits im Jahre 1583 sehen wir es in anderen Händen, und zwar in denen des Notars Konrad Labhardt. Dieser, von Konstanz gebürtig, war 1576 Bürger von Basel und im Jahr darauf zu Weinleuten zunftgenössig geworden. Nachdem ihm seine erste Frau, Dorothea Tschudi, die Tochter des Prediger-Schaffners, gestorben war, hatte er sich 1583 zu St. Peter mit Jungfrau Salome Ottendorf verehelicht. In eben diesem Jahre erfahren wir einige bauliche Einzelheiten über das in seinem Besitz befindliche Haus „Ehr und Gut", dadurch, daß Konrad Labhardt sich mit seinem Nachbarn zur Linken, dem Metzger Fridli Brogli wegen allerlei herumzanken mußte. Die Streitfragen kamen am 18. Juli 1583 vor dem „Fünfergericht" (d. h. den fünf Herren der damaligen Baupolizei-Kommision) zur Sprache[3]). Da stritten sich die beiden einmal „der Privaten (Abort) halb", so der Notar „vf siner lauben hinden vf den Ryn gon hatt". Nach einem „Fünferbrief", der schon 1525 festgelegt worden, war dies dem Besitzer des Hauses „Ehr und Gut" verwehrt; somit mußt er die Häuslichkeit „vermachen und hindannen thun". Zum zweiten hatte Labhardt ebenfalls auf der Seite gegen den Rhein über den Lauben einen Fensterladen angebracht, der den Metzger störte; da die „Fünf" aber erkannten, er sei jenem unschädlich, so blieb er bestehen. Dagegen hatte der Notar seinerseits zu beanstanden, daß der ihn verklagende Metzger einen „Schwynstall vornen in sinem Huß gleich bey dem eingang der Haußthüren an der schidmuren ston hatt", wodurch ihm, dem Notar, „inn seinem Keller

vyl vnraths durch scharffen geschmackh vnndt verfülung (Verfaulung) der schidmuren widerfahre". Auf ihrem Augenschein mußten sich die Fünferherren mit Augen und Nasen davon überzeugen und verlangten deshalb, daß der Stall verschwinde und keiner mehr an seine Stelle gesetzt werde. Eine vierte Klage betraf einen langen hölzernen Känel, der von des Metzgers Wasserstein nach dem Rhein lief und Unrat auf der dortigen Allmend (wohl dem Uferstreifen) ansammelte, wogegen die „Lohnherren" (Aufsichtsbeamte der städtischen Bauten) Einspruch erhoben.

Wir sehen, daß die sanitären Verhältnisse noch recht „trauliche" waren, daß man aber doch gegen die schlimmsten Mißstände einzuschreiten versuchte. Wie lange der Notar und spätere Stadtschreiber von Liestal noch im Hause „Ehr und Gut" wohnte? Keine Schriftstücke berichten uns darüber. Nachdem Labhardt ausgezogen oder Todes verblichen war, ging die Liegenschaft in völlig andere Hände über, denn 1593 heißt es, daß Appollonia Weinbrennerin, die „alte Wirtin zum Kopf" das Haus besitze. Weil die Genannte in diesem Jahr aber den Zins für eine aufgenommene Schuld nicht bezahlen konnte, wurde ihre Behausung „gefrönt", d. h. mit Beschlag belegt. Doch die „Kopfwirthenen" konnte sich darin behaupten und den Zins wieder regelmäßig abliefern, so daß sie noch 1610 als Eigentümerin erscheint. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wurde also im Erdgeschoß des kleinen Bürgerhauses gewirtet und — wie dies in Basel üblich war — am liebsten „Markgräfler" ausgeschenkt. Dadurch verlor sich jedoch der alte Hausname „Ehr und Gut" und wurde durch die Bezeichnung „zum Kopf" ersetzt, die nicht ein menschliches Haupt, sondern eine Art von Wein- oder Bierglas bedeutete.

Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts scheint die kleine Wirtschaft wieder eingegangen zu sein. Nachdem der Almosenschaffner Bilger Russinger einige Zeit das Haus besessen, ging es 1646 an Frau Valeria Faesch, die Witwe eines Hugenotten über, die damals in Basel zahlreich waren und in der nahen Predigerkirche ihre französischen Gottesdienste hielten. Im September 1713 konnte sich der damalige Eigentümer, Kaspar Krug, der Weinmann, wegen Überschuldung nicht mehr auf der Liegenschaft halten. Sie wurde ihm „gefrönt" und bald darauf ging sie um 1310 lb an Emanuel Gissler, den „Herrendiener", über. Doch 1730/31 wird Peter Sixt, der Schneider, als Besitzer genannt; dieser nahm in diesen Jahren Geld auf, vermutlich um eine Erneuerung des baulichen Bestandes durchzuführen. Am 1. August 1747 übergab Sixt die „Behausung hinder dem Todtentanz" seinem Tochtermann Nikolaus Riedtmann (getauft 10. Dez. 1720 zu St. Peter), der — ebenfalls Schneider — wohl erst bei Sixt Geselle war und dabei an des Meisters Tochter Gefallen gefunden hatte. So trat Riedtmann nach seiner Verheiratung mit Ursula Sixt (30. Jan. 1747 in Kleinhüningen) in die Fußstapfen seines Schwiegervaters, übernahm dessen Haus und Geschäft und verzinste das 1730/31 von Sixt beim „Großen Almosen" aufgenommene Kapital. Allein schon am 19. Mai 1752 mußte er seine Frau, Ursula Sixt, nach St. Peter zu Grabe tragen. Als er sich ein Jahr später mit Ursula Hoch von Liestal verheiratete, konnte er offenbar das ihm von seiner ersten Frau in die Ehe gebrachte Haus behalten und betrieb darin sein bescheidenes Schneidergeschäft, das ihm soviel einbrachte, daß er mit seinen Angehörigen leben, aber dabei keine Reichtümer sammeln konnte. Wir können es daher verstehen, wenn er hin und wieder einen Teil seiner Behausung vermietete. Das tat er denn —

wie wir bereits gesehen haben — im Sommer des Jahres 1759 oder im Frühjahr darauf an die jungen Eheleute, die ihm durch Arbeit für deren Herrschaft, die Familie Iselin, bekannt sein mochten.

Wann Johann Jakob Hebel und seine Frau Ursula ins Haus „gegenüber dem Totentanz" einzogen? Ob sie den Winter in Hausen verbrachten oder bereits im Hause Riedtmanns? Wir wissen nur gewiß, daß ihnen am 10. Mai 1760 hier ihr erstes Kindlein geschenkt wurde und daß man es vom Haus beim St. Johann-Schwiebogen aus am 13. Mai in die nahe Peterskirche zur Taufe trug, bei der es die Namen Johann Peter erhielt. Da die beiden von den Eltern zu Taufpaten bezeichneten Verwandten von Simmern in der Rheinpfalz und von Hausen im Wiesental nicht an der Feier anwesend sein konnten, sprang Nikolaus Riedtmann, der Schneidermeister und Hausbesitzer am Totentanz, gerne ein; als zweiter gesellte sich ein Nachbar und Freund Riedtmanns, der Schuhmachermeister Friedrich Lüdin dazu, der vier Häuser weiter auswärts in der St. Johannvorstadt (heute Totentanz 6) wohnte.

Es ist anzunehmen, daß die Familie Hebel den Sommer und Herbst 1760 im Hause vor dem St. Johann-Schwiebogen verbrachte. Aus des Vaters Notizen geht hervor, wie dieser sich am Wachstum seines Bübleins freute, daß der Kleine mit 22 Wochen den ersten Zahn bekam, mit 28 Wochen allein sitzen, mit dreiviertel Jahren schon allein aufrecht stehen und an der „Basler Messe" zu Ende Oktober bereits auf einem ihm an einem Stand gekauften hölzernen Pfeiflein herzhaft blasen konnte.

Warum das zweite Kind des Ehepaars — ein Mädchen, das nach seiner Patin, der Frau Majorin Susanna Iselin-Ryhiner, Susanna genannt wurde — seine Taufe in der Kleinbasler Pfarrkirche St. Theodor erhielt, wissen wir nicht; es könnte sein, daß man dem Pfarrherrn zuliebe dort hinüber ging. Es ist schwer zu denken, daß die Familie Hebel aus der Nähe des „Brunnen-Byfangs" und vom Totentanz weggezogen sein könnte. Im Frühsommer, als das Töchterlein zur Welt kam, war der Vater bereits krank und konnte kaum noch seiner Arbeit nachgehen. Mit Frau und Kindern begab sich darum Johann Jakob Hebel in die ländliche Stille von Hausen, wo ihm aber bloß noch eine Lebensfrist von wenigen Tagen vergönnt war. Am 25. Juli 1761 starb er daselbst „seines Alters 41 Jahr". Bald folgte ihm das nur ein paar Wochen alt gewordene Susannchen im Tode nach.

Die Witwe war, obgleich ihr im Heimatort Hilfe zuteil wurde, für die Güte besonders dankbar, die sie durch die Familie Iselin in Basel erfuhr. In jenen ersten Jahren des Alleinseins von Mutter Hebel hatte Frau Iselin die Freude, ihren Mann mehr zu Hause zu haben. Der Herr Major, dem der Verlust seines langjährigen treuen Begleiters nicht gleichgültig war, dachte ernsthaft an seinen Abschied vom Militär, obgleich er eben jetzt vom königlich französischen Hof für seine Dienste manche Ehrung erfuhr. 1763 ließ er seine Truppeneinheit an den ihm nachfolgenden, gleichnamigen Sohn übertragen; ihm selber wurde im November 1764 die Ernennung zum „Brigadier des Armées du Roi" zuteil. Mit diesem Titel und einer ansehnlichen Pension versehen, zog er sich in seine Vaterstadt zurück. Hier konnte er sich, gemeinsam mit seiner Gemahlin, für Frau Ursula Hebel und den kleinen Hanspeter einsetzen. Auf Iselin'sche Fürsprache hin wird der aufgeweckte Knabe in die Gemeindeschule von St. Peter und 1772 ins Gymnasium „auf Burg" (d. h. am Münsterplatz) aufgenommen worden sein. Daß der Offizier bis ans Lebensende seines treuen Dieners gedachte, zeigte sich, als er am 22. Juni 1772 verstarb und der Frau Hebel

laut Testament eine Summe Geldes vermachte.

In seiner ersten Kinderzeit war der kleine Hanspeter stets um die Mutter; wohnte sie in Hausen, so hielt er sich auch dort auf, lebte sie in der Stadt, so konnte sie ihn wohl bei sich im Iselin'schen Hause behalten. Vermutlich wohnte der lebhafte Bub manchmal auch ohne sein Mütterlein dort und zählte dann wie selbstverständlich zur hochangesehenen Familie; daß er in seiner Schulzeit oft in die Häuser seiner Klassen- und Spielkameraden kam, ist anzunehmen. So verbrachte Hanspeter „die Hälfte der Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in den vornehmen Häusern einer berühmten Stadt"; dadurch hat er „frühe gelernt arm sein und reich sein . . ., gelernt nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig".

Von der Petersschule und der Wohnung der Familie Iselin, die im „Flachsländerhof" an der Petersgasse lag[4]), war es nur ein Sprung zum Petersplatz, dessen freie Weite dem frohen Knaben für immer im Gedächtnis haften blieb.

Könnte Hanspeter aber nicht auch bei seinem Vicegötti im Geburtshaus am „Totentanz" untergekommen sein? Weil er selber in späteren Jahren sagt: „Ich bin bekanntlich in Basel daheim, von dem Sandehansemer Schwiebogen das zweite Haus . . ." wäre es so unwahrscheinlich nicht, daß er dort in Kinderjahren, die für das Heimatgefühl entscheidend sind, dauernd ein- und ausgegangen ist. Von Riedtmanns Haus war es ja ebenfalls nicht weit zur Petersschule, und zum Münsterplatz ließ sich's mit Leichtigkeit in einer Viertelstunde gelangen. Wie tief er die Vorstadt „Santihans" mit der „grünen Schanz" (dem sogenannten „Hohen Wall" an der Stadtmauerecke hinter dem Petersplatz oder der Rheinschanze beim äußeren Tor) und dem „Seiler-Graben" zeitlebens ins Herz geschlossen behielt, beweist sein Gedicht „Erinnerung an Basel", das er Frau Miville-Kolb, ebenfalls eine Bewohnerin der St. Johannvorstadt, widmete und das zum meistgesungenen Basler Volkslied geworden ist.

Zwölfjährig geworden, kam Hanspeter nach Schopfheim in die Schule und wohnte auch im Städtchen. Im Oktober 1773 wurde er von dort nach Basel gerufen, weil seine Mutter im Hause der Familie Iselin schwer erkrankt war. Da sie heimzukehren wünschte, holte sie Vogt Maurer von Hausen — in Schopfheim stieg erschreckt der Knabe zu — mit seinem Ochsengespann in der Stadt ab. Doch kam die gute Frau nicht mehr nach Hause — unterwegs, zwischen Brombach und Steinen, angesichts des Rötteler Schlosses, griff der Tod ins Gefährt und nahm dem weinenden Hanspeter die Mutter für immer.

Für längere Zeit blieb nun Basel für den Knaben mit einer schmerzlichen Erinnerung verbunden, die durch andere Erlebnisse überwunden werden mußte. Nach Jahren des Studiums in Karlsruhe und Erlangen, Lehrer und Pfarrvikar geworden, kam Hebel von Hertingen und Lörrach her wieder in die Stadt, um der seit 1772 verwitweten Frau Susanna Iselin seine Aufwartung zu machen[5]), aber auch um sein Geburtshaus und den noch immer darin wohnenden Vicegötti, Schneidermeister Riedtmann, und seine Frau aufzusuchen. Als dann 1791 der Ruf nach Karlsruhe erfolgte und Hebel in die ferne Stadt umsiedelte, wurden die Basler Besuche selten, und es verstrich oft manches Jahr, bis er wieder durch Basels Gassen „schlupfen" konnte, die ihm besser bekannt waren als manchem Einheimischen.

Niklaus Riedtmann und seine Frau Ursula wagten es noch 1796, in hohem Alter, — wohl den Kindern zuliebe — eine „Überbesserung ihrer Wohnbehausung" vorzunehmen, wofür er bei dem 1749 gebo-

Basel, St. Johann Schwiebogen von außen, 1860 phot. Höflinger

renen, aus erster Ehe stammenden Sohn Niklaus eine Summe von 300 lb Basler Währung aufnahm und als Pfand dafür das instandgestellte Haus einsetzte. Die Erneuerung betraf zweifellos mehr das Äußere, das damals jenes Aussehen erhielt, wie es sich noch heute mit seinen schlichten Fenstern zeigt. Schon zwei Jahre später, 1798, übergab nun aber der wohl krankgewordene Mann das Haus „zum Kopf" nicht dem vorgenannten Sohn, sondern dem aus der zweiten Ehe stammenden Johannes (geboren 1759), der es laut Kaufbrief vom 1. November gemeinsam mit seiner Frau Elisabeth Löw um 3000 lb übernahm.

In dieser Zahl drückt sich deutlich, wenn man die früheren Hauspreise vergleicht, die Geldentwertung der Revolutionszeit aus.

Die Übernahme der Liegenschaft muß Johannes Riedtmann einige Schwierigkeiten bereitet haben; auch trug ihm das erlernte Schneiderhandwerk wenig ein. Die Zeitläufe erwiesen sich den Kleinbürgern nicht hold. Nachdem Vater Niklaus Riedtmann am 2. Dezember 1800 bei St. Peter zu Grabe getragen worden war, trug der Sohn keine Bedenken mehr, im kleinen Haus am Totentanz eine „Pintenwirtschaft" aufzutun. War das gleiche Gewerbe nicht früher schon im Haus zum „Kopf" betrieben worden?

In seiner späteren Lebenszeit hat Johann Peter Hebel noch einige wenige Male im „Oberland" und damit auch in Basel geweilt. Sicher war dies der Fall, als er nach der Schweizerreise mit den jungen Baronen Carl und Ernst von Mentzingen im September 1805 in der Rheinstadt kurze Zeit rastete und von da aus seine Besuche machte, etwa in Weil oder in Rötteln, etwa in „Bourglibre", dem nahen sundgauischen Ort, der vor der Revolution Saint-Louis geheißen hatte und von den Sans-Culotten umgetauft worden war. Diese Ortschaft, die Hebel gut bekannt war, erreichte man auf eben der Straße, die von der St. Johannvorstadt geradwegs dorthin und ins weitere Elsaß verlief. Wie konnte Hebel da am kleinen Haus vor dem inneren Tor vorbeigehen, ohne darin ein Schöpplein oder zwei zu genehmigen? Wir sehen ihn mit der betagten Frau Riedtmann-Hoch († 1810) auf der Fensterbank der Wirtsstube sitzen und zwischen dem frohen Geplauder oftmals einen Blick nach den lichten Schwarzwaldbergen tun, unter denen der majestätische Blauen wie eh und je die Basler Landschaft beherrschte.

Aber Hebel mag bei diesem Besuch vor dem Haus zum „Kopf" baß erstaunt stille gestanden sein: Die Fenster der Familie Riedtmann sahen nicht mehr gegen die Gottesackermauer, an deren abgekehrter Seite der ehrwürdige Totentanz gemalt war, sondern auf einen freien sich bis zur Predigerkirche dehnenden Platz. Am späten Abend des 5. August 1805 hatten einige Anwohner — unter diesen gewiß auch der Wirt Johannes Riedtmann —, nachdem sie schon 1804 eine Eingabe an den Rat gemacht hatten, daß die schadhafte Mauer beseitigt werden möge —, in ihrer Ungeduld selber Hand angelegt und sich Licht und Luft und eine verbreiterte Straße verschafft. Dabei gingen aber die ehrwürdigen Wandbilder aus dem 15. Jahrhundert bis auf wenige Reste, die von Kunstfreunden gerettet worden, zugrunde.

Das Ereignis wurde sicher auch mit Hebel beim Schöpplein Markgräfler besprochen. Ob ihm dieses Bedauern auslöste? Die Liebe zur St. Johannvorstadt hat es ihm jedenfalls nicht genommen.

1812 war er das letzte Mal im „Oberland", zu dem ganz selbstverständlich auch Basel zählte. Daß er späterhin noch oft genug an die Stadt dachte, geht aus manchen Stellen in seinen Briefen hervor. So beschäftigte ihn die Nachricht, daß die Festung Hüningen 1814 und 1815 von den Alliierten belagert wurde, recht stark. Er wußte, wie nahe vor die Mauern der alten Rheinstadt die Franzosen dieses Trutzbasel gesetzt hatten und mußte sich deshalb vorstellen, wie nun die Geschosse der Belagerten gerade jenen Teil Basels zuerst erreichen konnten, der ihm besonders lieb und vertraut war. Aus diesen Gedanken schrieb er an Friedrich Wilhelm Hitzig, Pfarrer zu Rötteln: „. . . In Basel mag sich jetzt viel Angststoffgas entwickeln. Etwas davon gönne ich ihnen und möchte an deiner Seite gern eine Stunde drin sein und die jammervollen Kyrie eleisa hören. Aber leid wäre es mir, wenn der Stadt selbst ein Leid geschähe, in der ich geboren bin, und zwar just in der Santehans, ni fallor (wenn ich nicht irre) n. 14, das 2te Haus vor dem Schwiebogen, und wo ich so

Großbasler Ufer beim Totentanz. Um 1880 Aus dem Basler Staatsarchiv

viel gutes genossen und wo wir manches proteusische Stündlein verbracht haben . . ."

Wenn er in diesem Briefe von 1815 den Baslern gern etwelche Ängste um ihren Besitz gönnt, weil er sie offenbar als an ihren Reichtümern hängende Leute kannte, so hätte er es doch schmerzlich empfunden, wenn dem wohlgestalteten Stadtbild ein Nachteil aus dem Kriegsgeschehen erwachsen wäre. Einige Jahre später, als sich das Alter bereits bemerkbar machte, dachte er weniger mehr an unangenehme Seiten gewisser Bewohner Basels, sondern träumte davon, dorthin zurückzukehren und seinen Lebensabend in der St. Johannvorstadt zu verbringen. Diesen Gedanken sprach er in einem Brief vom Oktober 1823 an Gustave Fecht aus; wenn er könnte, so schrieb er, „wohnte ich im Winter in Basel an dem Sanhans (gemeint war die „Santihans", wie die Basler ihr nördlichstes Quartier benennen) damit ich immer hinüber nach Weil schauen könnte . . ." Und noch deutlicher wird Hebel in einem Brief vom 16. Januar 1825 an die Freundin im Oberland. Der Fünfundsechzigjährige dachte daran, sich mit Antritt des 70. Lebensjahres in Basel „zur Ruhe zu setzen": „. . . Ich bin bekanntlich in Basel daheim, von dem Sandehansemer Schwiebogen das 2te Haus. Selbiges Häuslein kauf ich mir alsdann um ein paar Gulden; aber ich bin kein Burger (die allein in Basel Häuser erwerben konnten), also miete ich es und gehe alle Morgen, wie es alten Leuten geziemt, in die Kirchen in die Betstunden und schreibe fromme Büchlein, Traktätlein, — und Nachmittag nach Weil wie der alte Stickelberger im Schaf[6]) . . ."

Hebels Gedanken kreisten, wie wir sehen, immer wieder um das kleine Haus, in dem

er geboren war, selbst jetzt noch, da sein „Vizegötti" bereits ein Vierteljahrhundert droben bei der Peterskirche dem Auferstehungstag entgegenschlief. Vielleicht wollte der Dichter selber auch bei diesem Gotteshaus den „Jüngsten Tag" erwarten, den er seit langem lebendig vor Augen hatte. Wie ernst er es mit dem Besuch der Morgenpredigten und dem Schreiben frommer Büchlein meinte, wissen wir nicht; was er aber für den Nachmittag vorhatte, leuchtet uns ein: Über die Rheinbrücke wollte er wandern hinüber zu den Dörfern und Höhen im nahen Markgräflerland, wie einst nach Weil zu Pfarrer Günttert und Jungfer Gustave, auf den Tüllingerberg, nach Oetlingen, nach Rötteln ins „Chilft" zu seinem Freund Hitzig[7]) ... Die Landschaft war sich gleich geblieben, und der Fensterschein der lieblichen Rebdörfer von Tüllingen über Fischingen bis hinab an den Isteiner Klotz glitzerte über das unbebaute Kleinbasler Ufer in die hintere Stube des Hebel so liebgewordenen kleinen Hauses am Totentanz herein.

Es war dem im Alter zu höchsten Würden aufgestiegenen Dichter nicht vergönnt, seine „Heimkehr" nach Basel zu erleben. Keine zwei Jahre nach jenem Brief an Gustave Fecht, in dem er diesen Wunsch ausdrückte, nahm sein Leben im „Unterland" ein rasches und unerwartetes Ende. Auf einer Dienstreise legte sich Hebel 1826 in Schwetzingen zum Sterben nieder, merkwürdigerweise im Hause eines Freundes, der wie er aufs engste mit Basel verbunden war. Der Betreuer des Schwetzinger Schloßparks, Garteninspektor Johann Michael Zeyher, hatte mehrere Jahre in Basel gelebt, hier den großen Garten beim Markgräflichen Palast und von 1801 bis 1804 auch den benachbarten botanischen Garten der Stadt besorgt. Mit dem Basler Stadtgärtner Niklaus Petersen bekannt geworden, heiratete Zeyher 1794 dessen Tochter Magdalena, die 1804 mit ihm ins badische Unterland zog[8]).

Wer weiß, ob Hebel mit dieser Baslerin seine letzten Worte nicht ganz und gar in der beiden wohlvertrauten Mundart der Rheinstadt getauscht und dabei etwas wie Heimatglück empfunden hat? So als wäre er nun doch in das kleine Haus beim Santihans-Schwiebogen zurückgekehrt und hätte alles, was ihm von der Jugendzeit her lieb war, nahe um sich. War es so, dann hat ihm dies sicher das Sterben leicht gemacht und das Verlangen nach dem Auferstehungstag verklärt.

*

Dem Häuschen am Anfang der St. Johannvorstadt war, seit sein bekanntester Bewohner die Augen für immer geschlossen hatte, ein erträgliches Schicksal beschieden. Es blieb im Besitz der Familie Riedtmann, die im Stillen die Erinnerung an Johann Peter Hebel bewahrte, und deren Erben über ein Jahrhundert lang. Allerdings muß den „Pintenschenk" Johannes Riedtmann, den Sohn des „Vizegöttis", zwischen 1825 und 1828 ein tragisches Geschick getroffen haben: Er verschwand aus Basel und blieb vermißt. Seine Ehefrau, die das kleine Geschäft weiterführte, starb zu Ende des Jahres 1830 und laut Familienverkommnis, das bereits am 2. Dezember 1828 abgeschlossen worden, ging das Haus am Totentanz in den Besitz der älteren Tochter, Frau Salome Riedtmann (geboren 1792) und deren Ehemann, Meister Heinrich Schäfer, Kutscher, über. Der Letztere war nun über zwanzig Jahre lang Pintenschenk. 1862 gehörte die Liegenschaft weiteren Nachkommen des Schneiders Riedtmann, nämlich Ludwig Danzeisen-Berger; Wohnrecht hatte darin die Witwe Margaretha Berger-Riedtmann, welche die Wirtschaft und ein bescheidenes Ellenwarengeschäft im Erdgeschoß betrieb. Bis 1955 blieb die Familie Danzeisen Eigentümerin des Hauses und hat es im großen und ganzen in der Gestalt zu erhalten ge-

wußt, die es zu Hebels Zeiten besaß. Wo früher das Wirtszeichen über der Haustür gehangen, befindet sich seit dem „Hebeltag" (10. Mai) des Jahres 1928 jene Erinnerungstafel, die zu Unrecht während Jahrzehnten an einem Haus der „Neuen Vorstadt" (in Hebelstraße umgetauft) angebracht war. Und was der Dichter Fritz Liebrich aus Briefen Hebels wieder ans Licht gehoben, ist heute glücklich jedem Basler Schulkind bewußt: Hier am Totentanz war unser Johann Peter daheim!

Er ist es auch heute noch! Die neuen Besitzer, Herr und Frau G. Albrecht-Vischer, haben nach Erwerbung des Hauses 1955 ihr Bestes getan, um die Räume so auszugestalten, daß — käme der „Rheinische Hausfreund" zu Besuch, er sich darin heimisch fühlen müßte. Und sitzt man selber bei den lieben Leuten zu Gast — ist nicht jedesmal unser Dichter Hebel mit dabei, als guter Geist von Haus und Stadt, der alle, denen die zwischen Feldberg und Basel, Jura und Vogesen gesprochene Mundart geläufig ist, näher zusammenführt?

Anmerkungen:

[1]) Handschriftliche Notiz von Dr. Gustav Ryhiner-Sigel. Staatsarchiv Basel.

[2]) Zeichnung von 1797, in Privatbesitz (Abgebildet in Wilhelm Altwegg, Hebel. Bilder aus seinem Leben. Stuttgart 1954, Abb. 6).

[3]) Gerichtsarchiv W 6, Protokolle des Fünfergerichts 1567—1584. Staatsarchiv Basel.

[4]) Es ist schwerlich an der Angabe von Dr. G. Ryhiner zu zweifeln, weil 1767 der Sohn Hans Jakob Iselin (1742—1831) von Steinmetz Rudolf Biermann das oberhalb an den Flachsländerhof anstoßende Haus (Petersgasse 48) erwarb, wohl um seinen Eltern nahe zu sein.

[5]) Sie starb hochbetagt und wurde am 19. September 1787 zu St. Peter bestattet.

[6]) Unter dem „alten Stickelberger im Schaf" war ein reicher Kleinbasler, Johann Rudolf Stickelberger, Küfermeister an der Obern Rebgasse, im Hause zum Schaf (heute Altersheim „zum Lamm", Rebgasse 16) gemeint, der wie noch heute mancher Basler sein Schöpplein Markgräfler am liebsten an der Quelle trank.

[7]) Günttert war allerdings 1821 verstorben und Friedrich Wilhelm Hitzig seit 1818 Pfarrer in Auggen, von 1828 an Dekan in Lörrach, † 1849.

[8]) Maria Magdalena Petersen, getauft am 10. April 1766 zu St. Elisabethen in Basel. Ihr Vater, Niklaus Petersen, war ein gebürtiger Däne von der Insel Alsen; ihre Mutter, Maria Charlotte Werdenberg, gehörte einem in Basel und seiner nächsten Nachbarschaft seit alters ansäßigen Geschlecht an.

Benützte Quellen und Druckwerke

Historisches Grundbuch der Stadt Basel. Staatsarchiv Basel. (Faszikel: Totentanz, Petersgasse, Liegenschaften vor dem St. Johanntor).

Tauf-, Ehe- und Sterberegister 1700—1850. Staatsarchiv Basel.

Nachlaß Dr. Achilles Lotz. Privat-Archive 355 C. Staatsarchiv Basel.

Friedr. Weiss-Frey, Heinrich Iselin von Rosenfeld und sein Geschlecht. Basel 1909.

J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel 1860.

Fritz Liebrich, J. P. Hebel und Basel. Auf den 100. Todestag J. P. Hebels herausgegeben im Auftrag der Kommission zur Förderung des heimischen Schrifttums. Basel 1926.

K. E. Hoffmann, Basler Dichterstätten. Im Auftrage der Kommission zur Förderung des heimischen Schrifttums in Basel herausgegeben. Basel 1934.

Wilhelm Altwegg, Johann Peter Hebel. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Der illustrierten Reihe 22. Band.) Frauenfeld/Leipzig 1935.

Wilhelm Altwegg, Das Basler Hebel-Häuschen in erneuerter Gestalt. Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten" vom 5. Mai 1957, No. 18.

Hebelland in der Schweiz

Von Otto Kleiber, Basel

„z' Basel an mim Rhi, jo dört möcht i si . ." singen die Schülerinnen der Petersschule an jedem 10. Mai bei der Feier vor dem Hebeldenkmal am Petersplatz. Sie ist ganz „ihre" Feier, mit Eifer werden reizende Einladungen dazu gezeichnet und an Tanten und Großmütter, und wen sie sonst noch gerne dabei sähen, verschickt.

Betrachten sie doch Johann Peter Hebel als ihren Schulpatron, denn er ist ja auch einmal in die Gemeindeschule zu St. Peter gegangen und nachher in die Münsterschule, und die „Töpli" hat er bis ins Alter nicht vergessen. Er war eben ein Gemütsmensch.

Darum müssen die Lehrer und Lehrerinnen den Dichter des Basler Stadtliedes den Kleinen nicht erst nahebringen. Wenn sie nicht schon auf Mutters Schoß staunend dem „Mann im Mond" und dem „Spinnlein" gelauscht haben, dann fanden sie diese und all die andern Gedichte schon in den frühen Lesebüchern. Und kein Lehrer kann sich heute noch bei den Buben beliebter machen, als der, welcher ihnen in einer Zwischenstunde, statt Prozentrechnungen oder unregelmäßigen Verben ein paar Streiche des Zundelfrieders und seiner Kumpane aus dem „Schatzkästlein" vorträgt. Und sind auf der Oberstufe nicht alle reif genug, die „Vergänglichkeit" ganz zu erfassen, so bekommen sie doch eine Ahnung davon, wie es möglich ist, auch tiefsten Gedanken in der Mundart dichterisch Ausdruck zu verleihen.

So blieb in Familie wie in Schule Hebels Andenken in Basel stets lebendig. Und als der hundertste Geburtstag des Dichters nahte, da taten sich eine Reihe von Bürgern zusammen zu einer Ehrung in dauernder Form. Sie riefen die „Basler Hebelstiftung" ins Leben. Es war eine Lieblingsidee des alternden Dichters gewesen, an jedem zehnten Mai den zwölf ältesten Mannen seines Heimatdorfes Hausen im Wiesental einen Schoppen Markgräfler zu stiften. Ein Bankkrach in Mannheim verhinderte die Durchführung dieser freundlichen Absicht. So griffen denn die Basler Hebelfreunde im Jubiläumsjahre 1860 mit ihrer Gründung diese Idee auf. Und aus dem „Hebelschoppen" wurde schon ein Jahr später das „Hebelmähli", das an des Dichters Geburtstag in Hausen die Basler und die Markgräfler Hebelfreunde vereint in fröhlicher Tafelrunde, die davon zeugt, wie echte Volkspoesie in den Herzen lebendig bleibt. Jahr für Jahr fand, wenn nicht Krieg die Grenzen sperrte, diese Demonstration des friedlichen Herzens im Hebeldorf statt. Die „zwölf alten Mannen" von Hausen sind die Gäste der Stiftung, und die Rede eines Baslers auf sie bildet stets den Mittelpunkt dieser heimeligen Dichterehrung, bei der auch vier der besten Hausener Schüler Hebels Gedichte aus der Hand des Stiftungspräsidenten entgegennehmen und außerdem zwei Bräute oder jungverheiratete Frauen des Jahres eine Aussteuergabe. Seit 1935 wird bei diesem Anlaß auch der Träger des „Hebelpreises" verkündet, den der Staat Baden-Württemberg Persönlichkeiten des oberrheinischen Schrifttums deutscher Sprache, ohne Rücksicht auf die Landesgrenzen zuspricht.

Johann Peter Hebel bewahrte seiner Geburtsstadt, in der er „im Buebekamisol" sich in den alten Gassen und auf dem Petersplatz „wie ne freie Spatz" getummelt und als Jüngling so „manches proteusische Stündlein verbracht" hatte, zeitlebens ein liebes Gedenken. Nicht nur in der „Erinnerung an Basel", in der er die Stätten seiner Jugend poetisch reizvoll umschreitet, und die in der

Vertonung von Franz Abt zum Stadtlied geworden ist, sondern auch in manch anderem der Alemannischen Gedichte gedenkt er der Rheinstadt in herzlichster Weise. Am ergreifendsten wohl in der „Vergänglichkeit“:

„Isch Basel nit e schöni, tolli Stadt?
's sin Hüser drin, 's isch mengi Chilche nit so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf nit so viel Hüser. 's isch e Volchspiel, 's [wohnt
e Richtum drin, und menge brave Her und menge, woni gchennt ha, lit scho lang im Chrützgang hinterm Münsterplatz und [schloft.
's isch eithue, Chind, es schlacht emol e [Stund,
goht Basel au ins Grab und streckt no do und dört e Glied zum Boden us, e Joch, en alte Thurn, e Giebelwand, es wachst do Holder druf, do Büechli, Tanne dört, und Moos und Farn, und Reiger sitze druf. 's isch schad derfür. — “

Die Erinnerung an manchen Basler Namen seiner Zeit verblaßte in Hebel nie. Ob es nur Scholer mit der großen Nase in seiner Bude auf der Rheinbrücke war oder der gelehrte Ratschreiber Isaac Iselin, das „Eiermeitli“ oder der berühmte Botaniker Lachenal, der den eifrig botanisierenden Dichter besonders interessierte. Und bei keinem Besuch unterließ er den Gang zum Grab der Majorin Iselin, der Dienstherrin seiner Eltern. Und wenn er im Unterland baseldeutsche Töne hörte, kam sein Herz in Wallung. So damals, als er den Graveur Hueber aus Basel kennen lernte und mit ihm in der Erinnerung durch alle Gassen und Gäßlein der Rheinstadt schlüpfte. „Am Ende gestand er, daß ich Basel besser kenne, als er.“

Als der Dichter für sein „Wälderbüblein“ auf die Verlegersuche ging, dachte er in erster Linie an Basel. Aber die Verhandlungen mit Flick brachen kurz ab, er zeigte kein Verständnis für das Neue und Eigenartige der Alemannischen Gedichte. Auch beim Drucker Haas verwendete sich Freund Günttert in Weil vergeblich, weil er nur gegen Bezahlung drucken wollte. Das trug Günttert für sein Bemühen nur die ärgerliche Bemerkung Hebels ein: „Dunderschieß, han is denn nit gseit, daß der Haas keini Eier leit?“ Aber während der Subskribentensuche gab er dem Bruder aus dem Proteuserbunde doch noch den Wink: „Vielleicht trümmelt dir da und dort auch ein Böppi ins Netz!“. Nur ein kleiner Trost in der Enttäuschung war es, daß wenigstens das Papier für die Erstausgabe aus der Fabrik des Baslers Kolb in Schopfheim stammte. Wie Hebel in seinen „Marktweibern“ ungescheut Kritik übt am städtischen Leben, so hat er den Charakter der Basler wohl zu treffen gewußt. Als er hörte, daß Haas Gipsporträts von ihm für 6 Livr. verkaufe, bat er Freund Hitzig in Rötteln, ein Exemplar für ihn zu erstehen und fügte bei: „Es ist ganz baslerisch, daß er ohne mein Wissen Handel mit mir treibt, und daß ich mich selber bey ihm kaufen muß, wenn ich mich haben will, statt daß er mir mit Ehren und ohne Schaden einige Abgüsse hätte zuschicken wollen.“ Er wußte Basel und Basler, Stadt und Städter wohl auseinander zu halten. Daß man den Dichter schon so bald „in Gips“ kaufen konnte, zeigt den Erfolg, den seine Gedichte dies- und jenseits des Rheins fanden. Flicks Filialleiter in Aarau, Sauerländer, gab 1820 die erste schweizerische Ausgabe heraus.

Und wenn „der Winkel zwischen dem Fricktal und dem ehemaligen Sundgau“, die „Suppenschüssel zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen“, das Oberland und Basel, Ort und Gegend dem Dichter „die liebsten zwischen allen Meridianen und Parallelzirkeln des großen Erdenrundes“ waren, so zog er gerne das übrige Schweizerland mit in diese Liebe ein. Er ist auf klei-

J. P. Hebels Flucht nach Riehen, am 6. November 1796

neren und größern Wanderungen und Fahrten in ihm eingekehrt, und einmal, in den Kriegswirren von 1796, suchte er hinter der Schweizergrenze, in Riehen, Schutz vor dem Getümmel der sich zurückziehenden französischen Armee. „Zum Glück hatten wir den Schweizer Boden nahe." Dieser Boden war ja freilich schon dem Lörracher Präzeptoratsvikar immer nahe gewesen, wenn er abends „die Stettemer Matten herab" ins Pfarrhaus Weil am Fuße des Tüllinger Hügels eilte, zu vertrauter Aussprache mit den Pfarrleuten Günttert — Fecht und vor allem mit der Jungfer Gustave Fecht, der Herzensfreundin, mit der er bis ans Lebensende verbunden blieb und Briefe tauschte, die zu den köstlichsten im Briefschatz der deutschen Literatur gehören.

„Wo man gerne wäre, dauert's nur kurz", meinte Hebel, wenn er jeweilen in die Heimat seines Herzens reiste. Das gilt auch für seine Fahrten ins Schweizerland hinein. Er wanderte über Basel in die Juratäler, stieß etwa auch, ein Goldstück für die Hinreise im rechten, und eins für die Rückreise im linken Gilettäschlein, weiter in schweizerische Gaue vor. Das Ziel, der Rigikulm, wurde freilich nicht erreicht, weil das Geld rechts schon aufgebraucht war. Im Jahre 1805 aber unternahm er, als Führer zweier Herrensöhne, eine Reise, die ihn ins Herz der Schweiz führte. Der Weg ging den Rhein, „Gotthards große Bueb", aufwärts nach Schaffhausen an den Rheinfall, dann durch den Thurgau und über Winterthur nach Zürich, wo es sich recht wohl leben

ließ, und wo der Dichter auch dem Denkmal Salomon Gessners, des Geistverwandten, einen Besuch abstattete. In der Hohlen Gasse in Küßnacht sprach dann die Schweizer Vergangenheit mächtig auf die fremden Gemüter ein:

„Ans Wilhelm Telle Freiheitshuet
hangt menge Tropfe Schwizerbluet"

In Interlaken sahen sie, wie „d'Sunn am Schwitzerschnee" glänzt, und in Grindelwald führten Gletscher und Lawinen ihre mächtige Sprache. Auf der Rückreise hielten sie sich zwei Tage in Bern auf, und durch den Jura erfolgte die Rückreise nach Basel, wo Hebel seinen Begleitern die ihm wohlvertrauten Sehenswürdigkeiten der „größten Stadt der Schweiz" zeigte: Rathaus, Münster, Kreuzgang, Konzilssaal und Pfalz, deren Aussicht er so lieblich besungen hat.

Diese Reise von der Dauer eines Monats gab dem Dichter das Wohlgefühl von einst: „Man fühlt, daß man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abend auf einem andern Ast sitzt." Vor allem aber vermittelte sie ihm tiefe und nachhaltige Eindrücke von Land, Natur und Volksart der Schweiz. Er hat sie in seinen Hausfreund-Geschichten wohl zu verwerten gewußt, in den belehrenden wie in den rein erzählenden Stücklein, man denke etwa an „Große Schneeballen", „Schreckliche Unglücksfälle", „Zustand von Europa", „Die gute Mutter", „Jakob Humbel" und andere. Der Alemanne fühlte sich im stammverwandten Lande stets wie daheim.

Am 16. Jenner 1825 schrieb Hebel aus Karlsruhe an Jungfer Gustave in Weil: „In noch 5 Jahren bin ich 70. Alsdann bitte ich um meinen Ruhegehalt und komme heim. Ich bin bekanntlich in Basel daheim, vor dem Sandehansemer Schwiebogen das zweite Haus. Selbiges Häuschen kaufe ich alsdann um ein paar Gulden — aber ich bin kein Burger! — also miethe ich es, und gehe alle Morgen, wie es alten Leuten geziemt, in die Kirchen, in die Betstuben, und schreibe fromme Büchlein, Traktätlein, und Nachmittags nach Weil, wie der alte Stickelberger im Schaf."

Es ist nicht zu dieser Heimkehr gekommen. Schon im nächsten Jahr verließ er diese Welt für immer. An seinem Sterbebett stand eine Baslerin und pflegte ihn, die Frau von Garteninspektor Zeyher, bei dem Hebel, auf seiner letzten Inspektionsreise in Schwetzingen, krank eingekehrt war.

„Selbiges Häuschen" aber am Basler Totentanz Nr. 2 steht unversehrt. An jedem zehnten Mai umzieht eine grüne Girlande die Broncetafel über der Haustür, die verkündet:

J o h. P e t e r H e b e l
hier geboren
X. Mai MDCCLX

Das Haus haben die Basler unter Denkmalschutz gestellt. Seine jetzigen Besitzer, treue Hebelfreunde, pflegen und hüten es aufs beste. Von der Laube auf der Rückseite aus schweift der Blick über den Rhein hinweg ins Markgrafenland, in die seit alters mit Basel verbundene Heimat des Dichters, an der er ebenso treu hing, wie er den Stätten seiner Jugendheimat lebenslang herzliche Anhänglichkeit bewahrte.

Von der Rötteler Kapitelschule zum Pädagogium[1] und Hebelgymnasium in Lörrach

Von August Baumhauer, Lörrach

So groß und berechtigt auch die Freude und Genugtuung bei allen Freunden des Hebel-Gymnasiums über den Neubau ist, den die Schule nun bezieht, so beschleicht uns Lehrer und die ehemaligen Schüler doch auch ein wenig Wehmut, da wir unser altes „Schiff" aufgeben, in dem seit 1761, also seit 200 Jahren, viele Generationen von Schülern ihre humanistische Bildung erwarben, dessen Mauern und Bänke von Schülerfreud und Schülerleid gezeichnet sind, in dessen Räumen zahlreiche, ihrer hohen Aufgabe bewußte Lehrer mit Hingabe und Idealismus unterrichteten. Wegen seiner dem Barock eigenen feinen Stufung und zugleich Kreuzung der ornamentalen Bestandteile, wegen der Harmonie der Fassade hat der Kunsthistoriker Pfister unser Schulhaus, das unter Denkmalschutz steht, zu den besten Alt-Lörracher Bauten gerechnet. Und diese Harmonie war nicht nur Fassade, sie herrschte auch stets in durchaus humaner Weise zwischen Lehrern und Schülern im Innern des ehrwürdigen Gymnasiums. Wenn nun auch unser bisheriges Schulhaus, Basler Straße 143, das einst für eine Tabakmanufaktur erstellt worden war, jedoch noch vor der Vollendung zum Schulhaus umgebaut wurde, seit zwei Jahrhunderten schon dem damaligen Pädagogium als dem Vorläufer des Hebel-Gymnasiums diente, so müssen wir uns doch noch weitere zwei Jahrhunderte zurückversetzen, um die ersten Anfänge der Schulgründung zu belegen.

Lörrach war nur ein unbedeutendes Dorf, als nach dem Aussterben der Freiherrn von Rötteln im Jahr 1315 die Markgrafen von Hachberg-Sausenberg deren Erbschaft antraten und ihren Sitz nach der Burg Rötteln im Wiesental verlegten. Der bedeutendste Fürst dieses Geschlechtes war Markgraf Rudolf III., der 64 Jahre lang segensreich regierte. Er erbaute 1401 die schöne Kirche zu Rötteln, in deren Gruft er 84jährig im Jahr 1428 beigesetzt wurde. Markgraf Rudolf erhob die Rötteler Kirche zur Kapitular- und Konventualkirche; die Geistlichen der Umgegend bildeten das Ruralkapitel, also zum Unterschied von den Domkapiteln ein Landkapitel. Der Markgraf richtete ferner an drei Altären seiner Kirche Meßstiftungen für sein und seiner Gemahlin Seelenheil ein und dotierte sie 1418 mit den Einnahmen aus verschiedenen Dörfern, mit Einkünften aus Bodenzinsen, aus Frucht- und Weinzehnten, aus den Abgaben von Nüssen, Hühnern und Eiern. Es ist zwar nicht belegt, aber wohl zu vermuten, daß das Röttler Kapitel schon damals durch Unterricht, auch im Lateinischen, für die erste Heranbildung geistlichen Nachwuchses bemüht war.

Im Jahr 1503 starb der letzte Hachberger, und die Markgrafen von Baden wurden Landesherren. Als Markgraf Karl II. von Baden-Durlach dann im Jahr 1556 in seinen oberen Landen die Reformation nach lutherischer Lehre einführen ließ, wurde ein Basler Professor, Thomas Grynaeus, evangelischer Pfarrer zu Rötteln. Da nun die Meßstiftungen ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet waren, wurden ihre Einkünfte anderer Verwendung zugeführt: der Besoldung der evangelischen Geistlichen, der Ausbildung junger Theologen, die in Basel studierten, und dem Schulunterricht. Zunächst wurde eine deutsche Schule in Rötteln eingerichtet, die von Theophil Grynaeus, dem Sohn des Pfarrers geleitet wurde, und kurze Zeit darauf die „Lateinische Roettelische Landschule", die

[1] Übernommen mit frdl. Genehmigung aus der Festschrift der Vereinigung der Freunde des Hebel-Gymnasiums Lörrach (1960)

Das alte Hebel-Gymnasium in Lörrach

allererste Vorläuferin unseres Hebel-Gymnasiums. Die Buben aus der ganzen Gegend, die den Beruf als Geistlicher oder Beamter ergreifen wollten, erhielten dort ihre erste Ausbildung. 1613 versah ein Diakonus die Lateinschule, die hochentwickelt gewesen sein muß, denn er lehrte Latein, Griechisch, Hebräisch sowie Logik und Rhetorik, Poesie und Musik.

Furchtbar wütete in den Jahren 1610, 1629 und 1634 die Pest im Markgräflerland, das dazu noch unter Raub und Brandschatzung durch plünderndes Kriegsvolk aller Nationen, die in den Dreißigjährigen Krieg verwickelt waren, entsetzlich zu leiden hatte. Viel Markgräfler Volk suchte und fand Zuflucht in Basel; der Landesherr selbst hielt sich dort auf. Die Rötteler Landschule muß in den unaufhörlichen Kriegswirren allmählich eingegangen sein. Als dann aber Markgraf Friedrich V. von Baden-Durlach nach Beendigung der Kriegshandlungen seine Herrschaften Badenweiler, Rötteln und Sausenberg aufsuchte, um sich an Ort und Stelle ein Bild zu machen von den furchtbaren Verwüstungen und Greueln, welche die langen Kriegsjahre hervorgerufen hatten, beschloß er im Jahr 1650 die Neugründung der Schule bei seiner Burg Rötteln. Weil sie der Leitung und Verwaltung des Rötteler Landkapitels unterstand, wurde sie von nun an meist als Kapitelschule bezeichnet; sie blieb für lange Zeit die einzige höhere Schule im badischen Oberland, in der Latein gelehrt wurde. Die erste Einführung in die lateinische Sprache erhielten seltensamerweise um 1650 die Pfarrers- und Beamtensöhne in einer Lateinschule im Dorfe Binzen; sie bezogen dann von Binzen aus die Rötteler Kapitelschule. Diese entwickelte sich recht gut unter der Leitung des Präzeptors Spieß, so daß schon 1653 ein Examen abgehalten werden konnte, „bei dem die Herren Pastores und Parentes, so ihre Knaben bei der Rötteler Schule habend", zugegen waren. Die Schule im Rötteler Kapitelhaus wuchs und brauchte zum Magister primarius noch einen secundarius; im Auftrag des Markgrafen übte der Dekan des Kapitels die Aufsicht aus.

Kaum waren 27 Jahre einer wenn auch nicht ganz ungestörten Friedenszeit vergangen, als eine neue Wendung in der Geschichte der Schule eintrat. Das Jahr 1678, in dem die französischen Truppen des Marquis de Boufflers und des Herzogs von Choiseul das Rötteler Schloß zerstörten, wurde entscheidend für die wenige Jahre später erfolgende Erhebung des Dorfes Lörrach zur Stadt wie auch für die weitere Entwicklung der Markgräfler Kapitelschule, die nun mit allen Behörden heimatlos geworden war und nach Lörrach übersiedelte. Schon am 29. Januar hatten die Franzosen im Weiler Rötteln das Pfarrhaus und das Kapitelhaus mit der Schule in Brand gesteckt, so daß die Geistlichkeit und die Lehrer obdachlos wurden, und am 20. Juni eroberten und zerstörten sie das Schloß selbst nach dreitägiger Belagerung und Beschießung. Wieder bot die sichere und reiche Stadt Basel den heimatlosen markgräflichen Beamten und der Kapitelschule, die dort notdürftig weitergeführt wurde, für eine Übergangszeit ein Asyl. Nur ein Lehrer, der Diakon von Wieslet, marschierte jeden Dienstag etwa sieben Stunden weit nach Basel, unterrichtete drei Tage und versah dann wieder sein Pfarramt. Um wieder einen geordneten Unterricht zu ermöglichen, schlug der damalige Landschreiber der Herrschaft Rötteln, Dr. Praun, in seinem Bericht an das Geheime Ratskollegium am 29. September 1679 vor, man möge in Lörrach ein Kapitelhaus „de novo" erbauen oder ein solches kaufen; die lateinische Schule „samt den praeceptoribus und studiosis" aber solle auch nach Lörrach verlegt werden, „welches auch sonst der studierenden Jugend vieler triftlichen Ursachen halber sehr gut wäre". Dieser Rat wurde

erst einige Jahre später in die Tat umgesetzt. Aus dem Bericht des Lörracher Stadtpfarrers, des Dekans oder sog. Spezials Weiniger, vom Juni 1691 wissen wir, daß das Haus Herrenstraße 10 vom Kapitel erworben wurde und daß hier auch die Schule untergebracht wurde. Zwei Praeceptores unterrichteten in zwei Klassen, von denen jede wieder in zwei Curias, inferiorem et superiorem, eingeteilt war. Dekan Weiniger ist voll des Lobes über die zum dritten Mal errichtete Kapitelschule; er rühmt unter anderem die „artliche Musik", die hier betrieben wurde, „daß man sich deren auch vor hohen Standespersonen nicht zu schämen hatte", und sagt voll Stolz, daß die Lörracher Scholares, wenn sie später aufs Gymnasium nach Durlach kämen, dort oft gleich die oberste Klasse besuchen könnten. Es gab aber bald auch andere Stimmen, welche beanstandeten, die Lehrer hätten zu viele Lehrfächer, deshalb kämen die Kinder nicht recht vorwärts und lernten wohl „in multis et omnibus aliquid", jedoch „in toto nihil", d. h. zwar vielerlei, jedoch nichts gründlich. Um gegenüber dieser herben Kritik Abhilfe zu schaffen, wurde 1715 ein dritter Lehrer eingesetzt „sub titulo prorectoris", und damit wurde die Kapitelschule nun zum fürstlichen P ä d a g o g i u m erhoben. Der Unterricht dauerte von acht bis zehn und von ein bis drei Uhr, bald auch noch von zehn bis elf. Deutschen Unterricht gab es zunächst noch nicht; allbeherrschend war das Latein; Griechisch wurde nur getrieben, um das neue Testament zu lesen. Die Schülerzahl schwankte zwischen 16 und 24.

Die Schulstatuten des fürstlichen Pädagogiums in Lörrach wurden am 18. Dezember 1719 von Serenissimus persönlich in allen Einzelheiten festgelegt. Sie gewähren einen vorzüglichen Einblick in den auf Gottesfurcht und Achtung vor der Autorität gegründeten Lehrgang, der neben der Vermittlung eines soliden, genau festgelegten Wissens dennoch auch der freien Initiative von Lehrern und Schülern genügend Spielraum ließ. In einem pädagogischen Werk von 1691 war die für jene Zeit umwälzende Forderung aufgestellt worden: „Man sollte eher einen Schüler aus den oberen Klassen zierlich teutsch als unzierlich griechisch oder in einem abgeschmackten lateinischen Carmine perorieren (d. h. vortragen) lassen." So ist denn auch der fortschrittliche Geist in den Lörracher Schulstatuten zu bemerken durch die Forderung: „Es sei die teutsche Sprache selbsten, sowohl in Prosa, als auch ligata, d. h. in der Dichtung zu excolieren (zu pflegen)." Bis dann allerdings neben Latein, Griechisch und Deutsch auch noch Französisch, Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie als sog. „galante" Fächer entsprechend gepflegt und dem theologischen Unterricht gegenübergestellt wurden, vergingen noch Jahrzehnte. Vom Rechnen heißt es noch in der Schulordnung von 1719 nur, es könne zur gelegenen Zeit mitgenommen werden. Daß die Kinder rechnen lernten, hielt man damals vielfach für überflüssig.

In den Statuten fällt uns die modernere Betonung des verstandesmäßigen Lernens auf im Gegensatz zum reinen Auswendiglernen, wie es an der mittelalterlichen Schule betrieben wurde. Es ist der neuzeitliche Geist, wie er in der Pädagogik eines Christian Weise und August Hermann Francke in Sachsen seinen Ausdruck findet und ein lebendiges Verständnis des Stoffes verlangt an Stelle eines toten Gedächtnislernens. So gebietet der Markgraf: „Die Docentes unseres Pädagogii haben sonderlich darauf zu sehen, wie sie in allen lectionibus sacris et profanis nicht soviel auf die Wort des Praecepten und auf überflüssiges Memorierungstreiben Wert legen, als vielmehr den wahren Sinn derselben erklären und die praktische Anwendung dero Jugend darlegen sollen, denn dadurch sie die Sache viel besser begreifet und wird die Urteilskraft geschärfet."

Der Landesfürst sah ganz besonders auf straffe Schulleitung und strenge Pflichterfüllung bei Lehrern wie Schülern. Häufige Inspektionen und Prüfungen fanden statt; von den Ferien aber meinte er: „Alldieweilen die Ferien zu nichts anderes als dem schädlichen Müßiggang Anlaß geben, sollen selbige möglichst vermieden werden!" Was würden unsere heutigen Schüler sagen, wenn sie verpflichtet würden, sich in den wenigen Ferientagen zu Hause „still und fromm" zu verhalten, wenn sie „kein Brot, Obst oder essend Waren" mit in die Schule bringen dürften und sich „des Badens in denen kalten Wassern und all' anderer verderblicher und dem Studieren hinderlicher Dinge" enthalten sollten? Der markgräfliche Landesvater kannte die Schwächen der Jugend sehr wohl, wenn er in langen Ausführungen auf die moralischen Pflichten hinweist, die der Besuch der Höheren Schule auferlegt. „Dieweilen alle Wissenschaften bei Ermangelung der Tugenden und andern anständigen Sitten ein unvollkommen Wesen und, wie es die Erfahrung bezeuget, mehr schädlich als nützlich und vorträglich sind, so solle nicht weniger die studierende Jugend mit allem Eifer zu diesem angeführet werden. Hingegen solle von der Jugend aller Mutwill, üppig Schwelgen und andere Unmäßigkeit, auch Lügen, Trügen und in summa alle andern Laster, das unordentlich Auslaufen in Wirtschaften und Spielplätze, das nächtlich Schwärmen und Johlen, Graggelen und Balgen auf den Gassen abgewendet und die Übertreter mit empfindlicher Straf angesehen werden." Der Landesvater ermahnt seine Schuljugend, sich unflätiger Reden und Gebärden, Zoten und Narrenpossen zu enthalten, die Mitschüler nicht zu schlagen, zu schmähen, ihre Kleider, Bücher oder Schreibzeug, aber auch das Schulgebäude, die Klassenzimmer und die Fenster zu schonen. Ist die Schule aus, so sollen sie „ohne alles Lärmen, großes Gepolter und Geräusch" geradenwegs nach Hause gehen. „Daheim oder anderswo soll der Schüler nichts aus der Schule schwätzen, noch seine Praeceptores oder Mitschüler bei seinen Eltern oder Pflegern verunglimpfen oder beschimpfen." Auch die Lehrer werden vom Markgrafen streng gemahnt, ein mäßiges und exemplarisches Leben zu führen, keinerlei Zwietracht oder Mißhelligkeiten aufkommen zu lassen. „Sie sollen", so heißt es in den Lörracher Statuten, „an der dem Dozieren gewidmeten Zeit im geringsten nichts säumen, sich mit dem Glockenschlag in ihrem Auditorio bei der Jugend einfinden, daselbst bis zum Ende der anvertrauten Stunde persönlich verharren und durch ihre Privathaushaltungsgeschäfte und andere sich an der Verrichtung des Schulamts durchaus nicht hindern lassen!"

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die lange Reihe der Bestimmungen zu besprechen, die alle noch in den Statuten des Pädagogiums von 1719 enthalten sind und uns Aufschluß geben über interessante Einzelheiten des pädagogischen Wirkens jener Zeit. In der Zeitschrift „Das Markgräflerland", Jahrgang 1954, habe ich ausführlich darüber berichtet. Durch die Befolgung dieser Statuten hatte nun das aus der früheren Kapitelschule zu Rötteln hervorgegangene Lörracher Pädagogium, das seit 1697 in der Herrenstraße 10 untergebracht war, eine neue, straffere Ordnung erhalten. Das Ansehen der Schule festigte sich wieder, wenngleich ihre Aufgabe nur darin bestand, Schüler im Alter von 10 bis 16 Jahren zum Übergang auf das Gymnasium in Durlach resp. Karlsruhe vorzubereiten. Die Schule sollte eben nur ein Pädagogium bleiben, und so wurde z. B. einem Prorektor ausdrücklich untersagt, sich Gymnasiumsdirektor zu nennen. Sehr wechselnd war allerdings die

Faksimile einer Klassenliste J. P. Hebels mit trefflichen Beurteilungen der Schüler vom J. 1783 (Im Besitz des Hebel-Gymnasiums Lörrach).

consignatio discipulorum.

Mores	Studium	Ingenium
mores candidi	studium multum	Ingenium felix
Puer alacrior	domesticas lectiones sat bene discens, scholasticis non item attendens	ingenio linguis quam sequentibus discendis accommodatiore
Ridendo vitam consumit.	memoriter discit unicum, quod per naturam potest.	Viribus ad intelligendum omnino destitutus.
mores soluti	literis quidem non studuit.	ingenium, si coleret, datum
loquax, mendax, edax.	pluribus literarum generibus infestus.	ingenio, ut videtur non sterili.

ad d. 23. Septembr.

1783.

exhibentur

ab

Joan. Petr. Hebel. Vicar.

Schülerzahl, die zeitenweise so gering war, daß der Prorektor sogar aufgefordert wurde, in die nahe Schweiz zu reisen, um dort weitere Schüler zu gewinnen. Die ständigen Kriegswirren waren für den Schulbesuch sehr hinderlich; so zählte das Pädagogium im Jahr 1737 noch ganze neun Schüler und war am Eingehen. Nach diesem Tiefstand blühte die Schule aber doch bald wieder auf, so daß im Jahr 1759, als das alte Kapitelhaus sich als zu klein erwies, das Gebäude der Tabakmanufaktur erworben und bis 1761 zum Schulhaus ausgebaut wurde. Im unteren Stock wurden vier Lehrerwohnungen eingerichtet, im zweiten Stock vier Klassenzimmer und ein sog. Auditorium, die Aula. In diesem Hause lehrte seit dem 17. Mai 1783 der 23jährige Präzeptoratsvikar Johann Peter Hebel. Der Dichter bewohnte wahrscheinlich im zweiten Stock das Zimmer am südlichen Ende des Flurs. Er wurde der Lehrer der zweiten Klasse und gab außer Religion 12 Wochenstunden Latein, 2 Stunden Geschichte, 2 Geometrie und eine Wochenstunde Deutsch. Hebel lebte in Lörrach bis zum Herbst 1791. Am 13. November verabschiedete er sich von der Lörracher Gemeinde und von seinen Schülern, um sein neues Amt am Karlsruher Gymnasium anzutreten. In diesen Jahren von 1783 bis 1791 schwankte die Zahl der Schüler zwischen 34 und 60, „welche Zahl", wie es in einem Bericht des Kapitels vom 6. April 1790 heißt, „doch sichtbar für vier Lehrer sehr gering ist". Und im Jahr darauf heißt es in einem weiteren Bericht, „daß die vier Lehrer sehr erleichtert seiend und ein ruhiges Leben führen können".

Bis zum Jahr 1839 behielt das Lörracher Pädagogium auf Grund der Statuten von 1719 ungefähr dasselbe Lehrziel und denselben Lehrplan bei. Dann allerdings beginnt ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der Schule, als sie sich eine sogenannte Bürgerschule angliedert und sogar der bis dahin verpönte Turnunterricht eingeführt wurde. Das Pädagogium hatte in seinem Bestand sehr unter den Nöten der Revolutions- und Koalitionskriege zu leiden bei den wiederholten Durchzügen verschiedener Truppenteile und den damit verbundenen Einquartierungen. 1797 war der Saal der Schule, das Auditorium, mit Soldaten belegt; oft konnten auswärtige Schüler den Unterricht nicht besuchen, weil französische Vorposten sie nicht passieren ließen. Das Schulhaus wurde vielfach beschädigt. 1807 hatte das Pädagogium wieder ungefähr dieselbe Schülerzahl wie zu Hebels Zeiten. Im Jahr 1790 hatte Hebel an seine vorgesetzte Behörde Reformpläne eingereicht, die darauf abzielten — wie er schrieb — „den Unterricht für die nicht studierenden jungen Leute ertragreicher zu gestalten, ohne die studierenden zu verkürzen oder aufzuhalten". Sie zeigen uns, daß der Dreißigjährige klare und wohl begründete pädagogische Anschauungen hatte, denen er zeitlebens treu geblieben ist. Was Hebel damals mit seinen Vorschlägen hatte anbahnen wollen, erwuchs jetzt in anderer Form im Jahr 1839 durch die Errichtung der Bürgerschule, einer Oberstufe der Volksschule, die nicht wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte.

1854 wurde das außen und innen schadhafte Schulhaus für 2000 Gulden instandgesetzt. Die Schülerzahl betrug damals 115, für eine fünfklassige Schule in jener Zeit recht viel. Im Jahr 1871 wurde die Bürgerschule in ein sechsklassiges Realgymnasium umgewandelt, in dem das Latein beibehalten wurde. Daneben bestand das Pädagogium noch weiter mit griechischem Anfangsunterricht. Es trat jetzt zum ersten Mal der Fall ein, daß der Leiter der Schule, Direktor Eisen, kein Geistlicher war, sondern ein klassischer Philologe. Vorher schon waren öfters Laien als Professoren für alte Sprachen und Mathematik ernannt worden. Die einstige Kapitelschule, die aus geistlichem

Stiftungsvermögen unterhalten wurde und von Geistlichen geleitet worden war, war somit verstaatlicht. In dieser Zeit der historisch-intellektuellen Erziehung empfand man in Lörrach den Mangel, daß man im ganzen Hochrheingebiet zwischen Konstanz und Freiburg nirgends eine Schule hatte, die zur Hochschulbildung führte, immer bitterer. Endlich erreichte man im Jahr 1881, daß der Landesherr das Pädagogium zu einem siebenklassigen Progymnasium erhob, dem dann nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten 1883 auch noch die Unter- und die Oberprima angeschlossen wurden. So hatte sich denn die ehrwürdige Markgräfler Kapitelschule über das Pädagogium hinweg zur Vollanstalt des humanistischen Gymnasiums entwickelt, das im 100. Todesjahr Hebels die Auszeichnung erhielt, seinen Namen tragen zu dürfen. Seit 1926 ist es das Hebel-Gymnasium.

Der Bettler

von J. P. Hebel mit hochdeutscher Übertragung von R. Gäng

En alte Ma, en arme Ma,
er spricht ich um e Wohltat a.
E Stückli Brot ab euem Tisch;
wenn's eue guete Willen isch!
He jo, dur Gotts Wille.

In Sturm und Wetter, arm und bloß,
gibore bin i uf der Straß,
und uf der Straß in Sturm und Wind
erzoge arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bin,
und d' Eltere sind gstorbe gsi,
se hani denkt: Saldatetod

Ein alter Mann, ein armer Mann
spricht euch um eine Wohltat an;
von eurem Tisch ein Stücklein Brot
mit milder Hand für meine Not,
ach ja, durch Gottes Willen.

Geboren bin ich arm und bloß,
Gekleidet nur mit Hemd und Hos'
bin auf der Straß in Sturm und Wind
erzogen arm als Bettelkind.
Und als ich ausgewachsen schier,
da starben beide Eltern mir.
Da dachte ich Soldatentod.

Aus dem neuen Reklambändchen Joh. Peter Hebel, Alemannische Gedichte mit hochdeutscher Übersetzung von Richard Gäng. Stuttgart 1960
Kart. 1,30 DM, Lwd. 3,50 DM

Wo der Dengle-Geist in mitternächtige Stunde . . . Zeichg. Glattacker

Zeichg A. Glattacker

Das Wiesental zur Zeit J. P. Hebels

Von Karl Seith, Schopfheim

Einen besseren Begleiter durchs Wiesental zu Hebels Zeiten kann man sich nicht wünschen als seine Gedichte, vorab jenes, das „Feldbergs liebliche Tochter" mit Leben erfüllt und sie mit Lob und Preis schmückend bekränzt.

Droben an der Quelle der Wiese am „Zeiger", wo die Rinnsale vom Haupt des Feldbergs das kurze Gras netzen, rieselt das verborgene Wasser hinunter zum Scheitel, der herwärts das Wiesental vom jenseits sich bildenden Albtal trennt.

Alsbald vereinen sich die unaufhörlich rinnenden kleinen Wasser zum jungen Bach, der nach kurzer Freude des Beisammenseins seinen wilden übermütigen Lauf beginnt, über Felsen hinüber und an Blöcken vorbeischießt, sich durch Engen hindurchzwängt und schäumend und rauschend bald links, bald rechts hinunter durch die Schlucht ins

enge Tal jagt. Ehedem klopfte der Schlägel des Bergmanns auf Silberadern in den Stollen. In der „Poche", weiter talab, wurde das Erzgestein zerkleinert und in Hütten geschmolzen. Die Todtnauer Münze galt etwas im Umkreis am Oberrhein. Flußspatstollen haben den Silberbergbau abgelöst. Kein wimmelndes Menschengedränge störte die heilige Ruhe der hohen Berge, der Weiden und Wälder, wo der Dengelegeist sich zur Erde begibt, seine goldene Sense dengelt, mit den Sonntagskindern freundlich und gütig redet, ihre Fragen mit liebreicher Geduld beantwortet und sie mit guter Lehre entläßt.

„B'halt di Gwisse rein, 's goht über Bsibne un Bsegne"![1])

Über Brandenberg eilt der kleine klare Fluß Todtnau zu, dem lieblichen Waldstädtchen, wo noch nicht Haus an Haus gebaut, das noch nicht mit geraden Straßen durchschnitten ist. Aber Holzhäuser, mit Schindeln verschalt und gedeckt, sitzen an geeigneten Plätzen und Halden und suchen die Sonne. Die alte Gletscherlandschaft schreibt zwingend ihr Gesetz in das Schaffen der Menschen.

Der Silberbergbau lockt sie nicht mehr wie einst. Der Wald ist in die Wohnungen der Menschen gekommen und bietet sich als Helfer an: sie stellen Bürsten her, und alle Glieder der Familie sind als Helfer angespannt und jeder ist eifrig mit seiner Teilaufgabe beschäftigt. Kräftige Burschen nehmen die Fertigware auf ihren Rücken, behängen mit ihr auch die Schultern und gehen ins Land hinaus, um zu hausieren. In Karlsruhe ist's, wo Hebel einem hübschen Burschen auf der Straße begegnet, der mit viel Schuhbürsten, Holzgeschirr und schwarzem Zundel daherkommt. Sofort nimmt er ihn ins Gespräch: „Woher des Lands, und von wannen seid Ihr? — Abbem Schwarzwald! — Nicht genug, gebts besser! — Dort hinten, hinter Freiburg. — Noch nicht genug. Als besser! — Dort bei St. Blasien. — Aus dem Kloster? — Nein, von Schönau. — Aus dem Städtlein? — Nein, von Todtnau! — O du Lichtbube des Proteus, hätt ich ihn mögen umarmen. „Was lebt der Hansjerg in Utzenfeld, und der Klingeli, und gelt, bei der Capelle herwärts Castel ists schön, und sind die Felsen noch nicht bald durchgekniet?" — „Die armen reisenden Herrschaften bekommen einen gewissen weltbürgerlichen Sinn und lernen geschwind das nil admirari (gibt nichts zu bewundern). Wir Angewurzelten bringens nicht so weit!" Noch Jahrzehnte nach seinem Scheiden aus dem Oberland steht aus seiner Jugendzeit das Talbild so lebendig in der sandigen Hardt.

In Todtnau gesellt sich der Stübenbach dazu, der von Todtnauberg her fast 100 m hinabstürzt und danach seine schießende Kraft verliert. Aber er eilt der Feldbergstochter zu, und nun geht es vereint und immer neue Bäche und Bächlein aufnehmend, bald links, bald rechts die Hände reichend, vor nach Utzenfeld und Geschwend. Hier zweigt die Straße ab, die über Präg und die Wacht nach St. Blasien führt, wo Abt Gerbert als weiser Regent für das gemeine Wohl wirkt und mit dem Markgrafen Karl Friedrich in Karlsruhe in freundschaftlichem Briefwechsel steht. In die stille Einsamkeit der ehemaligen Albzelle fuhr Prorektor Günttert mit seiner Familie und dem Hausfreund Hebel im Jagdwagen hinüber. Vielleicht sahen sie dort noch die Reste der alten Verschanzungen, Reste von Baum- und Astverhauen, die die Waldbauern gegen feindliche Einfälle errichtet hatten. Aber das wurde nicht bewußt wahrgenommen, auch nicht die Bedeutung des „Dürrenacker" vor Geschwend, dem Tagungsort der Landsgemeinde des vorderen und hinteren Tales.

Anders aber hier: Bei Schönenbuchen steht die Petruskapelle. In der Gruft ist ein mächtiger gerundeter Steinblock zu sehen mit

Vertiefungen in Form eines klobigen Fußes — Spur des Teufels aus vergeblicher Jagd nach den Seelen von Menschen. Aber seine Macht ist vor Kreuz und Rosenkranz gebrochen, er stampft in ohnmächtiger Wut und fährt ohne Beute von dannen. Diese Überlieferung ist auch Hebel bekannt geworden; daher fragt er den Bürstenhändler, ob der Stein noch nicht durchgekniet sei, denn die Gläubigen verrichten dort knieend ihre Gebete, um vor den Anschlägen des Teufels bewahrt zu werden. Doch nichts erwähnt er von dem mächtigen, 7 m langen und 1½ m hohen Bild, einem Ölgemälde an der Seitenwand, das die wunderbare Rettung der Talbauern in der Sicht auf die ursprüngliche Kirche von Schönau vor einem starken Trupp der Armagnaken — der „Kehlensnyder" — im Jahr 1444 darstellt und zu Ehren des Gottesschutzes der Kapelle geweiht wurde.

Hier, in der schönen Aue rinnen von allen Seiten starke Bäche und Rinnsale zusammen, die zu gewissen Zeiten zu zerstörerischer Verwüstungskraft anschwellen. Die Wiese wird wasserreich. Runde Höcker mit Gletscherschliffen unter der Grasnarbe und Gletschermühlen als Erinnerung an die Eiszeit finden sich in ihrem Bett oder sind im Schutt des hohen Ufers versteckt. Der Weg führte damals rechts des Flusses über den Stich am Kastel, während die Wiese tief in der Schlucht bis Mambach dahinbraust.

Oben auf den Talschultern liegen die Siedelungen der Bergbauern, ein kleiner Dorfkern ist vorhanden, am Rande lockert sich die Reihe und gibt Einzelhöfen Raum. Die Felder schließen sich nach oben an, über ihnen dehnen sich die Weiden mit gewohnten Brunnen und mächtigen Buchen zur Ruhe im Wiederkäuen des Weidviehs. Der First der Bergzüge ist überwölbt von dichten Waldungen. Die Jauchzer der Hirtenbuben geben einander Antwort; aus dem nahen Wald ertönen die Axtschläge der Holzhauer, die ihre Klaffen in die Stämme schlagen. Zuzeiten durchdringt der dumpfe Aufschrei eines gefällten Baumriesen den geruhsamen Frieden des Tales.

Kapellen und Feldkreuze stehen bei Gehöften, an Wegen und Weggabeln und künden frommen Sinn und andächtiges Bemühen um den Segen des Gekreuzigten. An sonnigen Halden blüht gelb der Lewatt, Riemen an Riemen, denn große Flächen gibt der Hang nicht frei. Die Kartoffel ist noch fremd, allein der Hafer gedeiht auf dem kargen Boden.

> „'s Habermues wär ferig, so chömmet, ihr Chinder, un esset! — Gsait het der Ätti der Haber un abegeget im Früeihjohr, un der himmlisch Vatter het gsait: Jetz chasch wieder haimgoh, aß es wachst un zyttig wird, für sell will i sorge!"

Schon hat der stattliche Bach die Talweitung von Mambach erreicht, wo der Weg nach St. Antöni abzweigt und den Wallfahrtsweg nach Todtmoos freigibt. Überall suchen Schafherden an Wegrändern und abgegrasten Weiden nach Futter. In gewundenem Lauf tritt Feldbergs liebliche Tochter aus dem engen Tal, jetzt ein stattliches Gewässer geworden, läßt bei Zell die 1000 m-Häupter der Hohen Möhr und des Zeller Blauen hinter sich, man sieht aber nicht die Schanzen und Gräben auf den Berglehnen und vorgeschobenen Köpfen, die heute meist im aufgeforsteten Wald verborgen, aber am Blauen noch, wie je, im Weidfeld zu sehen sind.

Verlassen sind die Talvogteien und die Fröhnd, hinter ihr liegt der Schönauische Herrschaftsteil Zell der Freiherren von Schönau-Wehr, und nun kommt die Wiese zur Grenze. Da steht knapp über der Straße das Kreuz und ehemals der Galgen als Zeichen der Gerichtshoheit eines anderen Herrn, des baden-durlachischen Markgrafen, — altes badisch-hochbergisch-sausenbergisches Land. Blutsverwandtschaft über die Grenze

Feldbergs lieblige Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!

Zeichg. A. Glattacker

hinüber besteht nicht mehr, auch die Mundart ist anders (das helle „a“ bezeugt es), das kirchliche Bekenntnis hat sich gewandelt, und die Romkirche hat der Reformation Martin Luthers nach dem Willen des Markgrafen Karls II. und der Zustimmung der Untertanen Platz gemacht. Auch die Tracht der Mädchen und Frauen ist anders geworden — die Flügelhaube, die noch gebunden wird, ist der Heimatschein der Markgräflerin.

Nicht mehr zwischen hohen, nahegerückten Bergen sucht das hurtige Gewässer seinen Weg; jetzt, wo die niedrig gewordenen Höhenzüge ein breites Tal umsäumen, hat der wasserreiche Fluß die Wahl des Bettes. In zahlreichen Armen, durchsetzt mit Grienen und Werten, bestanden mit Weiden und Erlen, zieht er dahin, aber er wird zur Zeit der Schneeschmelze oder langandauernden Regengüssen zum Wildwasser und wirft im Überschwang seiner Kraft Kies und Wackensteine und Sand auf naheliegende Matten, reißt Gelände ab, zerstört auch Wehre und Stege und beschädigt Brücken so gründlich, daß wochenlang an ihrer Wiederherstellung gearbeitet werden muß.

Hausen ist Hebels Heimat, obwohl er in Basel geboren ist. Zwar liebt er auch die große Stadt am Bogen des Rheins, den Petersplatz, das St. Johannistor, die Aussicht vom Haus am Totentanz nach Weil, dem Ort seines Herzens und seiner Liebe. Auf dem Gottesacker in Hausen liegen ihm Vater und das kleine Schwesterchen Susanna. Die Mutter ist ihm geblieben. Der muntere Knabe war ihr Glück, seine Erziehung ihre Aufgabe und ihre Verantwortung. Ihre Gefühlsäußerungen blieben in den Grenzen der herkömmlichen Schlichtheit und bedurften keiner großen Worte, doch die Zucht stand in ihrem Herzen und in ihrer Hand. Und das war nötig; denn Hanspeter war naschhaft — für manchen harten Taler hat er Zuckerwerk „gefressen“. Die Laube des 2. Stockes sah die Gemütstiefe des heranwachsenden Knaben, wo er auf den Schemel stieg und seiner jugendlichen Gemeinde, die mit dem Gesangbuch zur Predigt gekommen war, Gottes Wort auslegte, wie es der Pfarrer in der Kirche tat.

Aber der Kreis seiner Jugend weitete sich mehr und mehr. Droben am Maiberg, wo es nach Enkenstein und ins Tal der Kleinen Wiese geht, am Alzebühl und Plaßberg am Hang der Hohen Möhr, auf dem Rümmelisbühl bei Gresgen, wo es Beeren zu suchen gab und das schöne Land zu schauen war, der Belchen und der walddunkle Köhlgarten und ihre Täler — da war er daheim. Die Heimat wuchs ihm zu, und er nahm sie ans Herz und ins Gemüt. Von der tannendunkeln Möhr herab kommt er mit dem Strauß seiner Alemannischen Gedichte, entstanden aus dem teuersten Gefühl seiner Heimatseligkeit, die ihn ins Dorf hinunter blicken ließ, wo ihm Freunde wohnten und manche ihm blutsverwandt waren, wo die alte Linde beim Schmelzofen stand und das junge Volk mit den Alten sich am Sonntagnachmittag versammelte. Mit dem eifrigen und sorgfältigen Arbeiten im Schmelzwerk war er wohl vertraut, hat er doch manche Stunde Holzkohlen getragen und Steine zerklopft, um der Mutter einen kleinen Verdienst heimzubringen. Vom Geist der Dankbarkeit der Bergleute gegen den Inspektor Herbster und von der Verehrung des Markgrafen war er Zeuge gewesen.

„Es leb der Marggrof un si Huus!“
„Ziehnt d'Chappen ab un trinket uus!
Ne bessere Her treit d'Erde nit,
's isch Sege, was er tuet un git,
i cha's nit sage, wieni sott:
Vergelts em Gott! Vergelts em Gott!“

Im „verhängten“ Wald — sein Betreten war zur Schonung des jungen Aufwuchses verboten — und mit den Wässerungswiesen mit ihren Gräben und Stellfallen wußte er wohl Bescheid. Der Bammert (Feldhüter) war sein Freund nicht, desto mehr die Nach-

Chömmet ihr ordligi Thierli, do hender, esset und trinket! Zeichg. Glattacker

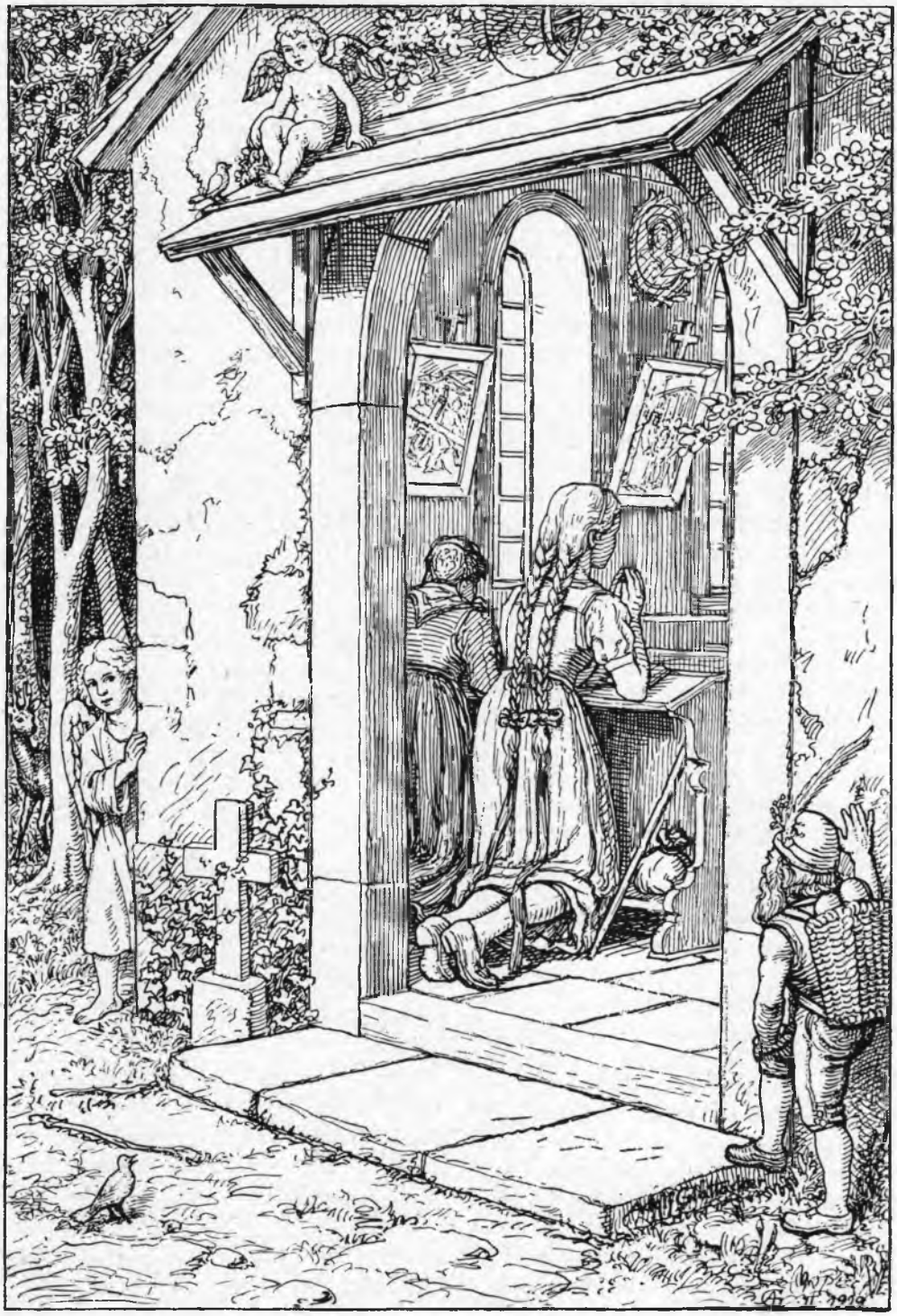
barn seines Heimathauses, der Schmied, der ihn mit seinem Hämmern am frühen Morgen zum Gang in die Schule weckte, und der Metzger.

Zwischen Hausen und Schopfheim schlägt ihm das Herz der Heimat am höchsten. Hier findet er seinen Schulkameraden und Weggenossen Bartlin Clais, den Sohn des Fahrnauer Lehrers, den Zeugen und Teilnehmer manchen Bubenstreiches. Er kennt die Obstbäume mit den frühesten Früchten, er hat seine Freude und sein Staunen am Spiel des Wassers in den Gräben und am Gesträuch, unter dem die Fische im ruhigen Wasser stehen, aber auch an den Stellfallen, die das schnelle Wasser hemmen oder frei laufen lassen und die man verstellen kann, so daß der Bauer, der nur an bestimmten Tagen und zu festgesetzten Stunden seine Wiesen wässern darf, ärgerliche Suche nach dem Schuldigen unternimmt, der sich aber ins Fäustchen lacht oder den Bammert hänselt, der wohl den Freund erwischt hat, aber dem Hebelbuben über den schwachen Baumsteg sich nicht zu folgen getraut. Die Weiden und Haselhürste schenken ihm die fitzenden Gerten.

In Schopfheim besucht er bei Diakonus Karl Friedrich Obermüller die Lateinschule, daneben aber noch die Hausener Volksschule bei dem Schulmeister Andreas Grether für die weltlichen Fächer. Erst nach dem Tode der Mutter, als ihn Obermüller in sein Haus und in seine Familie aufnimmt, findet er bei Präzeptor Zilly den zusätzlichen Unterricht. Das Städtchen mit seinem Leben und Treiben öffnet sich dem aufmerksamen und gut beobachtenden Knaben. Mit seinen Kameraden von der Lateinschule vergnügt er sich an der Wiese mit dem Werfen der Kieselsteine, die hüpfend den Wasserspiegel streifen, steigt durch den nahen Wald des Entegast, den der letzte Herr von Rötteln, der Domherr Lütold, i. J. 1314 den Bürgern der Stadt geschenkt hat, „damit sie desto lieber wohnen und bleiben möchten". Er spürt im sanften Hauch das Weben und Wesen der Oreaden und Najaden, der Wald- und Wasserelfen, ergötzt sich am Zusammenfluß der Kleinen mit der Großen Wiese in der „Müschelen", wo die Reiher stehen, sehr zur Unlust des Fischermeisters Schanzlin von Maulburg.

„Chennsch dy Schwesterli nit? 's chunnt z'allernöchst vo Wieslet,
Uf un nieder het's dy Gang un dini Giberde.
Joo, de chennsch's, worum denn nit? Mit freudigem Bruusche
Nimmsch's in d'Arm un losch's nit goh; gib Achtig, verdruck's nit!"

Er schaut das Leben am Wachthäuschen vor dem Grabentor, wo die Vaganten, die Handwerksburschen, die Bettler und Kollektanden[2]), die blessierten und abgedankten Soldaten, die Kranken und Elenden der Landstraße ankehren, vom Torwart zunächst mit Brot gespeist werden, dann warten müssen, bis sie am Abend der Wächter dem Spitalwart zur Atzung mit Suppe übergibt, zur Aufnahme der Kranken, die der Chirurg Stupfer am andern Morgen besucht und sie in Kur nimmt. Die andern aber werden am kommenden Tag vom Spitalwart eine Strecke Wegs geleitet, wo er sie in die Richtung zum nächsten Spital anweist, hinauf zu den Waldstädten. Ganz in der Nähe steht das Kornhaus mit dem Salzmagazin, wo die Bauern des Kirchspiels das Getreide abliefern oder Saatgut kaufen können, wo die Salzpächter von den Krämern aus weitem Umkreis aufgesucht werden, da die Stadt das Salzmonopol hat. Er sieht die Mühle „zwischen den Gräben", die Stadtmühle, kennt aber auch die Hammer-, die Au-, die Vorstadtmühle und die in Gündenhausen, ergötzt sich an den mehlbestaubten Müllern und Müllerburschen, sieht das Auf- und Abladen von Dinkelkorn und Mehl; in seinen Ohren rauscht das Schwirren der Tauben, die trippelnd das Korn im Hofe



Zue de Schöne Buechen un hört e heiligi Mess a

Zeichg. Glattacker

auflesen und die Hühnerschar, die gravitätisch ihren Tribut einheimst. Talabwärts steht vor den Mauern der Drahtzug, in dem das Eisen des Hausener Schmelzwerks verarbeitet wird; er vernimmt auch das Pochen der Hammerschmiede, die oben am Wuhr steht, vielfach Not am Holz leidet und es sich aus dem hinteren Tal beschaffen muß, denn das einheimische Holz, vor allem das aus den großen Waldungen von Gersbach, ist allein für den Schmelzofen in Hausen bestimmt, dessen Eisen dem schwedischen gleichkommt. Noch heute sind unsere Waldungen zu Hunderten und Tausenden mit alten Kohlplätzen übersät.

Mit den Mahlmühlen suchen auch die Ölmühlen und Lohstampfen, die Hanfbrechen und Sägewerke das Wasser, wie auch die Färber und Gerber, ebenso die Badstube auf der Au; Nagelschmiede sind hier, auch Ring- und Kettenschmiede, Hafner, Seiler und Wagner, Schreiner, Maurer und Zimmerleute, und sie haben alle viel zu tun, denn es gibt nach den vorangegangenen Kriegszeiten noch allerhand zu flicken und auszubessern, nicht nur für die Stadt mit ihren eigenen Häusern, sondern auch für die Nöte der Bürger. Er erlebt auch viermal im Jahre die hohen Tage der gefreiten Jahrmärkte an Fasnacht, an Pfingsten, zu Michaeli und zu St. Luziae, dem „Kalten Markt". Da kommen sie, die Krämer von weither, von Locarno und St. Gallen, aus Savoyen südlich des Monte Rosa, dem „Augstal", die Steiermärker, die Elsässer, die von Staufen und aus dem Rheinfelder Amt. Statthalter und Räte sind da, um Streitigkeiten am Preis zu schlichten; der Waibel hat die Standgelder eingenommen, um die Summe dem Stadtrechner auszuhändigen, der ihm davon seinen festgesetzten Betrag zuweist. Draußen auf den Dörfern wird der Schopfheimer Jahrmarkt mit Tanz und Musik weitergeführt.

An den Sonntagen erlebt der Knabe das Hereinströmen der Männer und Frauen aus dem weitgespannten Kirchspiel, aus den Talddörfern Langenau, Gündenhausen und Eichen, und aus den Bergdörfern Wiechs, Kürnberg, Raitbach und Schweigmatt, wo bereits Schulmeister amtieren und der Stadtpfarrer die Schulprüfungen abnimmt, in der Lateinschule aber der Herr Special (Dekan). Mit Wecken werden die Schüler für ihren Fleiß belohnt. Mit Freude und Lust lauscht der junge Kirchgänger dem Orgelspiel des Präzeptors Zilly, der beim Eintritt des Stadtpfarrers Specht beginnt, die Orgel zu „schlagen", und bald lauter, bald leiser Register zum Tönen bringt. Wenn er aber die Vox humana, die „Menschenstimme" zieht, da singt das Herz des Knaben mit. Früh läutet die Glocke den Morgen ein und das Tagwerk beginnt. Läden, Türen und Tore öffnen sich, und die Leute begeben sich nach dem Morgenmahl an die Arbeit. Das Getöne geht mit ihm nach der Residenz und er hört sie beide.

„Süeß dönt d'Schopfemer Glocke, wenn
früeih der Morgen in d'Nacht luegt,
Süeß dönt d'Menschenstimm wohl in der
Schopfemer Orgle."

Mit leichten Wagen waren die weitentfernt wohnenden Kirchspielszugehörigen in die Höfe der zahlreichen Wirtshäuser eingefahren, wo die Kirchgänger mit raschen Tritten und eilenden Schritten dem Gefährt entstiegen. Drinnen füllten sie das Schiff und die doppelten Emporen; Kopf an Kopf saßen sie, und mächtig hallte ihr Gesang durch den verbauten Raum der Michaelskirche. In den Scheitel des schönen Netzgewölbes hatte Markgraf Rudolf IV. sein Wappen mit dem neuenburgischen Pfahl gesetzt. Dicht daneben weist der rotgewandete blondgelockte Jüngling St. Michael den schwarzen Antichrist mit geschwungenem Schwert zur Hölle. Demütig blickt das Antlitz des Baumeisters unter einer Konsole auf die Gemeinde seines Gotteshauses. Hoch im Triumphbogen hängt das Kreuz mit dem Erlöser, der seinen Sieg erstritten hat, ein

Kunstwerk, von Chirurg Stupfer und seinen beiden Söhnen gestiftet. Eindringlich tröstet es die Gemeinde: „Gottes Gnad und Christi Blut machen allen Schaden gut." Nach beendetem Gottesdienst wandten sich die Frauen zu Einkäufen in die Kramläden unter dem Grabentor, die Männer strebten den Wirtsstuben zu, wo sich die Wohlbekannten aus der weiten Kirchhöri herzlich begrüßten und allerhand aus Wirtschaft und Familie zu berichten wußten.

Draußen, auf den Matten längs der Wiese betrieb die Bleichgesellschaft ihr Wesen. Die Fabriken von Mülhausen und Basel brachten mit Fuhrwerken ihre Ballen Baumwollgewebe hierher, um sie bleichen zu lassen. Dazu kam inländisches Leinentuch von den Sammelstellen in Lörrach und Kandern. Das Wasser der Wiese war kalkfrei und griff deshalb das Gewebe nicht an, brachte es aber durch viel Begießen zu frischem gefälligem Weiß.

„Stoht e Mühli näume, en Öli oder e Riibi,
Drohtzug oder Gerstestampfi, Sägen un [Schmidte,
lengsch mit biegsemen Arme, mit gelenkseme [Fingere dure,
hilfsch im Müller mahlen un hilfsch de Maid- [lene riibe,
spinnsch mer 's Huusemer Iise wie Hanf in [gschmaidigi Fäde,
eicheni Plütschi[3]) versägsch, un wandlet 's [Iise vom Füürherd
uf en Amboß, lüpfsch de Schmiede freudig [der Hammer,
singsch derzue un gehrsch ke Dank: „Gott [grüeß ich! Gott bhüet ich!"
Un isch näumen e Blaichi, so losch di au das [nit verdrieße,
chuuchisch e bizzeli duren un hilfsch der [Sunne no blaiche,
aß sie feerig wird: sie isch gar grüüseli land- [sem!"[4])

Aber am Karlstag im Winter, dem Namenstag des Markgrafen Karl Friedrich, der durch mehrfache Besuche den Schopfheimern wohlbekannt und beliebt ist, eilen die Buben hinauf an den Berg, wo die Böller krachen und der ehrwürdige „Hurlibaus", das alte Falkonettlein, seine Ladung mit erschröcklichem Donnern hinausjagt. Später, als Hebel in Karlsruhe wieder einmal einen jener napoleonischen Friedensschlüsse erlebt, deren jeder den langen Frieden bringen sollte, rät er dazu, den Hurlibaus zu vernageln und ihn in den ewigen Ruhestand zu versetzen. Er hatte die kleine Stadtkanone nicht vergessen.

Steigt er aber an einem schönen Frühlingstag auf den Entegast, dahin, wo heute das „Bajerhüttli" steht, da breitet sich vor ihm das mattengrüne Tal gegen Höllstein und Steinen aus, voller Gras, Blumen und glitzernden kleinen Wasserläufen, voll Vogelgezwitscher und lachender Sonne. Keine Fabriken stehen störend im Tal; die Dörfer sind alle gegen die Berghänge ausgewichen, um vor den Hochwassern sicher zu sein. Noch durchschneidet kein Schienenstrang den grünen Plan. Die Erinnerung an die selige Empfindung der Natur- und Gottesnähe verläßt ihn sein Leben nimmer, und wir verstehen, wenn er seinem Freund, dem Schopfheimer Stadtpfarrer Hitzig, dem „Zenoides" des belchischen Proteuserbundes, die Herrlichkeit der Landschaft vor Augen stellt:

„O wie schön muß es jetzt bei euch sein, Zenoides, wo es immer so schön ist, und wie ahndungs- und kosselig für den auswendigen und inwendigen Menschen in dem schönen einzigen Tal voll Schmehlen und Kettenblumen, lustigen Bächlein und Sommervögeln, wo es immer duftet wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt wie letzte Klänge ausgelüttener Festtagsglocken, mit beginnenden Präludien mengeliert und verschmolzen, und wo jeder Vogel oberländisch pfeift und jeder, selbst der schlechteste Spatz, ein Pfarrer und heiliger Evangelist ist und jeder Sommervogel ein gemutztes Chorbüblein, und das Weihwasser tröpfelt unaufhörlich und glitzert an

Jo, de bisch jo hübsch, un jo, du Närrli, mer luege

Zeichg. Glattacker

jedem Halm." „Dort schwelgen die Pfarrersleute in eitel Herrlichkeit, aber Hebel fühlt sich immer noch als Fremdling in der Residenz, trägt ein mutterndes und bruttelndes Heimweh in sich „und möchte weinen, so oft er den ärmsten Teufel in der Welt, einen Oberländer Rekruten sieht".

Aus dieser Erinnerung heraus erklingt im „Abendstern" das hohe Lob des einzigen Tales:

„Er seit: ‚O Muetter, lueg doch au!
do unte glänzt's im Morgetau
so schön wie in dym Himmelssaal!'
‚He', seit si, ‚drum isch 's Wiesetal.'"

Die „Vergänglichkeit" hat ihren Schauplatz nicht weit davon entfernt. Noch auf Hausener Boden steht der „Rümmelisbühl" mit seiner wunderbaren Fernsicht. Wenn die Welt im Untergang des jüngsten Tages brennt und alles Menschenwerk untergegangen ist, sieht der Dichter die Ruinen der heimatlichen Landschaft:

„Der Belche stoht verholt,
der Blaue au, as wie zwee alti Dürn
un zwüsche din isch alles usebrennt
bis dief in Boden abe. D'Wiese
het kei Wasser meh; 's isch alles öd un [schwarz
un totestill, so wyt me luegt. Das sihsch
un saisch dym Kamerad, wo mit der goht:
‚Lueg, dört isch d'Erde gsi, un selle Berg
het Belche g'heiße! Nit gar wyt dervo
isch Wieslet gsi; dört hani au scho g'lebt
un Stiere g'wettet, Holz go Basel g'füehrt
un broochet, Matte g'raust[5]) un Liechtspöh [g'macht
un g'vätterlet[6]) bis an my selig End
un möcht jetzt nümme hi.'"

Ja, dort hat er, vom Belchen durch das Kleine Wiesental herabeilend, beim Bläsischaffner Tscherter in Wieslet eingekehrt und sein Schöpplein Wein getrunken. Es ist wohl das heutige Gasthaus „zur Sonne".

Weiter im Tal, vorn bei Steinen, steht das kleine Schloß, vom Wassergraben umgeben. Dort führt die Straße dem Klosterbach nach zur Pfarrkirche im alten Kloster des Kirchspiels Weitenau. Hier amtiert Pfarrer Obermüller, der Lehrer seiner Jugend in der Lateinschule. Hebel besucht ihn und hört die Sage von der Häfnetjungfer, die im Häfnetbrunnen wohnt; am Häfnetberg mußte der Herr Vikarius vorbei. Weiter geht der Weg, an der Hauinger Kirche vorüber, wo die Eltern getraut worden waren von Pfarrer Friesenegger, der vorher in Hausen seines Amtes waltete. Die Mutter wird dort zuweilen auf dem Weg nach oder von Basel angekehrt haben; ihr Büblein hatte einst eine schöne Erklärung vom Pfarrerssohn Christoph erhalten, daß beim Spinnennetz jeder Faden zusammengelegt sei.

Gegenüber liegt die Wiesenbrücke bei Brombach. Dort mag's dem Manne schwer auf dem Gemüt gelegen haben: der Tod der Mutter, die im Wagen des Fuhrmanns starb, als sie auf dem Heimweg nach Hausen war. Wie sie erblaßte und ihren Geist aufgab, hat der Knabe erlebt, vergessen und wieder gewonnen im Gedenken an den Tag seiner Geburt.

Weiter vorn steht auf dem Berg die Ruine des Röttler Schlosses, bei Nacht ein bedrükkender Anblick — ein Zeichen der Vergänglichkeit. Unten, etwas vorgerückt, liegt das Dorf Rötteln mit seiner Festungskirche; hinter der Eingangspforte und hinter der Türe zur alten Sakristei liegen in gemauerten Röhren noch die eichenen Balken, um die Türen zu verrammeln, Zeichen der Kriegszeiten, die das Dorf mitgemacht hat bis zum Brand i. J. 1678. In der Grabkapelle sind die Grüfte der Markgrafen von Hochberg-Sausenberg und zweier ihrer Frauen. Rudolf III. und seine 2. Gemahlin, Gräfin Anna von Freiburg, ruhen da, von der Kunst des Steinmetzen meisterhaft gestaltet. Auch die Röttler Freiedeln, so weit sie nicht auf den Bischofsstühlen von Basel oder als Domherren in Konstanz saßen, waren hier begraben. Ihre mächtige Grabtafel ist in der wetterabgewandten Außenmauer eingelassen.

Nimmschs in d'Arm un loschs nit goh; gib achtig, verdrucks nit! Zeichg. Glattacker

Schloß und Wald sind Hebel wohl vertraut; sie gehören mit der Aussicht ins Tal zur großen „Suppenschüssel", in der alles Liebliche zusammengefaßt ist. Denn von hier kommt ihm sein Freund Friedrich Wilhelm Hitzig zu, der im Proteuserbund den Namen „Zenoides" trägt. Er blieb ihm der Weggenosse für ein Leben lang.

An Lörrach bindet ihn das Pädagogium, wo er als Präzeptoratsvikar lehrte und wirkte mit schmaler Besoldung. Aus Not erteilte er Nachhilfeunterricht. Die Familie des Prorektors Günttert wurde ihm eine freundliche Heimstätte; das Leben des ordentlichen Städtchens erinnert ihn an seine Mutter. Sie hielt ihn an, sein Käpplein zu ziehen, wenn ein Schreiber des Wegs daher kam, ein „Herr". Auch die Wirtstochter Annemeili blieb ihm im Gedächtnis; in Fahrnau hat er sie als verheiratete Frau wiedergefunden und sie, ungesehen, neckisch angerufen. Mit Predigten hat er in Grenzach und Tüllingen ausgeholfen. Von der Höhe des Tüllinger Berges macht er sich ein Bild des jüngsten Tages, wo die Glocken von selbst anschlagen von Hauingen um den Berg herum bis nach Efringen und die Welt im Glast steht, wie er dann eilends den Rebberg nach Weil hinunterspringt, um seiner Freundin Gustave zu helfen, ihre schweren goldenen Garben zu binden, „denn sein bißchen Halmen sei bald beisammen".

Das Wiesental, seine Menschen und sein Leben sind Hebel in ungeschwächter Erinnerung geblieben, so lebendig und farbig, daß er aus ihr so unsterblich gedichtet und erzählt hat. Mit Auge und Ohr hat er seine Heimat erlebt. Durch alle Poren sind ihm die Natur und ihre Geschöpfe eingegangen — nichts hat ihn so ergriffen wie das Leben der Natur und das menschliche Wesen in seinen Äußerungen. Weil er sein Wesen mit dem sonnigen Gemüt, mit dem feinen Humor und der Sorge um die eindringliche Wirkung seiner Erzählungen ganz in sein dichterisches Werk eingegossen hat, ist er auch heute noch der Erzieher zum Erkennen der göttlichen Wunder um uns und zu gütigem Menschentum und wird es bleiben, so lange menschliches Gemüt nach den höchsten Gütern verlangt und an ihnen Trost und Kraft findet, sich über alles Getöse der Welt, über den Streit und die Einbildung der „Großen", über die technischen Überspitzungen und die Verschwörungen der Gewalt zu erheben. Schließlich sitzt ihm und uns „Gott im Regimente" als Urgrund und „Schöpfer aller Dinge".

[1]) Siebenfach segnen.
[2]) Es sind die Bittenden und Geldsammler für Brandgeschädigte oder auch zur Befreiung von Gefangenen in türkischem Gewahrsam u. dgl.
[3]) Flecklinge.
[4]) langsam.
[5]) Kleine Wassergräben ziehen und öffnen.
[6]) Sich mit Kleinigkeiten beschäftigen.

Bild 1 Das Wiesental bei Hausen 1826 Aquarell G. W. Friesenegger

Die Hebellandschaft und Hebelstätten im Markgräflerland in alten Bildern

Von Karl Poltier, Lörrach

Das Bild der Heimat Johann Peter Hebels, des markgräflichen Oberlandes vom Rheinknie bei Basel über die gesegneten Fluren des Reblandes hinauf zu den Schwarzwaldhöhen des Belchen und Feldberges strahlt als Grundton seiner inneren Schau aus den alemannischen Gedichten und blitzt und funkelt — von der Erinnerung vergoldet — aus seinen Briefen an die Freunde und an seine Freundin im Oberland. Denn erst nachdem er als zweiunddreißigjähriger Mann vom Markgrafen nach Karlsruhe berufen worden war, ist aus seiner Seele „die Fülle der leuchtenden und von seiner eigenen Empfindung getränkten Bilder seines Heimatlandes" — wie Professor Altwegg das so treffend ausdrückte — hervorgebrochen und hat mit seiner Dichtung sich und der Markgräfler Heimat ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

In der Tat ist dieses Land ein kleines Paradies, und seine Lieblichkeit hat manchem Großen in Wissenschaft und Literatur Worte der Begeisterung entlockt. Dem großen

Bild 2 Hebels Elternhaus in Hausen im Wiesental Stich G. W. Friesenegger, 1826

Bild 3 Schopfheim. Der innere Marktgraben mit der alten Lateinschule 1885 Zeichg. G. Gebhard

Basler Jakob Burckhardt drängten sich aus innerer Freude daran gelegentlich die Worte „unvergleichlich", „superb", „von sublimer Schönheit" in die Feder, der Elsässer René Schickele nannte es „Himmlische Landschaft" und Hermann Eris Busse „Homerisches Land". In den „Briefen für Joie" lobt es Rudolf Binding: „Von allen Höhen wendet sich der Blick der Rheinebene zu, hinter der die Vogesen wie eine Sehnsucht in ihren stahligen Schärfen herüberblicken ... — es ist alles so weit und so reich." Und ein zweites ebenso unvergängliches Denkmal erstand diesem Land hundertzwanzig Jahre nach Hebel, von anderem Temperament gestaltet, „mit Liebe geschönt" in der sprachgewaltigen alemannischen Dichtung der „Madlee" des nun verewigten Hermann Burte:

„dief us em wilde Gmüet — s Markgräfler Lied". Auch bei Hermann Burte kam der Anruf zu seiner alemannischen Dichtung wie bei Hebel aus der inneren Spannung des Heimwehs in der Fremde, als er in Paris sein alemannisches Dichten begann.

Natürlich hat diese Landschaft auch die Künstler und Maler zur Gestaltung angeregt, und diese Bilder des Hebellandes, die ungefähr den Zustand zu Hebels Lebenszeit darstellen, seien vornehmlich Gegenstand dieser Betrachtung. Dabei folgen wir dem Lebensgang des Dichters in der Reihenfolge der Orte.

Das liebliche Tal seiner Kindheit um das Dorf Hausen, wo seiner Eltern Haus steht, hat der Schopfheimer Maler Gustav Wilhelm Friesenegger in sommerlicher Nachmittagssonne ausgebreitet (Bild 1) mit den begrenzenden Berghöhen der Hohen Möhr mit dem Blaßberg und dem Alzebühl, auf der anderen Seite der Maiberg und das Sättele, so wie es Hebel in seinem Widmungsgedicht an den Berginspektor Herbster in Hausen mit hochdeutschen Versen schildert,

Bild 4 Hertingen, Pfarrhaus

wobei ihn zuletzt die Erinnerung übermannt, so daß er das Gedicht in alemannischen Versen zu Ende bringen muß. Auch das heute noch stehende Elternhaus in Hausen hat Friesenegger dargestellt (Bild 2). Dieses Haus und der in unermüdlicher Sparsamkeit und Ausdauer durch seine Mutter vermehrte Besitz ermöglichten es nach ihrem frühen Tode, den begabten Hanspeter als Schüler zunächst in die Obhut des Diakonus Obermüller auf die Lateinschule in Schopfheim am inneren Marktgraben (Bild 3) zu geben und ihn nach der Mutter Wunsch und seiner eigenen Neigung folgend Theologie studieren zu lassen. Nach seiner Gymnasial- und Studienzeit in Karlsruhe und Erlangen finden wir Hebel während drei Jahren im Pfarrhaus in Hertingen bei den Kin-

Bild 5 Marktplatz in Kandern um 1790 Zeichner unbekannt Orig. im Heimatmuseum Kandern

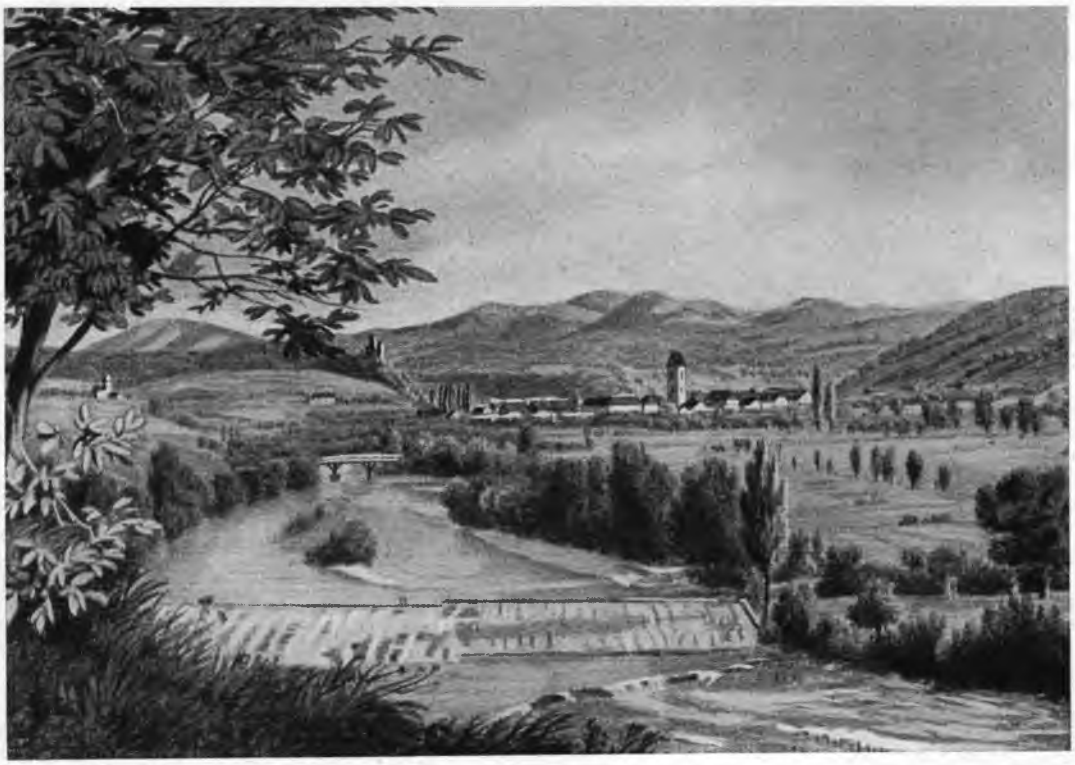


Bild 6 Blick auf Lörrach 1812 Sepiazchg. S. Birmann Kupferstichkabinett Basel

Bild 7 *Blick ins Wiesental (Ausschnitt), Wenkenhof, Riehen, Stetten, Lörrach* Aquarell Samuel Biermann, Basel, 1812

Bild 8 *Blick vom Tüllinger Berg gegen Weil und Basel* Aquarell Anton Winterlin (um 1840)

Bild 9 Weil, Kirche und Pfarrhaus

dern des dortigen Pfarrers Schlotterbeck als Hauslehrer und zuletzt als ordinierten Vikar (Bild 4). Natürlich führten den Wanderfrohen seine Wege von dort aus ringsherum ins Markgräflerland, nach Schloß Bürgeln, nach Liel und nach Müllheim in die „Post". Besonders stark zog ihn K a n d e r n an, wo sein Freund Karl Friedrich Sievert gerade zu jener Zeit Präzeptor war, den er von der gemeinsamen Karlsruher Gymnasialzeit her kannte, und nicht viel später, als Hebel aber schon in Lörrach lehrte, kam ein anderer seiner Freunde, Wilhelm Engelhard Sonntag ebenfalls als Präzeptor und Vikar nach Kandern. Auch hatte das Kanderner Eisenwerk mancherlei Beziehungen zum Eisenwerk seines Heimatortes Hausen. Den Marktplatz dieses gemütlichen damaligen Dorfes am Fuße des Blauen zeigt uns ein Bildchen von unbekannter und etwas ungelenker Hand aber mit um so mehr Liebe und Heimatsinn gezeichnet (Bild 5). Der an sich enge Marktplatz mit dem großen Brunnen erscheint stark geweitet, aber dafür belebt mit pulsendem Leben: die Honoratioren sind zu Pferd, zu Fuß und im Kremserwagen unterwegs, der Küfer und Wagner macht sich an seinem Holzturm zum Trocknen der Faßhölzer zu schaffen, während von allen Seiten Kühe und Ziegen an den Brunnen getrieben werden und die Maulesel vom Erztragen ermüdet nach Hause dürfen. Das Kirchlein ist noch der alte spätgotische Bau hinter der Kirchhofmauer. So hat Hebel damals leutselig und heimatfroh Land und Leute in sich aufgenommen. Aus diesem Born des ländlichen Lebens hat er für seine Gedichte und Kalendergeschichten geschöpft und zeitlebens gerne an die drei Hertinger Jahre zurückgedacht.

Von Hertingen wurde er nach L ö r r a c h als Präzeptoratsvikar an das Pädagogium berufen. Dieses damals stille Landstädtchen im vorderen Wiesental hatte es auch dem jungen Basler Maler Samuel B i r m a n n angetan, welcher den Blick auf Lörrach und ins Wiesental gleich in zwei schönen Bildern festgehalten hat: Einmal den Blick vom Fuße des Tüllinger Berges am Stettener Wuhr gegen das Röttler Schloß und die Schwarzwaldberge an einem Vormittag im Heuet (Bild 6) und ein andermal als Aquarellbild den unvergleichlichen Blick von der anderen Seite des Tales über Riehen am Wenkenhof gegen den Tüllingerberg, Rötteln, Lörrach und Stetten an einem Sommerabend, dahinter — über alles sich wölbend — der Hochblauen (Bild 7). Diese Landschaft hat Hebel in den acht Jahren seiner Lehrtätigkeit in Lörrach oft und oft durchwandert, wenn er zu seinem jüngeren Freund Hitzig nach Rötteln oder zu Pfarrer Reinhard, dem Freund und Proteuser, ins

Bild 10 Beschießung des Brückenkopfes und der Schusterinsel nach Moreaus Rückzug 1796
Heimatmuseum Lörrach

Bild 11 Lörrach, das alte Pädagogium (Hebelgymnasium)

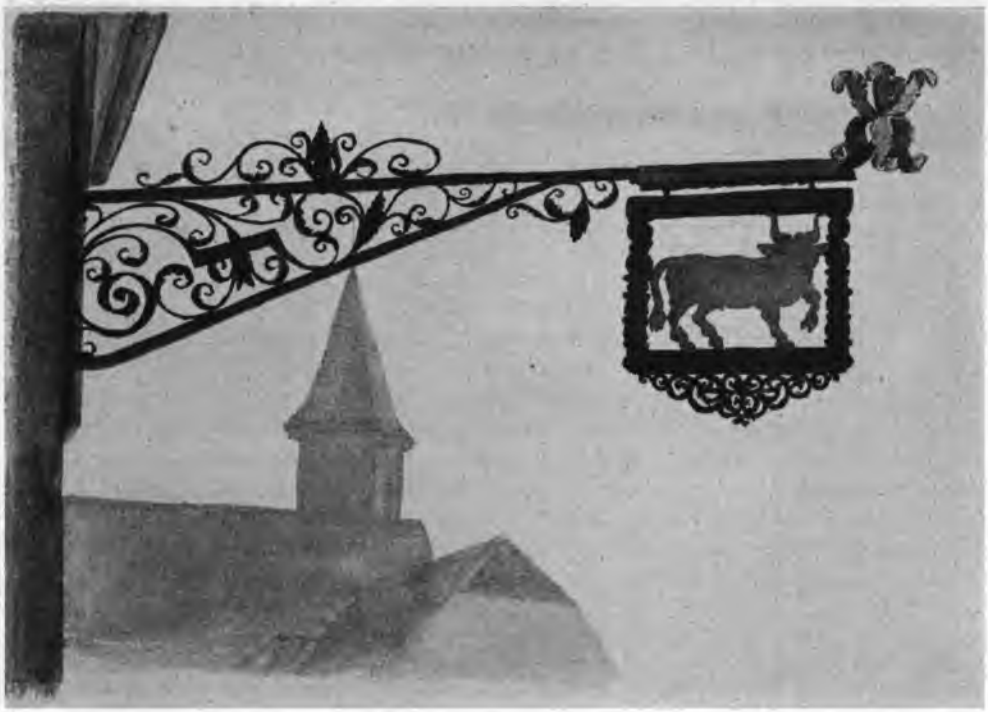


Bild 12 Wirtschaftsschild „zum Ochsen" in Lörrach Zeichnung K. Poltier, Heimatmuseum Lörrach

Bild 13 Rötteln, Kirche und Pfarrhaus (um 1820) Öl, Chr. Meichelt, Heimatmuseum Lörrach

Bild 14a Kirche und Pfarrhaus in Rötteln (Gesamtbild)

Chr. Meichelt (?) um 1812 (?)
Heimatmuseum Lörrach

Pfarrhaus nach Obertüllingen hinaufstieg oder zu Fuß nach Grenzach mußte, wo er gelegentlich aushilfsweise zu predigen hatte. Ganz besonders oft aber auf seinen später immer häufigeren Gängen ins Weiler Pfarrhaus zu seiner Jungfer Gustave, wie er selbst es beschreibt: „... durch die Stettener Matten herab, am Batzenhäuslein (das ist das Häuschen des Grenzwächters, wo der „Batzen" erhoben wurde) rechts um, husch über den Wiesensteg, Rebberg auf — Rebberg ab — und da bin ich! ...". Die Aussicht und der Rundblick auf dem Tüllinger Berg hatte es auch ihm besonders angetan: „... wie fein und lieblich es ist, wenn morgens die Bättglocken läuten von Hauingen an um den Berg herum bis nach Efringen hinab ..." — „Segne Gott mein Tüllingen — und Weil unten dran zwiefach und zehnfach!". Diesen Blick hinunter nach Weil, Basel und zu den Schweizer Jurabergen hat der Maler Anton Winterlin in sein Skizzenbuch gemalt (Bild 8), selbst entzückt von der Weite der abwechslungsreichen Landschaft am Rheinknie. Am Fuße des Berges fällt das große Pfarrhaus in die Augen mit Scheune und Stallung in dem stattlichen mauerumgebenen Pfarrgarten. Dahinter die Kirche mit dem alten niederen Turm, denn das Kirchenschiff war gerade neu erbaut und im September 1791 eingeweiht worden, als Hebel im November nach Karlsruhe berufen wurde. So gibt das Bild, obwohl erst ein paar Jahrzehnte später entstanden, doch den Zustand wieder, den Hebel noch erlebt hatte. Im Pfarrhaus selbst (Bild 9) war immer die „obere Stube" für ihn bereit, wenn er zu Besuch kam, und er

Bild 14 b Hebel in Rötteln (Ausschnitt) Chr. Meichelt (?)

kam sehr oft, manchmal täglich und übers Wochenende, seit die blonde, blauäuige Jungfer Gustave hierher übergesiedelt war. Hier in Weil geschah es auch, daß er gleich bei seinem ersten Besuch von Karlsruhe aus im Oberland in das wilde Kriegsgetümmel des Rückzuges der Franzosen unter Moreau hineingeriet und auf der Heimreise mitten durch das österreichische Belagerungsheer fahren mußte, das die Festung Hüningen und deren rechtsrheinischen Brückenkopf beschoß und bestürmte (Bild 10).

In den acht Lörracher Jahren wohnte Hebel im Gebäude (Bild 11) der Lateinschule, des „Kapitelhauses" und aß auch am Tische mit der Familie des Prorektors Günt-

Bild 14 c Hebel in Rötteln (Ausschnitt) Chr. Meichelt

tert, mit dem ihn bald eine herzliche Freundschaft verband. In der Wirtschaft „zum Ochsen" am Marktplatz (heute „Storchen") verkehrten oft die Junggesellen, wo die Wirtin Frau Rebekka Flury und 's Annemeili, ihr hübsches Töchterlein, für das Wohl ihrer Gäste besorgt waren. Noch ist das einfache gediegene schmiedeeiserne Wirtshausschild des „Ochsen" im Lörracher Heimatmuseum (Bild 12). Im Gasthaus „zum wilden Mann", in dem Haus, das auf Bild 11 die „lange Straße" am oberen Ende abzuschließen scheint, hatte der eigenartige Geheimbund der Proteuser seine Zusammenkünfte, und mancher Gast im Lokal, der vielleicht ihr Gespräch gerne mitgehört hätte, wird sich über deren merkwürdige Geheimsprache gewundert haben, die für Uneingeweihte unverständlich war und es wohl auch sein sollte.

Die engste und vertrauteste Freundschaft verband Hebel damals mit dem siebeneinhalb Jahre jüngeren Pfarrerssohn von Rötteln, Friedrich Wilhelm Hitzig, unter den Proteusern „Zenoides" genannt, die sich als junge Vikare kennengelernt hatten. Hitzig wurde Hebels Nachfolger als Präzeptoratsvikar in Lörrach und dann Pfarrer als Nachfolger seines Vaters im Röttler Pfarrhaus, dem wohl am schönsten gelegenen Pfarrhaus weitherum im Markgräflerland. Ein treffliches Bild hat der Zeichenlehrer am Lörracher Pädagogium, Christian Meichelt, ein Zeitgenosse Hebels, davon gemalt. Hinter der Anhöhe mit Pfarrhaus und Kirche steht einerseits das mächtige Röttler Schloß, und andererseits geht der Blick weit ins Wiesental flußaufwärts und auf den Ort Brombach (Bild 13). Im Vordergrund pflügt ein Bauer seinen Acker, und ein Markgräfler

Bild 15 Blick auf das Wiesental mit Lörrach Aquarell Anton Winterlin (1840)

Maidli geht mit ihrem Marktkorb auf dem Kopf nach Lörrach zum Markt. Das Röttler Pfarrhaus mit der Kirche zeigt noch ein weiteres Bild aus größerer Nähe (Bild 14), offenbar die Vorzeichnung zu einem großen Aquarellbild — wohl auch von Chr. Meichelt — schon peinlich genau durchgeführt. Da ist Hebel mit einigen Freunden schon teilweise fertig gemalt. Vielleicht sollen es die Proteuser sein, eher ist es aber ein Konvent der „Theologischen Gesellschaft", der Pfarrer von den umliegenden Orten, die aus Anlaß eines Besuches Hebels im Oberland hier zusammengekommen sind. Eine Schar fröhlicher Menschen mit einem Dutzend Jugendlicher voraus sieht man den Kirchweg hinunterziehen, während Sonntagsspaziergänger den Berg heraufkommen. Leider ist über die dargestellten Personen gar nichts bekannt, nur zu Füßen des einen steht „J. P. Hebel"; aber die Liebe und Genauigkeit, mit der das Bild entworfen und durchgezeichnet ist, zeugen von der Begeisterung des Malers über die Schönheit der Landschaft.

Den entgegengesetzten Blick von der Höhe des Röttler Schlosses talabwärts nach Süden gibt uns Anton Winterlin in einem Aquarell (Bild 15). Im Vordergrund liegen unten Röttlerweiler und die Röttler Kirche vor dem breit ausladenden Wiesental mit Lörrach, Stetten und Riehen, links begrenzt vom Grenzacher Horn und rechts vom Tüllinger Berg mit den Dörfern Unter- und Obertül-

lingen. Hinter der langen Pappelreihe in der Ferne fließt der Rhein und dahinter steigen über dem Birstal die Schweizer Jurahöhen an.

Ist es nicht die Heimat im Festkleid des Abendsonnenscheins! Hierher wandten sich so oft die Heimatgedanken des Dichters im fernen Karlsruhe, und Rötteln ist — nach dem Pfarrhaus in Weil — der Ort seines liebsten Gedenkens:

„... o, wie schön muß es jetzt bei Euch sein, Zenoides! Rötteln, Lörrach und die ganze Wiese von Todtnau bis an den Stettener Steg ... in dem schönen einzigen Tal voller Schmelen und Chettenblumen, lustigen Bächlein und Summervögeln, wo es immer duftet wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt, wie letzte Klänge ausgeläuteter Festtagsglocken! ..."

Daß wir das heute ebenso empfinden und erleben können, ist unser glückliches Teil. Trotz allen Veränderungen der Landschaft in den vergangenen 200 Jahren durch Bauten für Wohnung, Industrie und Verkehr zaubern Sonnenschein und Wolkenschatten, das verschwenderische Blühen, das drängende Entfalten der Natur, das Tragen und Absterben im Jahreskreis das göttliche Wirken vor unsere Augen und in die Herzen, daran wir uns — wie einst unser Dichter — in seinem Geiste dankbar fröhlich erbauen und gleich ihm in bescheidener Beschränkung ohne heimatselige Überheblichkeit im Kleinsten und Unscheinbaren das Große der Schöpfung ahnen und verehren.

Die Druckstöcke für die Bilder 1, 2, 3, 4, 9, 11 sowie S. 83 verdanken wir der freundlichen Hilfsbereitschaft des Verlages E. Schreiber (Inh. Burk), Graph. Anstalten in Stuttgart, der uns aus seinem schönen Bilderheft „Hebel, Bilder aus seinem Leben" sie bereitwillig zur Verfügung stellte.

Hebel

Du hesch as Wälderbüebli Beeri gunne
Am Älzebüehl, sie riife so=n=ehaim:
Im Sunndigchinderland bisch all dehaim
Vo luter Liecht un Liebi überspunne.

Verzellisch e Gschicht, so lächlet 's Läbe=n=Äim,
Erklärsch d' Natur, verklärsch sie voller Sunne,
De singsch e Lied, no bruusch e ghaime Brunne.
Wenn aber briegsch, no geisterets us em Laim!

So lang e Muul no: Mueder! sage cha,
Bisch du di guedi Stund ob alle Mode,
Ne Stärn, do hangen Aller Auge dra.

Du ziehsch vom Volch, vom Volch dy diefen Ode
Un chuuchsch es wieder warm un läbig a,
Du rainsti Seel ab eusem beste Bode.

Hermann Burte

Hebel auf dem Wege nach Hausen Öl Ad. Glattacker

Lebendige Hebelheimat

Vom ſtolze Möhreturm hochobe
goht frei der Blick ins Wieſetal:
D'Berg ſin wie uſenander gſchobe,
un 's Land lit vor eim wie ne Saal
mit grüene Teppig, grüene Wände,
hoch d'Himmelsdechi drüber gſpannt –
Me meint, me griifti mit de Hände
der Wieſe ihre ſilbrig Band.

Do liege d'Dörfer in de Matte,
dört wachſe Städt am Berg duruf.
Wyt duß gänn Chemi graui Schatte –
Was weer's, wenn kei Maſchine luff?
's iſch nümme wie zue's Hebels Tage,
mengg lieblig Plätzli iſch verbaut!
„Fremd ſchiint mer alles," wurd er ſage,
„doch Hand un Fueß hets, wemme 's bſchaut."

So wende mer der Blick halt wieder,
der Hebel ſelber loßt nit luck!
Er chennt der Weg no uf un nieder
uf Huuſe über d'Wieſebruck.
Dört ſtoht ſy Heimethuus im Täli,
un 's trait am Alter no nit ſchwer.
Im Maie fiirt me 's Hebelmähli,
dört chert er ii ſyt alterher.

Er goht vielliicht no z'erſcht in d'Chilche,
's mueß denk e Sunntigmorge ſy —
No ſait er alle Lüt Gottwilche,
in ſyne Auge glänzt e Schy
vor Freud, vor Leid — wer cha's verrote?
Er trait ſy Herz no all nit z'Märt!
Er iſch deheim – un zieht der Ote
ſo tief, as er nüt z'ſage gärt.

So wänn mer en denn nit vertriibe
mit allergattig z'lutte Tön
ſuſcht ſait er zletſcht! „I mag nit bliibe,
am Alzebüehl iſchs au no ſchön!"
Jetzt ſinget mer e fründlig Gſätzli,
un d' Muuſig blos mer no ne Tuſch
ſo chunnt ſcho alles ans recht Plätzli,
das goht ſo dure imme Huſch . . .

Was gilts, er lüpft eweng der Finger,
verfolgt der Muuſig ihre Tack
un ſait: „Wer ſinge cha, hets ringer,
er loßt no 's Chätzli ufem Sack.
Zwoohundert Johr – wo ſin ſie ane?
Neu ſchiint mer d'Welt, wohli i lueg —
Gliichwohl — was d'Menſche alls no plane,
ſo möcht i hütte nomol mahne:
's git änedra no Sache gnueg!"

Hedwig Salm

Kandern zu Hebels Zeit alter Stahlstich

Kandern und das Rebland zur Zeit Johann Peter Hebels

Von Albert Eisele, Kandern

Eines der bekanntesten Gedichte Johann Peter Hebels ist „Der Schwarzwälder im Breisgau", zuerst 1807 im Freiburger allgemeinen Intelligenz- und Wochenblatt unter dem Titel „Der verliebte Hauensteiner" erschienen, mit den oft gesungenen Strophen „z'Friburg in der Stadt", dann „z'Mülle an der Post" und „z'Bürgle uf der Höh". Der Begriff des „Breisgaues" hat im Laufe der Jahrhunderte eine Verengung erfahren. In den Zinsregistern des Klosters Lorsch erscheint erstmals im 8. Jahrhundert der Name des Ortes Kandern mit dem Zusatz „in pago Brisgowe". Als aber Hebels Gedicht erschien, war der Begriff auf den vorderösterreichischen Breisgau beschränkt. Daher schrieb er im selben Jahre 1807 an Gustave Fecht in Weil: „Ich gratuliere auch, daß Sie eine Breisgauerinn worden sind, eine Freyburgerinn, eine Landgräflerinn. Ich bin schon lang einer wegen Hausen und Hertingen, so in der Landgrafschaft Sausenberg liegen." Und schon 1802 lesen wir in einem Brief an Gräter, dem eine Probe von Gedichten in Mundart beiliegt, die Worte: „Der Dialekt ist der aus der badischen Landgrafschaft Sausenberg zwischen der Schweiz und dem Breisgau."

Diese Landgrafschaft Sausenberg hat ihren Namen von der Sausenburg unweit Kandern, die zwischen 1232 (mons qui dicitur Susinberc) und 1246 (ante portam castri Susenberk extra fossatum) vom Markgrafen Hermann dem Jüngeren von Hachberg erbaut worden war. Die Markgrafen besaßen die Vogtei über das Kloster St. Blasien und die zu diesem gehörende Propstei Bürgeln. Um diese Burg bildete sich die Herrschaft Sausenberg, und bei einer Teilung der bisher gemeinsam verwalteten Güter im Jahre 1306 erhielt Markgraf Rudolf die Herrschaft Sausenberg und die Landgrafschaft im Breisgau. Hauptort der Landgrafschaft Sausenhart war Kandern, wo die Markgrafen vielerlei Interessen hatten. 1589 war für den Forstmeister ein Haus gebaut worden, das den Markgrafen als Jagdschloß diente. Und 1605 stiftete der Markgraf Georg Friedrich „der Jägerei im Oberland zu Ehren einen Willkomm", eine goldene Sau, dazu ein Buch, in das er selbst auf die erste Seite schrieb:

1605

Virtute

Als mir das Waidwerk woll abgangen
und ich ein gutes Schwein gefangen,
auch ich mit fraiden kam zu Haus
tranck ich den willkhom erstlich aus.

Georg Friedrich Markgraf von Baden

Seither ist die goldene Sau manchmal im Kreise hoher Gäste des Kanderner Forstmeisters geleert worden; die Willkommbücher geben davon Zeugnis. In Kandern besaßen die Markgrafen zeitweise das Eisenwerk, das sie 1512 den kaiserlichen Zeugwarten zu Breisach verliehen haben. Genau so, wie das Eisenwerk zeitweise im Besitz der Markgrafen, dann wieder im Besitz von Basler Herren war, genau so ging es mit der Papierfabrik, die 1564 erstmals genannt wird. Zu Hebels Zeiten war die Papierfabrik im Besitz des Nikolaus Häußler in Basel, dessen Papiermeister 1803 einen Sohn bekam, der als „Kaiser von Kalifornien" bekannt wurde. Es ist Johann August Sutter.

Die günstige Lage zwischen Waldland und Rebland war wohl der Grund, daß in Kandern schon frühe Wochenmärkte und ein Jahrmarkt am Tage der hl. Katharina im November abgehalten wurden. 1756 verlieh der Markgraf einen weiteren Jahrmarkt im Frühjahr; dazu kam seit 1801 allmonatlich ein Viehmarkt, der besonders im September als Pferdemarkt für eine Reihe von Gemeinden als der Feiertag des Bauern gilt und heute noch starken Besuch aufweist. Hebel hat diese Märkte gekannt und wohl auch von Hertingen aus besucht. In dem Gedicht „Die Feldhüter" sagt der Fritz zum Heiner:

„Chömme mer heim ins Dorf, o wüßt i, was [der e Freud wär!
Gell, de nimmsch mer's ab? Vier neui weltlichi Lieder
von des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe,
's dritt vom Dokter Faust, und 's viert vom [Lämmlein im Grünen.
's isch nit lang, i ha sie neu am Chanderer [Märt gchauft."

Auch sonst finden wir mancherlei Hinweise, daß Hebel sich in Kandern auskannte. Im „Mann im Mond" schreibt er vom Dieterli, der ein Nichtsnutz war, daß er „ebe z'Chander ghockt isch und het d'Butelle gleert". Und im „Gespenst an der Kanderer Straße" finden wir die Worte, die Julius Kibiger an die Wand des Gasthauses zur Weserei geschrieben hat: „Und wenn er meint, er seyg jetz bald dehei, se stoht er wieder vor der Weserey." Hebels Gedicht „Der Schmelzofen" wird auf seine Jugenderinnerungen in Hausen zurückgeführt. Man könnte sich wohl denken, daß auch Kanderner Erinnerungen mitspielten. War doch Wilhelm Engelhard Sonntag während Hebels

Lörracher Jahre in Kandern als Vikar und Präzeptor an der Lateinschule, jener Sonntag, an den er denkt, als ihm fast alle Freuden an dem Geschäft in Karlsruhe entflohen sind, weil sich seine Proteuskapelle in eine Canzleistube verwandelt hat, und er deshalb an Hitzig (1811) jenen Brief schreibt, in dem die Worte stehen: „Bin ich dazu 9 Sommer lang in der Wiese gelegen, und Einmal mit dem Kanderer Sonntag im Gräblein?" Schon 1802 hatte er Hitzig „eine Parthie Anzeigen auf das Wälderbüblein" gesandt mit der Bitte, dafür zu werben. Es heißt dort: „Nimm doch Candern ein wenig in Betrachtung. Ich habe dort keinen Collekteur aufgestellt, aber Scheuermann oder Rieggert wird dir gerne an die Hand gehen". Karl Martin Ludwig Scheuermann war seit 1801 Pfarrer in Kandern, wo er 1816 starb. Sein Vorgänger war Pfarrer Fecht, der den Kandidaten Sonntag nicht mit Freuden begrüßte. Daß er ihm 50 fl von seinem Einkommen, freie Kost und Wohnung geben solle, betrachte er bei seinen 8 Kindern als Strafe, schrieb er seinen Vorgesetzten. Freie Kost entfiel daraufhin, aber 50 fl nebst Zimmer, Holz, Licht und Bett mußte er ihm weiterhin geben. Daß es dadurch zu dauernden Reibereien kam, ist verständlich. Johann Carl Rieggert aber war der Sohn des Hammerschmieds am Kanderner Bergwerk. Er war Wundarzt und Physikus in Kandern und hatte als zweite Frau eine Schwester von Hebels Freund, dem Schopfheimer Pfarrer Dreuttel.

Der Hinweis oben in Hebels Brief an Gustave Fecht, daß sie nun eine Breisgauerin geworden sei, erinnert an die politischen Vorgänge jener Jahre, in denen nach dem Willen Napoleons das spätere Land Baden entstand. Wenn Hebel aus seinem geliebten Oberland landab fuhr, kam er mit dem Postwagen an der alten Poststation „Kalte Herberge" vorbei, vorbei an Hertingen, wo er einst so glücklich gewesen war: „O, wie glücklich saß ich einst in Hertingen zwischen den Milchkänsterlein und den nassen Strümpfen und Handzwehlen am Ofenstänglein", schrieb er 1823 an Gustave Fecht. „Aber freilich 20 Jahre und 63 ist auch ein Unterschied", heißt es weiter in diesem Brief. Und weiter fuhr der Postwagen den Schliengener Berg hinab und damit in den Hauptort der bischöflich-baselischen Orte nach Schliengen. Als er 1801 nach Karlsruhe zurückgekehrt war, war eine wehmütige Stimmung über ihn gekommen, denn er hatte den Weg über Oetlingen, Egringen und Hertingen genommen und am letzteren Orte festgestellt, daß er viele, die ihm einst wert waren, nicht mehr fand, daß er wenige mehr kannte, und daß, was 20 Jahre und darunter war, nichts mehr von ihm wußte. Und an Freund Engler schrieb er: „... fiel es mir schwer auf's Herz, daß trotz der Tendenz unseres Geistes nach Oben hinauf unser aller irdischer Gang und Wandel ein Gang in's Unterland ist, und daß wir alle nur dort enden und zusammenkommen."

Und weiter fuhr der Wagen durch das Rheintal nun wieder in altbadischem Land. Von den Vorbergen des Blauen grüßte Bürgeln, das einst als Vermächtnis der Herren von Kaltenbach an das Kloster St. Blasien gekommen war. Diese errichteten hier ein schönes Anwesen, das 1762 bis 1764 von den beiden kunstsinnigen Fürstäbten Meinrad Trogers und Martin Gerbert durch den Propst Alois Mäder neu gebaut worden war. Zu Hebels Zeiten lebte hier oben von 1785 bis 1801 Franz Kreutter, der eine Geschichte der vorderösterreichischen Staaten geschrieben hat. Hermann Albrecht, der Dichter-Pfarrer, hat in seiner Kleinkemser Zeit (1878—1885) den „Präzeptoratsvikari" geschrieben und darin auch dem Propst ein Denkmal gesetzt: „Dieser stand nämlich überlieferungsgemäß in sehr guten und freundlichen Relationen zur evangelischen

Die Sausenburg alter Stahlstich, Heimatmuseum Kandern

Markgrafschaft, obwohl ein Benediktiner aus dem gefürsteten Reichsstift Sankt Bläsi." Kreutter war der vorletzte Propst, denn 1805 fiel durch die Säkularisation Bürgeln an Baden.

Und weiter ging die Fahrt am Bären in Auggen vorbei zum alten Postgasthaus von Müllheim, das heute als Motel die Gäste aufnimmt, aber äußerlich noch die alte Gestalt zeigt. Georg Adolf Friedrich Heidenreich hatte 1745 mit dem Bau dieses Hauses begonnen. 1746 erhielt er die Wirtschaftserlaubnis. Er hatte den Nachrichterdienst und die Posthalterei nebeneinander. Etwa ein Jahrhundert blieb die Post in diesem Hause; der Bau der Bahn bis Schliengen 1847 brachte neue Verhältnisse, wie auch jetzt die neue Autobahn neue Verkehrsverhältnisse schafft. Bekannt wurde die Post vor allem durch Hebels Gedicht, von dem oben schon die Rede war. Weniger bekannt sind die Worte an Gysser in Müllheim: „Ihr trinket urig Poesie in lange Züge, z'Mülle an der Post Tausig Sappermost, isch sel nit e chospire Wi!"

1797 hatte Hebel an Gustave Fecht geschrieben: „Sie werden sich nun auch recht herzlich des Friedens freuen, und der Ruhe, die so viel tausend geplagten Menschen endlich wieder erscheint. Gott gebe nun, daß die traurigen Spuren des Krieges allenthalben bald vernichtet oder wenigstens gedeckt werden mögen, und daß der Friede dauerhaft bleibe; denn ein Krieg in jedem Menschenalter ist anzunehmen, und es darf sich niemand beschweren, einen überstehen zu müssen; es gehört ein solches Müsterlein auch in die Charte unserer Lebenserfahrungen, und es wird wohl auch seine Absicht und seinen Nutzen haben, daß wirs kennen sollen. Aber zweymal wäre zuviel. Doch weisern Rath vorbehalten." Hebel hatte sich getäuscht: die Kriegszeiten gingen weiter, bis 1814 die Verbündeten den Rhein überschritten. Inzwischen aber war aus dem Markgrafen ein Kurfürst und dann 1806 ein

Schloß Bürgeln alter Stahlstich, Heimatmuseum Kandern

Großherzog geworden, dessen Land sich in vier Jahrzehnten um nicht weniger als das Zwölffache vergrößert hatte. Nun war Schliengen badisch geworden, und auf Bürgeln hatte der Propst nur noch als einfacher Geistlicher die Aufgabe, die Katholiken in der Umgegend zu pastorisieren.

Der Anfall dieser Gebiete erforderte eine neue Organisation im Innern des Landes, und so wurde Kandern 1810 Amtsstadt. Aber schon 1820 wurde das Amt wieder aufgehoben. Kolb berichtet in seinem Historisch-statistisch-topographischen Lexicon 1813 über Candern, daß die Stadt 1320 Einwohner habe, 250 Bürger und 210 Häuser. Das herrschaftliche Eisenhüttenwerk hat in den benachbarten Orten „einen beträchtlichen Grubenbau mit 120 durchaus einheimischen und ansässigen Arbeitern, wodurch der umliegenden Gegend eine beträchtliche und wohltätige Nahrungsquelle zugeht." Die Stadt hat weiter „eine seit mehreren Jahren bedeutend vergrößerte Papiermühle, eine lateinische und deutsche Schule, 7 Mahlmühlen, 2 Sägemühlen" und neben anderen Gewerben „1 Ziegelhütte, 1 Apotheke, 3 Wundärzte, 9 Wirtschaften, 6 Metzger, die in 2 öffentlichen Boutiquen schlachten müssen, 12 Bäckermeister, berühmt durch vorzüglich schönes Brot und hauptsächlich durch die beliebten kleinen Brezeln, die weit verschickt werden, 3 beträchtliche Handelshäuser" und eine Menge Handwerker.

Von der lateinischen Schule war oben schon die Rede. Die wirtschaftliche Lage des Präzeptors Sonntag sollte dadurch gebessert werden, daß nach einem Vorschlag des Oberamts und des Spezialates die Filialgemeinde Sitzenkirch mit dem lateinischen Präzeptorat in Kandern vereinigt werden sollte. Aber in Karlsruhe wollte man nichts davon wissen, daß Sitzenkirch von der Mutterkirche Obereggenen getrennt werde. Die Verhandlungen scheinen ziemlich weit gediehen zu sein, und ein Brief Hebels an Ringer vom März 1802 zeigt uns auch,

woher der Widerstand kam: „Wenn Sitzenkirch wieder von Candern getrennt wird und an Obereggenen zurückfällt, ist Sonntag geneigt zu bleiben." Es handelt sich hier um Karl Friedrich Sonntag, der 1757 in Kandern geboren war und mit Hebel zusammen am Lörracher Pädagogium war. Karl Friedrich war 1797 nach Obereggenen gekommen, wo schon sein Großvater gewirkt hatte. Er starb 1818 als Dekan in Auggen.

Die politische Umgestaltung gab auch den Plänen um die Besetzung der Stelle an der Schule eine neue Richtung. Die katholische Kirche suchte einen neuen Platz für einen Geistlichen in der Herrschaft Sausenberg, und man kam auf den Gedanken, in Kandern ein katholisches Vikariat zu errichten. Noch war das Bistum in Konstanz. Von dort wurde folgender Vorschlag gemacht: die beabsichtigte Besoldung von 400 fl solle halb in Geld, halb in Naturalien gegeben werden, dazu 50 fl für Aniversarien und dem Honorar für das Pädagogium in Kandern, auch freie Wohnung mit Küchengarten. Damit der Vikar, der mit Abhaltung der Gottesdienste und der Seelsorge der Katholiken in der Herrschaft Sausenberg keine genugsame Beschäftigung hätte, unter der Woche seine Talente zu verwenden und auszubilden Gelegenheit fände, könnte ihm die Verbindlichkeit, die zu Kandern gestiftete und zur Zeit unbesetzte Pädagogenstelle zu versehen, aufgelegt werden. „Wir finden keinen Anstand, daß der Vikar als Lehrer des Pädagogiums in Hinsicht des Lehrplans und dessen Befolgung der Behörde untergeordnet werde." Der Plan zerschlug sich aber.

Wer waren die Katholiken in der Herrschaft Sausenburg, die seit 1556 evangelisch war? Einem Gutachten aus dem Jahre 1813 entnehmen wir folgendes: „In der auf einem hohen Berg befindlichen lieblichen Wohnung (Bürgeln) wurde die Vorrichtung zu einer gottesdienstlichen Kapelle gemacht und diese so eingerichtet, daß sie der Fürstabt von St. Blasien auch besuchen konnte. Es wurde daselbst auf eigene Autorität hin Gottesdienst gehalten von dem exponierten Priester. Der Vertrag zwischen diesseitiger Landesherrschaft und dem Abt von St. Blasien von 1718 zeigt auch, daß erstere Einsprache dagegen gemacht, endlich aber aus Gnaden es dabei belassen haben", nämlich, daß der Propst für sich und die Seinen Gottesdienst hielt. Zum Bergbau zog man katholische Arbeiter aus dem Münstertal, zur Landwirtschaft Hilfe auch aus der Zeller und Schönauer Gegend bei. Den katholischen Bergleuten wurde die Ehe mit lutherischen Mädchen gestattet, wenn die Kinder lutherisch wurden und „erst bei den Unterscheidungsjahren blieb es diesen Kindern frei, in der angeborenen Religion zu beharren oder die des Vaters zu erwählen. „Wer freilich bürgerlich werden wollte, mußte die Ortsreligion annehmen. Wir finden aber auch den Aktenvermerk „gegen den Willen der Bürgerschaft durch Regierungsbeschluß aufgenommen". Wer diese Dinge von der andern Seite her sehen will, lese bei Eberhard Gothein in „Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II.", Neujahrsblätter 1907 auf Seite 103, nach. Als Karl Mez, dessen Vorfahren in Kandern am Marktplatz angefangen hatten, in Freiburg konfirmiert wurde im Jahre 1822, sollen dort nur drei Konfirmanden gewesen sein.

Im persönlichen Verkehr untereinander machten sich in Kandern die Unterschiede der Konfession nicht bemerkbar. Da waren an Katholiken der Bergwerksverwalter Leopold Hug und seine Ehefrau, eine geborene Brenzinger. Durch ihn kam der Arzt Franz de Paula Josef Brenzinger hierher, der als wichtigste Persönlichkeit bei der Gründung eines Gesangvereins in der Erinnerung fortlebt. Durch ihn kam es auch zu musikalischen Veranstaltungen, bei welchen neben dem Lied die Instrumentalmusik gepflegt wurde, bei der neben den evangelischen Geistlichen

der Nachbarorte auch der katholische Geistliche von Bürgeln mitwirkte. Und in der anfangs des Jahrhunderts gegründeten Stadtmusik spielten Mitglieder der hiesigen und der Lieler Bergmusik einträchtig miteinander.

Heute, da wir des Tages gedenken, an dem vor 150 Jahren Kandern zur Stadt erhoben wurde, ist der Ort immer noch in gewissem Sinne ein Mittelpunkt für eine weitere Umgebung. Noch bestehen Eisenwerk und Papierfabrik, freilich mit andern Aufgaben. Noch werden Ziegel hergestellt, und noch kommen an den Markttagen alle Monate die Bauern nach Kandern. Nicht umsonst trägt die Stadt im Wappen eine Kanne. Die Erinnerung an die Zeit Hebels aber wird wachgehalten durch den alljährlichen Hebelschoppen, den die Kanderner in Hertingen am letzten Oktobersonntag durchführen. Zuerst geht man in die Kirche und gedenkt des großen Landsmannes. Dann kommen jetzt lebende Dichter in alemannischer Mundart zu Wort. Wenn dann die Orgel verklungen ist oder der Gesangverein sein Lied vorgetragen hat, geht es ins „Rößle" zum freudigen Stündli, das seine Eigenart gewahrt hat, weil dort nur öffentlich reden darf, wer alemannisch kann! Möge noch recht lange dieser Geist über unserem Gemeinwesen walten!

Möge im Hebeljahr 1960 die Erinnerung an den großen Sohn des Markgräflerlandes vor allem in der Jugend dadurch geweckt werden, daß seine Gedichte und Erzählungen wieder ins Volk kommen. Und daß man lernt, zufrieden zu sein mit dem, was uns die herrliche Natur an Freuden bietet; daß man lernt, zufrieden zu sein, auch wenn man sich nicht alle Wünsche erfüllen kann, wie Hebel es so schön in „Des Rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Pfarrer Jäck in Triberg" sagt. Er führt aus, daß er nichts zu eigen hat, keinen eigenen Baum, „kei Chatz, kei Hüenli, menggmol au kei Geld. 's macht nüt. 's isch doch im ganze Dorf kei Buur so riich als ich. Der wüsset, wie me's macht. Me meint, me heig's." Man meint, man hätte es zu eigen. Und was ihm gehört, was er im Innern bewahrt hat alle die Jahre in Karlsruhe, ist das, was in „Pfarrer Jäcks Antwort" zu lesen ist: „Bin i nit au menggi hundertmol im Lieler Wald und z'Chander gsi? Jo wohl! Se han i denn i Freud und Leid en Gang uf Hertige, uf Chaldeherberg gmacht und menggmol bin i au durs Wiesetal." Unsere schöne Heimat lebt in Hebel, und durch Hebel ist sie weithin bekannt geworden, wie auch durch Hebel die Mundart der Heimat überall bekannt wurde. Im Hebeljahr sollten alle diese Dinge sichtbar werden dadurch, daß weniger über Hebel und mehr von Hebel in alle Schichten kommt.

Riehen vor der Tüllinger Höhe um 1752 Zeichg. E. Büchel

Hebel und das Rebland

Von Hermann Schäfer, Steinen

Ein Wesenszug Hebels ist die Treue zur Heimat und ihren Menschen. In Karlsruhe befiel ihn immer wieder die Sehnsucht nach der Heimat, „das Jahresfieber des Heimwehs nach dem Oberland", wie er es selbst nannte. Er schrieb in seinen Briefen meist „Oberland", oft abgekürzt „O. L.", seltener „Rebland", wie im Gedicht vom „Viertelsvogt" an Tobias Günttert, den Ältesten des Proteuserkreises, wo es heißt:

Sust hani, wie 'ne Burgersma,
mi Laubi und mi Lusti gha,
und bi mit Holz und andre Waare
go Basel und ins Rebland gfahre[1]).

Besondere Zuneigung bewahrte Hebel dem in einer idyllischen Mulde gelegenen Rebdorf Hertingen, dem Orte seiner ersten Wirksamkeit als Hauslehrer und Vikar bei Pfarrer Schlotterbeck. Noch mit 63 Jahren findet Hebel, als er seiner Freundin im Weiler Pfarrhaus die neue komfortable Wohnung in Karlsruhe beschreibt, die wehmütigen Worte: „O, wie glücklich saß ich einst in Hertingen zwischen den Milchkänsterlein und den nassen Strümpfen und Handzwehlen am Ofenstänglein".

In der Muse seiner Hertinger Jahre fand er Zeit zu ernsten Studien. Von Hertingen

aus hat er sich aber auch das ganze Rebland erwandert. Die Landstraße westlich des Dorfes führte nach Norden zur weinberühmten „Post" und nach Müllheim, nach Süden zur nicht weniger bekannten Post- und Vorspannstation „Kaltenberg" mit der Gaststätte zum „Lamm". Der Pfad durch den Lieler Schlag war ihm ebenso vertraut wie der Weg nach Riedlingen und seinem damals viel besuchten Gast- und Badhaus oder weiter nach Kandern, wo man auf dem Markt neue Volkslieder kaufen konnte „von des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe, vom Doktor Faust und vom Lämmlein im Grünen". Er kannte die „Weserei" in Kandern und das Schliengener Gasthaus „Baselstab", auch beim gastfreundlichen Propst auf Bürgeln kehrte er ein und besuchte die alten, von Weinbergen umsäumten Städtchen Sulzburg und Staufen. Oft kam Hebel von Hertingen über die Hochfläche des Isteiner Klotzen auf der „Alten Basler Straße", der heutigen Römerstraße nach dem gastlichen Efringen.

Die Hebelforscher W. Altwegg, K. Herbster und K. Seith haben auf die Bedeutung der Hertinger Jahre für Hebels dichterisches Schaffen hingewiesen. Im Rebland, namentlich aber in der Gegend um Hertingen, ist einer der Bereiche, in dem der Dichter etliche seiner alemannischen Gedichte beheimatet.

Im Gedicht „Das Gewitter" schildert er das vom Westen aufziehende Unwetter, das Echo des Donners vom Blauen her und das Betgeläut von Schliengen. Das Dörfchen aber, über dem sich Wolkenbruch und Hagel entlädt, ist Hertingen. „Der Mann im Mond" wird gedeutet als „Nütnutz", der einst den Sonntag entweihte durch Holzfrevel im Lieler Schlag, dem Wald oberhalb der Hertinger Reben. Im „Schwarzwälder im Breisgau" werden u. a. Müllheim, Bürgeln und Staufen gepriesen. Im Gedicht „Der Geist in der Neujahrsnacht" erwähnt der Dichter Heitersheim und Krozingen. „Der Karfunkel" erinnert an die Faustsage und spielt wohl in der Nähe von Staufen. Das „Gespenst an der Kanderer Straße" hat als Schauplatz die Straße zwischen Riedlingen und Kandern bis zur Weserei. In der Gegend von Tannenkirch, in der „Herzkammer des Markgräflerlandes" tritt uns Hebels Gedicht „Hephata, tue dich auf!" wie unmittelbar entgegen (K. Seith). An Hand eines Textes aus dem Markusevangelium gibt der Dichter eine Verbindung des wunderbaren Naturgeschehens mit dem Wunder des Glaubens. „Die Marktweiber in der Stadt", die zwar nicht genannt wird, gleichwohl aber nur Basel sein kann, sind nach Altwegg „der Sprache nach wohl von Weil".

Auch manche Hausfreundgeschichte geht auf die Hertinger Zeit zurück, als Hebel dort eine alte Schwanksammlung las und diese später als Quelle für Kalendergeschichten benutzte, deren Schauplatz er nach Hertingen und Umgebung verlegte. In einer dieser Geschichten, dem „Einträglichen Rätselhandel", schildert er eine Rheinfahrt, die an Hüningen, der Schusterinsel bei Weil, an Märkt, dem Isteiner Klotz und St. Veit, der Kapelle an diesem Felsvorsprung, vorbeiführt, und einen hebräischen Reisenden, der zwischen „Kleinen Kems" und „Schalampi" (heute Chalampé oder Eichwald, gegenüber von Neuenburg) seinen gelangweilten Reisegefährten mit Rätseln die Zeit verkürzt. „Die Namen Hertingen, Schliengen, Kalte Herberg, Müllheim, Schalampi, die uns in den Erzählungen des Hausfreundes so oft begegnen, rufen uns Bilder einfachen, trinklustigen schalkhaften Lebens hervor" (E. Strauß).

Bei seiner ersten Ferienreise ins Oberland im Oktober 1796 geriet Hebel mitten hinein in das Kriegsgeschehen des Moreau'schen Rückzuges, war „fast die ganze Zeit in Lörrach blockiert" und 14 Tage über seinen Termin weggewesen. Ausführlich berichtete

er am 6. November von Karlsruhe aus seinem Freunde Karl Christian Gmelin über den Rückzug der Franzosen auf Hüningen, von der Plünderung von Dörfern zwischen Hertingen und Eimeldingen und den Vorbereitungen der Kaiserlichen zur Belagerung der Festung Hüningen. „Auf der ganzen Reise hinab fuhr ich über die Kampfplätze bei Schliengen, Crotzingen, Emendingen, sah überall Greuel der Verwüstung, hörte überall Klagen und Jammer der Ausgeplünderten und Mißhandelten, im ganzen Breisgau."

Auf seinen Fahrten ins Unter- und Oberland ist Hebel oft in der „Post", dem bekannten Straßengasthof auf halbem Wege zwischen Basel und Freiburg, eingekehrt. Zahlreiche Pferde standen damals in großen Ställen. Während des Pferdewechsels der Landposten hielten die Fahrgäste der Kurswagen und Extraposten gemütliche Einkehr in der „Post", deren Keller und Küche weithin berühmt waren. Daran erinnern die heiteren Verse an seinen Müllheimer Freund Gysser:

Ihr trinket urig Poesie
in lange Züge, z' Müllen an der Post.
Tausig Sappermost,
isch sel nit e chospire Wi!

Etliche Jahre später entstand das Gedicht „Der verliebte Hauensteiner" mit der ähnlich klingenden, für den Gasthof und die Markgräfler Weine werbenden ersten Strophe:

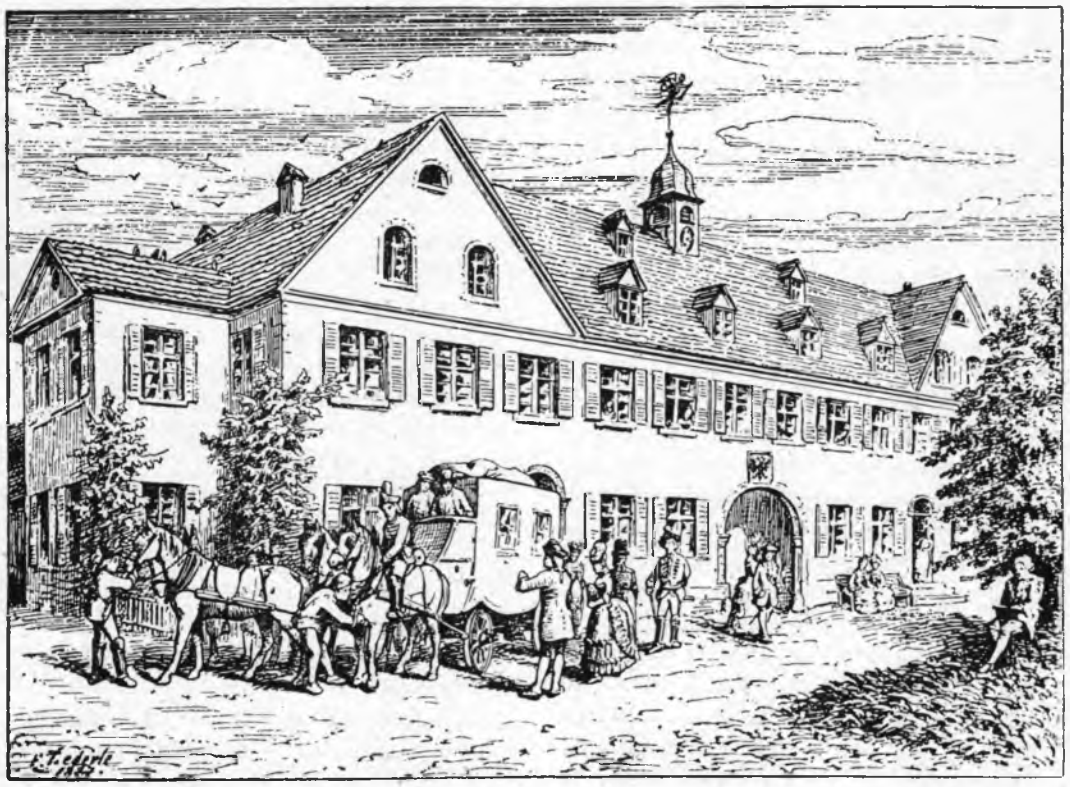
Z' Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e guete Wi!
Goht er nit wie Baumöl i,
Z' Müllen an der Post!

Eine besondere Vorliebe hat Hebel zeitlebens für Botanik und Mineralogie gezeigt. Pfarrer Hitzig in Rötteln unterstützte diese Neigung seines Freundes durch Übersendung von Fachliteratur, für die sich Hebel herzlich bedankte: „Ich fühle mich dir neuerdings in einem hohen Grade verbunden ... durch das Geschenk, welches du mir mit Gerhards Mineralogie gemacht hast. Ich trage diesen Theil der (Natur)G(eschichte) nach seynem System wirklich vor". Bei Hertingen und Schliengen fand Hebel im Gebiet der Bohnerzgruben den roten Jaspis, von dem er ein besonders schönes Stück später in Karlsruhe schleifen ließ und es seinem Freund Hitzig mit lustigen Versen zuschickte[2]).

Mit dem bekannten Botaniker Karl Christian Gmelin, dem „Chrüterma vo Badewiler" und Verfasser der „Flora Badensis", war Hebel befreundet, und gemeinsam haben sie Exkursionen unternommen, die Hebels Wissen und Herbar bereicherten. „Ich habe im Oberland einige Pflanzen gesehen, die mir noch fehlen. Seit dem hab ich keine Ruhe mehr hier", berichtet er seinem Freund aus der Residenz.

Im Pfarrhaus zu Kirchen lebte einige Jahre bei der Pfarrfamilie Mylius Verena Geiger, die das „Urbild des Vreneli" in Hebels Gedicht „Hans und Verene" gewesen sein soll. „Bei einem Besuch, den J. P. Hebel im Kirchener Pfarrhaus machte, hat das „sufer, flink und dundersnett Meidli" offenbar einen solch angenehmen Eindruck auf den Dichter gemacht, daß er in seiner guten Laune alsbald jene Verse niederschrieb, welche den Namen des Markgräfler Meidli weit über seiner Heimat Grenzen hinaus bekannt gemacht haben" (H. Weidner).

Ende Juli 1809 hatten Gustave Fecht und Karoline Günttert den Dichter von Weil bis Efringen begleitet. In Kleinkems ließ er sich nach dem elsässischen Ufer übersetzen und fuhr von Groß-Kembs weiter nach Straßburg. Gustave Fecht gestand er in einem Brief: „Ich konnte nimmer lang in E(fringen) bleiben, auch in K(lein) K(ems) war mir nicht wohl. Ich macht mir unter uns gesagt, ein Gewissen daraus, noch einen Tag beynahe für nichts und wieder nichts im O. L.



Müllheim, Alte Post zu Hebels Zeit Zeichg. von F. Lederle 1882

zu seyn, und so nahe bey Weil, biß der Rhein zwischen uns lag und ich wieder Passagier war".

An J(ungfer) G(ustave) in den „Bädern von Pisa" schrieb Hebel, als diese in dem kleinen Bad in Riedlingen bei Kandern im Sommer 1812 Erholung suchte: „Wenn es nur nicht so weit wäre, wo könnt ich iezt meine Ferien lieblicher zubringen, als in R(iedlingen) wenn Sie und die Ihrigen dort sind... Wie gut bin ich dem Riedlinger Bad, daß es Ihnen dort gefällt, und noch mehr, daß es Ihnen gut zuschlägt".

An Hand von Familienpapieren hat Karl Herbster das abenteuerliche Leben eines weitgereisten Efringers geschildert, des „großbritannischen Hauptmannes" Georg Friedrich Gaupp (1719—1798), der nach langen Jahren des Dienstes in der „Ostindischen Kompagnie" nach Lörrach zurückkehrte und sich dort als Industrieller betätigte. Aus Indien hatte Gaupp einen jungen Eingeborenen namens Pascal mitgebracht. Beim ersten Schneefall riß Pascal das Fenster auf und rief ins Zimmer zurück: „Kapitän, sieh doch, es regnet Baumwolle!" Sicher, schreibt Herbster, ist dieser Vorfall im Städtlein bekannt geworden, und er vermutet, daß der Präzeptoratsvikar Hebel später auch davon gehört habe und dadurch zu dem Vers „Isch echt do obe Bauwele feil?" angeregt worden sein könnte.

Auch in einem poetischen Gruß an Daniel Schneegans anläßlich der „Korker Inselweih" vom Mai 1810 verwendet Hebel noch einmal einen ähnlichen Vergleich:

Zumal da ihr leichtes loses Volk,
Dahin zieht wie eine Frühlings Wolk
Die weiß und flockig am Himmel schwebt,
Als wär sie aus lauter Baumwoll gewebt.

Auf seinen Reisen ins Oberland kehrte Hebel stets bei seinen Vertrauten in Weil und Rötteln ein, und vergaß auch nie, seinen ehemaligen Studienfreund, Pfarrer Johann Wilhelm Schmidt in Hügelheim zu besuchen, der sich sehr tatkräftig als Werber für die „Alemannischen Gedichte" einsetzte. Die Reiseerlebnisse spiegeln sich, namentlich in den Briefen an Gustave Fecht, wider[3]).

Auf einen guten Markgräfler Tropfen im Keller war Hebel auch in Karlsruhe sehr bedacht, und seine Oberländer Freunde haben ihn gern damit versorgt, Der Hebelkenner R. Nutzinger meint dazu: „Fraglos hat dies edle Getränk für ihn die lebendige Verbindung mit seiner Heimat bedeutet." Dies bezeugt wohl am schönsten ein Brief an seine Freundin im Weiler Pfarrhaus: „Wenns an einem Sonntag schön Wetter ist, und ich nur halbwegs glaube, daß iemand von Lörrach nach Weil komme, so laß ich mirs nicht abkauffen, daß ich nicht in den Keller gehe, und auch mein Gläslein mittrinke."

Gern erkundigt sich Hebel bei seinen Weiler Freunden nach dem Stand der Reben. „Stehen die Reben schön?" (Mai 1807), „Stehn die Reben gut? Wie geht der Wein ab?" (Ende Januar 1819), „Wie steht es ... um die Reben, wenn wir schon keine haben? Oder haben Sie sich ein Privat Rebstücklein beigelegt ... ?" (24. 8. 1825 an G. Fecht), Seinen Herzensfreund Hitzig ermuntert er: „Bald wird euch für alle Drangsalen der Witterung eine freuden- und traubenreiche Weinlese trösten, ihr gesegneten des Herrn", und der „Frau Vögtin", Karoline Günttert in Weil, gelten die heiteren Verse:

Gott segne Euer Haus
vom Mann bis zu der Maus,
Traube reif und süß
Saftig das Gemüs ...

Heiße Tage in der Residenz entringen ihm den Seufzer: „Wenn ich nur auch eigene Reben hätte."

In der „landschaftlich kargen Residenzstadt" waren Hebel alle Mitteilungen über das geliebte Oberland doppelt wertvoll, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich mit Reisenden aus der alten Heimat zu unterhalten. Einmal ist es der Oberst Kolb von Basel, ein alter Bekannter aus seinen Lörracher Jahren, mit dem er sich über die altehrwürdige Stadt am Rheinknie, Weil und das Wiesental, unterhielt, dann der Graveur Hueber von Basel, zum andern Herr Johann Michael von Lörrach und Doktor Beck von Heidelberg: „Da war auch von Weil die Rede und von der alten Zeit." Groß war die Enttäuschung, daß Herr Hueber von Weil nur die „Sonne" kannte.

Auch auf Reisen ergriff der Dichter jede Möglichkeit, um Neuigkeiten auf dem Rebland zu erfahren: „Vor einigen Wochen traf ich in Rastadt auf der Rheinau Jgf. Kisling, von der ich alles auspreßte, was sie mir von Weil sagen konnte." Mit August Welper, dem „Bammert" aus der Proteuser Gemeinde, ist Hebel in Karlsruhe wieder zusammengekommen, auch nach der Versetzung Welpers nach Mannheim wurde die Verbindung weiter gepflegt, denn Hebel kam alljährlich als Mitglied der Prüfungskommission dorthin. „Hauptgesprächsgegenstand sind wohl die Erinnerungen an das Oberland und die alten Freunde gewesen" (W. Zentner).

Als Hebel seiner Freundin Gustave über seine Eindrücke von einer Reise in den Rheingau berichtet, stellt er immer wieder Vergleiche mit dem Oberland an: „Hätte die Gegend mehr Abwechslung, so könnte die Aussicht so schön als die Tüllinger seyn. Segne Gott mein Tüllingen — und Weil unten dran zwiefach und zehnfach. Bingen ligt wie Basel nur näher und kleiner, die Nahe ist die Wiese, der Rhein ist der Rhein, da und dort unten am Berg ligt Rüdesheim wie Weil und Tüllingen."

Mit dem Lebenswunsch Hebels nach einer Landpfarrei im Oberland ist das freundliche Rebdorf Grenzach am Fuß des Grenzacher Horns verbunden, wo er einst aushilfsweise gepredigt hatte.

Wehmütige Gedanken haben Hebel stets beim Verlassen des Oberlandes befallen, besonders aber auf der Rückfahrt im Oktober 1801: „... als ich von der Höhe des Schliengener Berges herab aus der dichten Wolke, die auf ihm lag, und leider abermals an Auggen vorbey, dem Unterland entgegen wallte, fiel es mir schwer auf's Herz, daß trotz der Tendenz unseres Geistes nach Oben hinauf unser aller irdischer Gang und Wandel ein Gang in's Unterland ist." Auch in einem Brief an Karoline Günttert vom Ende des Monats Mai 1826 lebt noch der Gedanke an das Wiedersehen mit dem Oberland: „ ... Ich weiß zwar nicht, wie bald ich wieder in das Oberland kommen werde, doch wird mich Gott auch wieder hinaufführen — wie gern möchte ich hinzusetzen, für immer." Noch in einem der letzten Briefe Hebels an Gustave Fecht vom 31. Juli 1826 ist von seinem Freunde August Welper die Rede: „Der Bammert ist auf einige Tage von Mannheim hier. Er ist noch der alte. Wir denken auch miteinander an die guten Weiler, an die Lebenden und die Heimgegangenen."

„Unverblaßt leuchtet seinem inneren Auge das Oberland, ungemindert blieb die Liebe zu seiner Landschaft und zu seinen Menschen", schrieb Wilhelm Altwegg, der Biograph des Dichters.

Anmerkungen:

[1]) Laubi und Lusti: Namen für Zugochsen, vgl. „Geitligers Laubi" in Hebels Gedicht „Die Häfnet-Jungfrau".

[2]) Aus Brief (17) An Hitzig (Mitte—Ende Februar 1794), gedruckt Zentner 1957 I S. 24—26.

Diß als Prolog zum Jaspis hier.
Sechs gegen Eins! — Er schmeichelt dir.
So glatt ist er, so spiegelhell und rein,
und ist doch nur ein Feuerstein,
Wie sie dem Hertinger Bauern beym Pflügen
Zum Dutzend vor den Füßen liegen.
Wär er nicht nach K. Ruh spatzirt,
Hätt' ihn nicht der Steinschleifer Meyer
Um einen Zweyer oder Dreyer,
Zum schönen Schaustück polirt,
So läg er bey Schliengen rauh und eckigt,
Unbesehn und dreckigt.
Jezt sucht er seines gleichen unter den Steinen.
Lieber! b'sieh dich drinn, wirst einen
Gespahn erschaun, auf der Fläche glatt,
Der mir schon lang nicht geschrieben hat.

[3]) Aus Brief (63) An Gustave Fecht (25. Oktober 1801), gedr. Zentner 1957 I S. 117—119.

Ich habe, meine theuerste Freundinn, das Oberland und Weil dismal wie allemal gar wehmütig verlassen, und die Sonne hätte gar nicht nöthig gehabt, als ich durch die Oetlinger Reben gieng so schön zu scheinen, und die liebe Gegend, aus der ich weggieng, mir noch einmal zu bemahlen ... Ich nahm den nächsten Weg über Oetlingen, Rötteln, Egringen und Hertingen, wo ich viele, die mir einst werth waren, nimmer fand ... Den ersten Halt machte ich dann am Sont. Mittags wieder in Hügelheim, gieng am Mont. mit Schmid nach Laufen und blieb dort übernacht. Viel ward von Weil und Lörrach gesprochen, und denken Sie sich nur den freundschaftlichen Spezial. Zu großem Staunen aller die sein eigenes Thun und Wesen kennen, verließ er die Trauben im Weinberg und den Most auf der Kelter ... und führte mich mit seinem eigenen Rößlein nach Badenweiler und Hüg. zurück und blieb bei uns über Mittag ... Aber das Fuhrwerk hätten Sie sehen sollen, Hr. Spec. kutschirte selbst, wenn wir nicht beide mit dem Roß selbdrit zu Fuß giengen, Rebberg auf und ab, durch dick und dünn, durch Löcher und über Höcker, Hohlgaß ein und aus. Meine arme Seele hatt' ich Gott befolen.

„Hebel, der milde Schutzgeist unseres Landes"

Bekenntnisse zu Johann Peter Hebel, gesammelt von Emil Baader, Lahr

Als lebendige Bekenntnisse zu dem vor 200 Jahren geborenen alemannischen Meister Johann Peter Hebel können die in den letzten Jahren entstandenen „Hebelstuben" unseres Landes bezeichnet werden: Jene in Schopfheim, eingerichtet von Karl Seith, jene in der „Alten Post" in Müllheim, gemeinsam geschaffen vom Hebelbund und vom Landesverein Badische Heimat, die „Hanauer Hebelstube" zu Odelshofen bei Kehl, wo auch eine Linde gepflanzt wurde an der Stelle der bekannten Hebelinsel von Odelshofen, zumal auch die Langenharder Hebelstube, die vor 10 Jahren, am 190. Geburtstag Hebels, im Bergwirtshaus zur „Schönen Aussicht" hoch über Lahr eröffnet wurde. Hier treffen sich Jahr für Jahr im Mai die Hebelfreunde der mittelbadischen Landschaft, sich im Geiste Hebels um einen Dichter scharend.

Eine Kostbarkeit der Langenharder Hebelstube ist das in Leder gebundene „Langenharder Hebelbuch", das planmäßig Bekenntnisse zu Hebel und zu unserm alemannischen Lande sammelt. Einige davon seien herausgegriffen.

Von seinem Haus „Sommerhalde" zu Ludwigshafen am Bodensee sandte der inzwischen verstorbene Meister der Anekdote, Wilhelm Schäfer, in seiner markanten Künstlerschrift folgende Worte über Hebel:

„Seit meiner Jugend war mir der Kalendermann vertraut; daß er mein Erzieher zur Epik wurde, bekenne ich gern und mit ehrfürchtigem Dank: mit einem Gruß an die Hebelstube auf dem Langenhard."

Der Nestor der oberrheinischen Dichter, Emil Strauß, sandte am 9. Juni 1950 folgende Sätze über Hebels Sprache:

„Leicht und rasch, wie ein Blick aus dem Auge, kommt ihm das Wort, es klingt und schwingt von Nebentönen, Verwandtschaft und Heimlichkeit, es trägt so kurz und so weit, wie es gerade will. Sein Sprachgefühl ist so durchgebildet und süßreif, daß es ihm allein gelungen ist (denn es war ihm ein Spiel), volkstümlich zu schreiben, ohne gesucht oder süßlich zu werden."

Am 5. Juli 1950 schrieb Adolf von Grolman dem Langenhard ins Stammbuch: „Hebels lichter Geist kümmerte sich nicht um das Widerspiel von Klassik und Romantik, seiner inneren Statik kam es auf Form und Gesetz der Menschen vor Gott an."

Der zu Merzhausen bei Freiburg lebende Erzähler Friedrich Franz von Unruh schrieb in einem Brief: „Ich weiß noch, wie ich in Königsberg, das jetzt eine russische Stadt ist, in der Schule zum erstenmal Hebel begegnete und über der Geschichte vom Kannitverstan ins Sinnieren kam. Seitdem ist er mir, so wie diese Geschichte in tiefere und tiefere Gründe führt, im Laufe meines Lebens immer vertrauter geworden; und immer, wenn ich etwas Gutes oder Kluges über ihn lese, meine ich, es sei noch nicht das Ganze. Das kommt wohl, weil jeder von uns ein so persönliches Verhältnis zu Hebel hat."

Wilhelm von Scholz, 1874 zu Berlin geboren, schrieb am 10. Mai 1951 aus seinem Konstanzer „Seeheim": „Wir verehren in Hebel unseren größten badischen Heimatdichter, den Meister der alemannischen Sprache, den Bewahrer unseres Volks- und Landescharakters, den Erzähler, der allen schlichten, einfachen Menschen unseres Stammes Stimme gab. Dennoch kann und muß man Hebel auch wieder ganz anders sehen: als einen der größten Prosaisten deutscher Sprache, als einen der begnadetsten Erzähler, die unser Volk hervor-

gebracht. Wir Badener können mit Stolz aus Goethes Schiller-Epilog sagen ‚Denn er war unser'; aber er w a r es. Er ist längst in den Olymp emporgestiegen, wo nach Stammes-, ja nach Volkszugehörigkeit nicht gefragt wird, wo allein das Menschheitswort gilt."

Aus Paris, wo er damals Botschafter und Geschäftsträger der Bundesrepublik Deutschland war, schrieb Dr. W i l h e l m H a u s e n s t e i n, Träger des Hebelpreises 1950, 1882 zu Hornberg geboren:

„Mein Verhältnis zu Johann Peter Hebel ist das der reinsten Ehrfurcht vor einem Mann, den ich zu den großen Gestalten der deutschen Literatur und der Weltliteratur zähle. Das „Schatzkästlein" liegt immer auf meinem Nachttisch, und ich lese seit Jahren fast täglich darin. Einer der gescheitesten Männer, die ich in meinem nun schon langen Leben kennengelernt habe, hat mir einmal gesagt, eine Anekdote von Hebel mute ihn an wie ein Stück Erzählung von Herodot, oder umgekehrt, ein erzählendes Stück Herodot mute ihn an wie eine Anekdote von Hebel. Ich habe dieser großartigen Kennzeichnung nichts hinzuzufügen. Sie spricht wahrhaftig für sich selbst und scheint mir unmittelbar überzeugend zu sein."

R e i n h o l d S c h n e i d e r, am Ostersonntag 1958 an den Folgen eines Unfalls heimgegangen, schrieb am 21. Mai 1953 dem Langenhard ins Stammbuch: „Die großen alemannischen Dichter Hebel, Gotthelf, Keller sind eins in der Liebe zum Volk; während aber diese Liebe in Gotthelfs Werk neben dem künstlerischen auch einen pädagogisch polemischen Ausdruck sucht und Keller, indem er die Umwelt ergreift, sich zugleich in die Abgründe der Subjektivität versenkt, ist Hebels Werk ausschließlich von Liebe getragen: zum Volk in allen seinen Gestalten und besonders den Stillen und den Verwegenen — und zu Landschaft und Schöpfung, die es umschließen. So tief er auch das Untergründige und Unheilbare des Lebens erfahren hat, so ist die Kraft seines Geistes doch eine versöhnende, verklärende; die Milde der Rheinebene, in der sich die Dissonanzen lösen, das Licht der Rebberge, ist darübergebreitet — während das Fließen der Zeit, des Geschichtlichen, das wenige wie Hebel auszudrücken vermochten, immer vernehmlich ist.

In seinem Leben und Werk ist das Land Baden, die elegische Stimmung zwischen Ober- und Unterland, zur Einheit geworden. E r i s t d e r m i l d e S c h u t z g e i s t d i e s e s L a n d e s, gegenwärtig auf seinen Wanderstraßen, in seinen prunklos-redlichen Städtchen, auf den Friedhöfen, vor den Kirchen, den Burgtrümmern, an den Ufern des Rheins, der Hebel geformt hat. Hebel hat dieses Land gesegnet und segnet es, solange sein Wort in seinem Volke lebt."

R o l f G u s t a v H a e b l e r, der in Baden-Baden lebende Schriftsteller, weilte am 4. Dezember 1954 in der Hebelstube. Dabei bekannte er: „Eins scheint mir die größte Gabe Hebels gewesen zu sein: die menschliche Heiterkeit in allen Dingen und in den Menschen, die er gestaltete. Wer, frage ich, wer unter den deutschen Dichtern war so voll lächelnder Behutsamkeit und verstehend verzeihender Nachsicht wie Hebel? Keiner!"

M a r t i n H e i d e g g e r, der aus Meßkirch stammende Philosoph, sandte am 30. November 1954 folgende Sätze über Hebel: „Die Mundart ist der geheimnisvolle Quell jeder gewachsenen Sprache. Aus ihm strömt uns all das zu, was der Sprachgeist in sich birgt. Was jedoch in Hebels Schatzkästlein an Schätzen verborgen ist, haben bis heute nur wenige ganz ermessen.

Die deutsche Schriftsprache, in der Hebels Erzählungen und Betrachtungen sprechen, ist die einfachste, hellste, zugleich bezauberndste und besinnlichste, die je geschrieben

wurde. Die Sprache des Schatzkästleins bleibt die hohe Schule für jeden, der sich anschickt, maßgebend in dieser Sprache zu reden und zu schreiben."

Am Weihnachtstag 1954 sandte Theodor Heuss, damals noch Bundespräsident, aus seiner Lörracher Hebelrede vom Mai 1952 folgende Sätze: „Hebel blieb lebendig und zwar nicht bloß deshalb, weil es seit 1860 eine so schöne Sache gibt wie das „Hebel-Mähli". Und nicht bloß deshalb, weil die Dankbarkeit des alemannischen Volkstums ihn trägt, die Dankbarkeit dafür, daß er die Heimatsprache sozusagen druckreif gemacht hat, sondern weil er in diesem bewußten und begrenzten Provinzialismus der Gedichte ein Weltgefühl umfaßt, und weil in diesen, mit sehr viel Zeitluft des aktuellen Zeitgeschehens angefüllten Anekdoten der Unterton des Bleibenden, des Gültigen, des Ewigen, des Ewig-Menschlichen mitklingt."

Von den zahlreichen anderen Autoren, die sich zu Hebel bekannten, seien genannt Ernst Bacmeister, Hubert Baum, Eberhard Meckel und Max Bittrich, Hermann Burte, Friedrich Roth, Max Duffner-Greif und Ludwig Finckh, Richard Gäng, Joachim von der Goltz, Ida Gudenschuh, Paula Hollenweger und Alfred Huggenberger, Lina Kromer und Desirée Lutz, Traugott Meyer, der verstorbene Basler Hebelpreisträger Ernst Niefenthaler, Richard Nutzinger Franz Philipp, Otto Reinacher, Ida Preusch-Müller und Max Rieple, Paul und Karl Sättele, Gottfried Schafbuch und August Vetter, die Dichter der Baar, Emanuel Stickelberger, Karl Willi Straub, Fritz Wolfsberger, Eugen Falk, Karl Jörger, Rudolf Hagelstange, Hans Heid, Hans Matt-Willmatt, Alois Burger u. a.

Aus „Gott sendet einen Dichter"

Der rasche Winter ging vorbei,
Es kam ins Land der liebe Mai:
Da schrie in einer Basler Stube
(schmal, eng und nieder, aber rein)
Urkräftig ein gesunder Bube!
Ein echtes, rechtes Kind vom Rhein.

Die Mutter nahm ihn an die Brust
Und säugte ihn mit Mutterluft;
Der Vater sprach: Es ist ein Staat,
Der Bube wird einmal Soldat!
Doch Gott vom Himmel sah darein
Und sprach: Es soll ein Dichter sein!

Und langsam wurde offenbar,
Was diesem Kind beschieden war:
Dem Volk zu geben, was ihm fehlte,
Ein Lied, das seine Art beseelte.
Und fand das grüne Wiesental
So schön wie Gottes Himmelssaal.

Das war dem Büblein eingetan
Von Urahn nach des Herren Plan:
Zu schauen als ein Bauernland
Die Welt bis an den Sternenrand
Und jener hohen Heimat Schein
Zu ziehen in die Welt hinein.

Hermann Burte

Stunden in Hebels Geist

Zehn Jahre Langenharder Hebelschoppen

Von Hermann Wiedtemann, Lahr

Am 6. Mai 1959 kamen auf dem Langenhard zum zehnten Mal die zahlreichen Hebelfreunde aus Lahr und der Umgebung zu ihrer Hebelfeierstunde zusammen. Es sang zu Beginn Anneliese Nüßle-Wickertsheimer Hebels „Freude in Ehren" und zum Abschluß seinen „Wächterruf". Es lasen Oberländer Schülerinnen des Aufbau-Gymnasiums aus seinen alemannischen Gedichten die sein Jugendland verklärenden Verse von der Wiese, von der Häfnet-Jungfrau und sein schlicht-profundes Weistum „Der Wegweiser". Dazwischen standen die tiefsinnige Erzählung vom „Kannitverstan", die schelmisch-hintergründige vom „Wettermacher" und Lebensweisheiten aus seinen „nützlichen Lehren". Hermann Burtes „Hymne an Hebel" und „Distichen" faßten Hebels Wesen und Bedeutung. Und im zweiten Teil des Abends las der herzlich begrüßte Dichter, Denker und Essayist Dr. Ernst Bacmeister. Geigenspiel von Aufbau-Gymnasiastinnen umrahmte seine Lesungen.

Das Jubiläum dieser Treffen rechtfertigt einen Rückblick, der etwas von der Atmosphäre dieser Stunden spürbar machen soll. Und da sei dies gesagt:

Es war ein glücklicher und schöpferischer Gedanke, daß in der „Schönen Aussicht" auf dem Langenharder Bergrücken über der Stadt Lahr der Hebelverehrer Emil Baader und die Markgräfler Wirtin Marie Wingert das einzigartige und heimelige Hebelstüble schufen: die holzgetäferte Stube mit ihrem Schwarzwälder Kachelofen, den Wandbänken, Bauerntischen und -stühlen, den von Emil Baader liebevoll zusammengetragenen Bildern von Hebel und seinem Lebens- und Freundeskreis. Und dann wurde hier oben in diesem Bergwirtshaus mit seinem weiten Blick in die Ebene, zum Straßburger Münster und zu den Vogesen ein zweiter fruchtbarer Gedanke verwirklicht: Hebel- und Heimatfreunde im Mai um Hebels Geburtstag herum zum Hebelschoppen einzuladen.

Zum ersten Male geschah's auf den 13. Mai 1950 zum 190. Und es kamen so viele herauf, daß sie das Hebelstüble nicht fassen konnte. So fand der Hebelschoppen, wie allemal seither, in den vorderen Gasträumen seinen Ort. Das Streichtrio Beyerle-Köchlin-Fischer spielte Beethoven und Mozart, Anneliese Nüßle-Wickertsheimer sang Lieder von Franz Philipp, die Wiesentälerin Elisabeth Müller und die Wirtin lasen Hebel-Gedichte, Studienrat Ruch würdigte des Dichters Werk und seine Bedeutung für die Gegenwart. Das war der Anfang, und er fand Anklang.

Am 26. Mai 1951 folgte der zweite Hebelschoppen. Und er war noch stärker besucht. Auch alemannische Dichtergäste waren gekommen: Hubert Baum, Hans Matt-Willmatt. Studienrat Ruch und Emil Baader begrüßten. Wieder las Frau Elisabeth Müller und sang Anneliese Nüßle. Rosemarie Ruder las Friedrich Roths beschwörende Verse „An Hebel 1951". Mir oblag es damals, über Hebel, J. V. v. Scheffel und Hermann Eris Busse zu sprechen, ihr Hohelied auf die Heimat zu würdigen. Anlaß war der 125. Geburtstag Scheffels und der 60. Busses in diesem Jahre. Oberbürgermeister Dr. Paul Waeldin bekannte sich in seiner Ansprache freudig zu dem, was hier auf dem Langenhard seine Stätte und im Hebelschoppen seinen Ausdruck fand.

Ein Jahr später, am 3. Mai 1952, waren wir wieder beisammen. Und diesmal kam

Hermann Burte, und mit ihm kamen Max Dufner-Greif, Friedrich Roth, Hubert Baum und der Maler Adolf Glattacker. Das war der Schritt nach vorne und in die Tiefe. Der Hebelschoppen auf dem Langenhard war damit zu einem Forum gemacht worden, auf dem schöpferische Geister des oberrheinischen Raumes Hebel vor uns stellten, in seinem Geiste sprachen und aus eigenen Werken lasen. So an jenem Maitag 1952 Hermann Burte. Und es war, wie es unser goldenes Buch festhielt, „für alle Teilnehmer ein einzigartiges Erlebnis, den Worten Burtes zu lauschen und dabei in die weite abendliche Landschaft mit der untergehenden Sonne zu schauen . . . Mächtig stand der Dichter im Kreise seiner Zuhörer, seine Stimme, seine Sprache bezwangen alle." Er sprach davon, wie Hebel einem lange literarisch stummen Volk in seiner Mundartdichtung seine Sprache wiedergeschenkt habe. Damit sei es dieses Schatzes erst inne geworden. Aus fast verschollener Tiefe habe Hebel Mundartlieder voller Kraft und Gemüt geschaffen. Burte pries ihn als einen Einigmacher im Geist, als Finder und Bewahrer, und er würdigte ihn als Beispiel und Vorbild für Dichtergenerationen nach ihm. Burte las eigene Gedichte, Friedrich Roth und Hubert Baum steuerten Geschichten und Verse bei, und humorvoll erzählte Adolf Glattacker die Entstehungsgeschichte seines Hebelbildes, das hier jedesmal fliederbekränzt auf uns herabsieht. Und denkwürdig bleibt, daß dieser Hebelschoppen seinen dichterischen Nachklang in Max Dufners Sonettenkranz gefunden hat. Das war ein Höhepunkt, der jedem im Gedächtnis bleibt, der ihn miterlebte.

Am 16. Mai 1953 sprach und las Eberhard Meckel aus Freiburg, von Todtnau war erstmals Otto Heinrich Klingele gekommen. Und zum 5. Hebelschoppen am 22. Mai 1954 kamen Dr. Wilhelm Zentner, der verdienstvolle Herausgeber der Hebelbriefe, Friedrich Roth, Ernst Niefenthaler von Bürchau unterm Belchen, Richard Gäng, Hans Heid und Hermann Landerer. Es wurde ein Sängerwettstreit auf dem Langenhard und ein Abend ganz in Hebels Geist. Wilhelm Zentner sprach über das, was vier Frauen — die Mutter, die lebenslange Freundin Gustave Fecht, die Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz und die „Pflegetochter" Sofie Bögner-Haufe — in Hebels Leben und Schaffen bedeuteten. Einfühlend und feinsinnig wurde das aufgezeigt und gedeutet. Und auch dieser Hebelkenner rief wieder auf, an Hebel, dem begnadeten Finder und Künder der kostbaren Einfachheit im Leben und in der Kunst, als einem unendlichen Schatz festzuhalten.

Der 6. Hebelschoppen am 14. Mai 1955 war dem Gedächtnis der drei großen Alemannen J. P. Hebel, Hans Thoma und Albert Schweitzer gewidmet. Es sprachen und lasen der gebürtige Friesenheimer Dr. Oskar Kohler, Frau Bergmann-Küchler und Georg Binder. Dem 7. Hebelschoppen am 26. Mai 1955 gab Joachim von der Goltz sein Gepräge — der Dichter, dem unser Land zur Wahlheimat geworden und der in dieser Stunde von der Verbundenheit mit ihr und ihrem Genius Hebel her tiefschürfende Worte über dessen Bedeutung und die heilsame Bindung an die Heimat fand und dann in der ihm eigenen, ausgewogen-plastischen Weise eigene Dichtungen las, alles den Teilnehmern zu einem nachklingenden Erlebnis prägend. Frau Wagner sang Lieder von Brahms und Richard Strauß, ein Quartett ließ Mozarts „Kleine Nachtmusik" erklingen. Und den 8. Hebelschoppen am 18. Mai 1957 zeichnete das Kommen der Hebelpreisträgerin Lina Kromer aus. Es war eine der Hebel-nahsten Feierstunden, als diese schlichte Frau, die Bauerntochter aus Obereggenen, ihre beseelten und so formsicheren alemannischen Verse las. „Lautlose Stille herrschte im Raum. Sie malte in zarten Wor-

ten das Bild ihres Heimattales und in holzschnitthafter Weise das Antlitz der Menschen ihres Dorfes. Unvergeßlich die Schilderung der ländlichen Beerdigung, großartig ihr „Johannistag" . . . Die Zuhörer standen im Bann einer außergewöhnlichen Persönlichkeit", rühmt der Chronist. Umrahmt war ihr Lesen von Liedern — Verse Lina Kromers, die Oskar Baumann vertonte und Anneliese Nüßle sang.

Anders wieder war der 9. Hebelschoppen am 10. Mai 1958, als zum erstenmal ein Gast von jenseits des Rheines hier zu Wort kam: der unterelsässische Arzt und Dichter Paul Berthololy. Seine Lesung führte zunächst tief in das mythische Wesen und Weben der Landschaft, aus der er kam und der er mit Herz und Geist verbunden ist. Dann aber ließ er mit derber Realistik ein buntes Kaleidoskop vom Jahrmarkt des Lebens in Scherz, Ironie und tieferer Bedeutung vor uns seine Bilder entrollen.

Das ist der mir nötig erscheinende Rückblick auf die seitherigen Hebelschoppen auf dem Langenhard anläßlich der zehnten Wiederkehr. Es ist ihr Sinn und ihre Bedeutung, daß Hebels heiterer und besinnlicher Geist aus seinen Gedichten und Erzählungen immer wieder aufs neue die daran Teilnehmenden beseele und von da aus ihren Alltag begleite. Das ist das eine, wozu wir hierher kommen und einladen.

Es ist aber noch ein weiteres. Und darüber sei gesagt: Schon oft ist der Hebelschoppen als ein „Familienfest der Hebelfreunde" bezeichnet worden. Das darf und soll er sein. Aber das als seinen einzigen Inhalt anzusehen, birgt eine Gefahr: — die Gefahr von Familienfesten, sich in Sentimentalitäten oder flacher Unterhaltung zu erschöpfen. Das darf mit dem Langenharder Hebelschoppen nicht geschehen. Er muß Stil und Niveau bewahren. Er ist nicht nur ein schwereloses, heiteres „Stündli", sondern muß immer auch ernste Stunde der Besinnung und der gegenwartsbezogenen Auseinandersetzung sein und bleiben. Das ist seine kulturelle und kulturpolitische Sendung in dieser Zeit der vielfachen kulturellen Verantwortungslosigkeit und der intellektualistisch-snobbistisch-abstrakten Anarchie, die mit allen ihren Nebenerscheinungen zur seelisch-geistigen Gefährdung unseres Volkes und des Abendlandes geworden ist.

Hier soll Hebels Wort und Geist Ausgangsort und tragende Mitte sein. Das aber nicht nur im Sinne musealer Liebe und der Überlieferung, sondern als fortwirkend lebendiger Anstoß zu echter Lebenswirksamkeit edler Kunst und zu persönlicher Besinnung auf die „Sachen ene dra", von denen er sprach, der die „rainsti Seel ab eusem beste Bode" (Burte) war und ist und bleibt.

Johann Peter Hebel und seine Zeit

Eine Karlsruher Ausstellung zum 200. Geburtstag des Dichters

Von Otto Ernst Sutter, Gengenbach

Es mag ein wenig überraschen, daß die Gedenkausstellung für Johann Peter Hebel anläßlich seines 200. Geburtstages in Karlsruhe veranstaltet wird. Nun, der Dichter hat beinahe zwei Drittel seiner Lebensjahre in der damaligen badischen Residenzstadt verbracht, und in ihr sind alle seine unvergänglichen Werke, die „Alemannischen Gedichte", das „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" und die „Biblischen Geschichten" entstanden, nicht zuletzt aber auch die meisten seiner wundervollen Briefe geschrieben worden. Zu recht, so wird man sagen dürfen, wird in einer mit Umsicht und Liebe vorbereiteten, sorgsam gestalteten Schau, die in Räumen des Sammlungsgebäudes am Friedrichsplatz untergebracht ist und vom 7. Mai bis zum 22. September dauert, das Gedächtnis dieses unvergleichlichen Geistes gerade in Karlsruhe beschworen.

Lebensläufe und Werke von Dichtern und Denkern pflegen an sich, wenn gleich nicht völlig spröde, doch fast immer nur schwer zu bewältigende Ausstellungsstoffe zu sein. Poetische und geisteswissenschaftliche Schöpfungen wenden sich an den lesenden oder zuhörenden Menschen. Gewiß, Bildnisse einer Persönlichkeit, der eine Schau zugedacht ist, wissen zu fesseln, Niederschriften ihrer Hand, ihrer Dichtungen und Traktate die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und Erinnerungsstücke aus ihrem Dasein unser Gemüt zu bewegen — aber es läßt sich doch nicht übersehen, daß etwa Kunst- und vor allem Industrie-Ausstellungen über attraktivere Anziehungskräfte verfügen.

Wenn sich nun die Stadt Karlsruhe, in dankenswerter Gemeinschaft mit der Regierung des Landes Baden-Württemberg und unterstützt von zahlreichen, dem Beginnen wohlgesinnten Leihgebern, dennoch entschlossen hat, anläßlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstages Johann Peter Hebel in einer Schau zu feiern, so einmal deshalb, weil gerade er unter dem Gesichtswinkel der Beziehungen zu seiner Zeit und seinem Land verstanden sein will und sich anschaulich schildern läßt, und weil er außerdem, wie vielleicht kein anderer Dichter, auch heute noch „lebt", will besagen, in der Welt, der er entstammt, den Menschen wirklich noch nahe und vertraut ist. Dies möchte nicht zuletzt im Titel der Ausstellung anklingen: „Johann Peter Hebel und seine Zeit" — zur Zeit Hebels gehört auch die Gegenwart.

Den Gestaltern der Karlsruher Ausstellung lag am Herzen, den ungekünstelten, gesunden, so wohltuenden Wesenszug heiteren wie besinnlichen, volksnahen Menschentums fühlbar zu machen, dessen Hauch einen umweht, wenn immer man mit Johann Peter Hebel in Berührung kommt. Dabei wurde freilich bewußt versucht, den Dichter und Menschen der (irrtümlichen Voraussetzungen entspringenden) „Verniedlichung" zu entreißen, in die er gelegentlich verstrickt wird. Der Dichter in unserer Ausstellung ist die überragendste Gestalt am Oberrhein im Zeitalter der deutschen Klassik.

Eine Ausstellung wie diese verlangt unabweislich eine ausführliche, wenn man will, liebevolle Beschriftung, die alle ihr zu Gebote stehenden Register zieht. Der „Rheinländische Hausfreund", der Briefeschreiber Johann Peter Hebel versetzt in die beglückende Lage, ihm selbst immer wieder das Wort zu geben. Nicht wenige Besucher werden in dieser Ausstellung unseren Dichter von neuer Sicht her sehen und erleben! Die angestrebte, erschöpfende Beschriftung — eine Beschriftung großen Stils und umfassenden Inhalts — macht einen Ausstellungs-

katalog der üblichen Form überflüssig, den man — in Händen haltend und in ihm blätternd — fortlaufend zu Rate ziehen muß, um der Schau näher zu kommen. Unsere Ausstellung will wie eine Wanderung durch Zeit und Land Johann Peter Hebels und durch sein irdisches Dasein genossen werden.

In dem erfreulicherweise bereits weitestgehend wiederaufgebauten Sammlungsgebäude im Herzen von Karlsruhe stehen der Ausstellung drei Räume zur Verfügung: Die große Eingangshalle, ein Zwischenzimmer mit dem Gang davor und ein weiter, heller, festlicher Saal.

Der Besucher, der vom Friedrichsplatz aus die Ausstellung betritt, wird sich, so darf man gewiß annehmen, freudig bewegt fühlen, von der überlebensgroßen, stattlichen Figur des Dichters, auf die der erste Blick fällt! Der verehrte, betagte Meister, Professor Wilhelm Gerstel hat den Abguß seines schönen Lörracher Denkmals ausstellungsreif gemacht. Die Gestalt des wandernden Dichters will als warm empfundene Ehrung verstanden sein, vor allem aber auch den „lebendigen Hebel" versinnbildlichen.

Bildnisse, Büsten, Dokumente u. a. in der Eingangshalle führen in die Zeit um die Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert zurück, in die „Hebel-Zeit". Markgraf Carl Friedrich, der spätere Kurfürst und erste Großherzog, förderte den jungen Hebel und berief ihn nach Karlsruhe, das ihm dann zum Schicksal geworden ist. Farbig gehaltene Landkarten erinnern daran, aus welcher verwirrenden Vielzahl kleiner, weltlicher und kirchlicher, „souveräner" Staatsgebilde das Großherzogtum entstanden ist. Die Gründung Badens, die staatsmännisch und diplomatisch vor allem von Sigmund Freiherrn von Reitzenstein gemeistert wurde, geschah auf „Geheiß" Napoleons, dessen Bild deshalb in der Ausstellung nicht fehlen darf. Das Original der Akte des Rheinbundes gehört zu den zeitgeschichtlich kennzeichnendsten Dokumenten der Ausstellung. Seine Zugehörigkeit zum Rheinbund nötigte Baden, Napoleon Truppen in übergroßer Zahl zur Verfügung zu stellen. Unter den Fahnen Frankreichs kämpften tapfere Badener in Spanien und in Rußland. Erinnert wird hier u. a. daran, daß Hebel, darum gebeten, für die badischen Soldaten zwei Lieder gedichtet hat.

Ebenfalls auf Betreiben Napoleons kam es zur Ehe des Erbprinzen, späteren Großherzogs Carl, der seinen Großvater Carl Friedrich auf dem Thron folgte, mit Stephanie Beauharnais, einer Nichte von Josephine, der Gemahlin Napoleons. Dem Heiratsplan widersetzte sich Carls Mutter, die deutschgesinnte Markgräfin Amalie. Napoleon adoptierte Stephanie und erhob sie zur Prinzessin von Frankreich. Hebel begrüßte den Einzug der jungen Erbgroßherzogin ebenso freudig wie reizvoll. Nach dem frühen Tod Carls (1818) erwarb sich Stephanie im ganzen Land aufrichtige Zuneigung. Als sie im Januar 1860 heimging, trauerte Baden in aufrichtiger Verehrung um die Entschlafene. Im Hinblick auf die hundertste Wiederkehr ihres Todestages erfährt die Gestalt dieser Fürstin, die viel zur Verständigung zwischen ihrer Geburts- und ihrer Wahlheimat beigetragen hat, eine besondere Würdigung.

Die Schwiegermutter Stephanies, Markgräfin Amalie, wurde von ihrer Zeit gern als „Schwiegermutter Europas" bezeichnet, weil von ihren sechs Töchtern fünf mit regierenden Fürsten vermählt waren. Vor allem die Verbindung ihrer Tochter Luise Marie, die die Namen Elisabeth Alexejewna annahm, mit dem Zaren Alexander I. von Rußland kam dem Land Baden zugute. Als auf dem Wiener Kongreß und auch noch danach Bayern die Pfalz und Österreich den Breisgau zurückverlangten, ließ Alexander den Bemühungen des Großherzogtums, seine

Auflösung zu verhüten, entscheidende Unterstützung angedeihen.

Großherzog Carls Nachfolger war sein Onkel Großherzog Ludwig. Durch ihn wurde Hebel zum Prälaten der Evangelischen Landeskirche und zum Mitglied der ersten Kammer ernannt, in der er mit dem Bistumsverweser, Freiherrn von Wessenberg, der vor 100 Jahren gestorben ist, freundschaftliche Beziehungen anknüpfte.

Das von Friedrich Weinbrenner geformte Gesicht der Residenzstadt, in der Hebel sich als Erzieher wie als Kirchenmann, als Dichter wie als aufgeschlossener, vielseitig gebildeter Repräsentant seiner Zeit hohes, tragfähiges Ansehen erwarb, findet in einer Reihe von Stichen und Darstellungen in der Eingangshalle beredten Ausdruck.

Im Zwischenzimmer nimmt der Schreibtisch des Dichters als besonders geschätztes liebenswertes Ausstellungsstück die Aufmerksamkeit der Gäste in Anspruch. Wer betrachtete ihn nicht mit stiller Andacht, fast mit Scheu — den Schreibtisch, auf dem fast alle seine Briefe und seine Dichtungen niedergeschrieben worden sind. Von den Wänden blicken Urkunden herab, so das Diplom der Ernennung Hebels zum Ehrendoktor der Theologie der Universität Heidelberg und viele andere ähnliche Begegnungen wissenschaftlicher Gesellschaften.

Zwei Vitrinen bergen früheste und spätere Ausgaben der Werke des Dichters und das Schrifttum über ihn. Musikfreunde werden die Manuskripte von Vertonungen einiger Hebellieder mit Interesse betrachten, so die vom zeitgenössischen Meister Franz Philipp.

Der große eigentliche Hebel-Saal gilt nun ganz dem Leben und Schaffen des Dichters. Auf einer großen Landkarte sind die wichtigsten Orte vermerkt, mit denen Hebel in Berührung gekommen ist. Flankiert wird diese Karte von zwei Tafeln, auf denen die wesentlichsten Daten in seinem Dasein zusammengestellt sind. Die Sichtbarmachung dieses Daseins und des Wirkens Johann Peter Hebels kann sich erfreulicherweise auf eine Fülle von Bildern und Dokumenten stützen, die mit Bedacht und gesammelter Aufmerksamkeit betrachtet sein wollen. Die „Lebensschau" gliedert sich in folgende Gruppen, die freilich, um alles Starre und Steife zu vermeiden, nicht scharf gegeneinander abgegrenzt sind:

1. Geburtsstadt Basel — Eltern — Kindheit Hausen — Schopfheim
2. Erste Karlsruher Zeit — Besuch des Gymnasiums der Residenz (1774—1778)
3. Studium in Erlangen (1778—1780) und Theologieexamen (1780)
4. Hertingen — Hauslehrer und Vikar — Tannenkirch (1780—1783)
5. Lörrach: Präzeptoratsvikar (1783—1791)
6. Belchenkult — „Proteuserei"
7. Gustave Fecht, die Freundin
8. Hebel in Karlsruhe (1791—1826)
9. Der weitgespannte Freundeskreis
10. Die Dichtungen Hebels und Urteile der Zeitgenossen über sie
11. Der Prälat — Mitglied der ersten Kammer
12. Heimgang des Dichters — Schwetzingen

Bildnisse und Dokumente an den Wänden werden ergänzt durch zahlreiche Originalmanuskripte u. ä. in den Vitrinen.

Drei besondere Einzelgruppen verdienen hervorgehoben zu werden:

I. Auf besonderen Wänden wird an die schönsten Gedichte und Kalendergeschichten Hebels erinnert, und zwar in Verbindung mit der Wiedergabe von Illustrationen verschiedener Künstler.

II. Vor hundert Jahren entstand in Hausen das „Hebelmähli", eine Stiftung der Basler Hebelfreunde. Bekanntlich wurde dieses „Hebelmähli", dessen Name zurückgeht auf die Bewirtung der alten „Mannen" und Frauen am Geburtstag des Dichters, zu dem alljährlich am

10. Mai mit hoher Begeisterung gefeierten Hebelfest. An dieses „Hebelmähli" erinnert eine größere Zahl reizvoller photographischer Aufnahmen. Auch der Lörracher Hebelbund mit seinem „Hebeldank" kommt zu Wort. Im Jahre 1936 wurde der Staatliche Hebelpreis gestiftet, der vom Land Baden-Württemberg übernommen worden ist. Man wird die Bildnisse aller bisherigen Hebelpreisträger, verbunden mit kurzen Lebensdaten, betrachten können.

III. Die Bildnisse des Dichters — leider freilich zum großen Teil nur in photographischen Wiedergaben — sind auf einer besonderen Wand zusammengefaßt. Hier wird man mit Gefühlen der Enttäuschung, ja der Beschämung feststellen, daß die beiden ausdrucksvollsten Porträts von Johann Peter Hebel, das von Iwanow und das von Becker, die sich 1907 noch in badischem Privatbesitz befunden haben, für unser Land verloren gegangen sind. Hätten sie nicht für Baden erworben werden können? Nun, sie befinden sich im Eigentum von Schweizer Sammlern, sind also zum Glück in vertrauenswürdigen Händen.

So viel in knappen Strichen über unsere Ausstellung. Man erlaube mir noch ein kurzes Nachwort.

Es gibt keine beglückendere und sinnvollere Ehrung eines Dichters, als daß man von ihm sagen kann, er „lebe", und als die Versenkung in seine Werke. Möge unsere Ausstellung dazu beitragen, daß vor allem auch die Heranwachsenden einsehen lernen, wie sehr es sich „lohnt", in Hebels Dichtungen daheim zu sein, sich dem Verpflichtenden seines Menschentums zu überlassen.

Verneigen wir uns vor dem „lebendigen Hebel"! Er gehört zu den verläßlichsten Tröstern in dieser Zeit unvorstellbarer Irrnis und Wirrnis!

Hebel, das „Maiechind"

In der Welt regiert der Sebel
Aber euse liebe Hebel
Isch e gsegnet Maiechind,
Jo, sy Seel chunnt usem Maie
Wie der Bluemeduft an Raie,
Äs me gwiß kai besseri findt.

H. Burte

Ein norddeutscher Nachfolger Johann Peter Hebels

Zu den „Allemannischen Liedern" Hoffmanns von Fallersleben

Von Volker Schupp, Freiburg

Im Frühjahr 1803 übergab Johann Peter Hebel seine „Alemannischen Gedichte" der Öffentlichkeit. Das Bändchen, das mit so ungewissen Aussichten seinen Weg antrat, wurde ein Erfolg, mit dem der Dichter wohl zufrieden sein konnte: Schon bald waren weitere Auflagen erforderlich; sogar die illegalen Nachdrucker, die „Raubvögel", wie Hebel sie nannte, stürzten sich auf diese Beute, und bekannte Zeitgenossen wie Johann Georg Jacobi, Jean Paul und Goethe rezensierten das Werkchen mit größtem Wohlwollen. Von Goethe wissen wir auch, daß er damals gern Bekannten alemannische Gedichte vorlas[1]).

Aber so sehr ihn der Erfolg freute, Hebel hatte noch andere Ziele im Auge gehabt. Dem bekannten Sprachforscher Friedrich David Gräter hatte er in selbstbewußter Bescheidenheit die „Probe einer vaterländischen Dichtungsart, die in einem nicht ganz werthlosen Dialekt unserer Sprache ... versucht worden" ist, übersandt und dabei programmatisch ausgesprochen: „Meine erste Absicht ist die, auf meine Landsleute zu wirken, ihre moralischen Gefühle anzuregen, und ihren Sinn für die schöne Natur um sie her theils zu nähren und zu veredele(n), theils auch zu wecken. Sollte die alte und bekannte Frage der glücklichen Überraschung: ‚wie hören wir ein ieglicher die Sprache, in der wir gebohren sind' nicht noch einmal ein kleines Wunder thun können? Und wie, wenn irgend wo am Schwarzwalde oder an den Alpen, im dunklen Tannenhain oder auf der lachenden Trift der schlummernde Dichtergeist eines reingestimmten Natursohnes geweckt würde durch diese heimischen Töne, er nähme mir die Harfe ab, und zauberte uns durch reiner geschöpfte Naturgesänge in die verwehten Tage der Vorzeit zurück und tröstete uns durch sie für die, die uns der Sturm der Zeiten weggeführt hat?"[2])

Dieser Wunsch nach einem Nachfolger ging bald in Erfüllung, wenn auch anders, als der sich vorgestellt hatte, der ihn getan: Noch im selben Jahr wie Hebel veröffentlichte der Freiburger Professor Ignaz Fellner eine Sammlung „Neue Alemannische Gedichte", die Hebel ziemlich verärgerte[3]). „Meine stille Absicht war es mit", so schreibt er an Freund Hitzig, seine eigenen Worte wiederaufnehmend, „durch die neuen Töne hie und da eine Harfe zu wecken. Aber die Fellnerische meinte ich nicht"[4]). — In der Folgezeit hätte sich Hebel wohl noch öfters ärgern müssen; hie und da hätte er sicherlich auch seine stille Freude gehabt. Viele jedenfalls fühlten sich in den anderthalb Jahrhunderten von ihm angesprochen und kamen, aus seiner Quelle zu schöpfen, Berufene und Unberufene. Die Harfe abgenommen hat ihm keiner von ihnen.

Die überraschendste Dichtergestalt in der Hebelnachfolge ist sicherlich August Heinrich Hoffmann, den man nach seinem Geburtsort im damaligen Kurfürstentum Hannover Hoffmann von Fallersleben zu nennen sich gewöhnt hat, der Dichter des Deutschlandliedes. Zu seinen fast ganz vergessenen Werken zählt auch eine Sammlung „Allemannische Lieder nebst Worterklärung und einer allemannischen Grammatik". Die Entstehungsgeschichte dieses seltsamen Bändchens erzählt der Autor selbst in der Vorrede.

„Ostern 1821 verließ ich die Universität Bonn und begab mich nach Holland, um dort die altniederländische Literatur näher kennen zu lernen. Ich fand in Leiden die gastfreundlichste Aufnahme ... Während mich die niederländischen Sprachdenkmäler

und Volkslieder fast ausschließlich beschäftigten, lernte ich zuerst Hebel's allemannische Gedichte kennen. Ich ward bald mit ihrer Form und ihrem Inhalte vertraut; je mehr ich in das Verständnis eindrang, je größer ward der Genuß; ich freute mich bald nicht mehr allein daran, ich wußte auch meine Leidener Freundinnen dafür zu gewinnen. Die Sprache wurde mir nach und nach so geläufig, daß ich nun selbst anfing, mich darin poetisch zu versuchen. Der Eindruck, den Hebel's liebliche Dichtungen auf mich machten, war ein gewaltiger und nachhaltiger, so daß ich eine lange Zeit Alles was mein Gemüth am meisten bewegte, am liebsten in der Hebel'schen Sprache wieder zu geben suchte. Es schien mir, als ob ich gewisse Gefühle, die ich nicht offenbaren wollte und durfte, nur in d i e s e r Sprache aussprechen könnte und dürfte. Ich liebte, und fand keine schönere Sprache, worin ich Meieli besingen konnte, als eben die des nie gesehen Wiesenthals. Mich störte gar wenig, daß mir als Norddeutschen von Jugend auf diese Sprache völlig fremd gewesen war, daß ich sie von Niemand lernen und vorläufig nur aus Hebel schöpfen konnte. Meine Freunde fanden es wunderlich, daß ich in einer fremden Mundart dichtete . . . ich ließ mich nicht irre machen und studierte, seit ich wieder im Vaterlande war, nur noch eifriger den Hebel . . . Mitten in meinen ernsten Beschäftigungen suchte mich die Liebe von neuem heim. Ich konnte Meieli nicht vergessen, und was ich von ihr gesungen hatte, sang ich nun von einer neuen — ich nannte sie Rosegilge . . . Ich wußte dieses wunderbare heimliche Liebesglück nicht anders auszusprechen als eben wieder in allemannischer Sprache . . . So entstanden im Verlaufe etwa dreier Jahre die meisten meiner Lieder, die ich im Allemannischen dichtete."

„Meieli" und „Rosegilge" heißen denn auch die beiden um Frühling und Liebe, Herbst und Abschied kreisenden Gedichtzyklen.

An Meieli

I ha so tusigmol an Di gidacht,
Mir isch der Tag nit lang, nit lang die Nacht.
O Meieli, was solli echt biginne?
Du hesch umfangen alli mini Sinne.

Und eb der Morgestern vo danne goht
Und dört die Sunn am heitre Himmel stoht,
Se sitzi still, as thäti schier verlange:
Wien isch es echt mi'm Meieli ergange?

Und wenn die liebi Sunne nidersinkt,
Der Obestern scho us der Ferni blinkt,
Denn chunnt mi altes Sehnen und mi Bange:
Wien isch es echt mi'm Meieli ergange?

So hani tusigmol und tusigmol gidacht.
Was isch mi Denke, wenn Di Engli wacht?
Die Engli wacht, des wirdi schon eninne,
Drum willi fröhli Allis nur biginne.

Werfen wir, statt uns mit der konventionellen Thematik zu befassen, einen Blick auf die Technik: Ein von Hoffmann angewandtes Kunstmittel, durch die Wiederholung der Reime der ersten in der letzten Strophe das Ende wieder in den Anfang münden zu lassen, legt einen starken Akzent auf die Reimwörter „gidacht" und „biginne", die so jedem Dialektkundigen sofort ihre Fremdheit offenbaren müssen. Tatsächlich kennt die Mundart die Form „gidacht" nicht — Hebel gebraucht stattdessen „denkt" — und „biginne" ist ebenfalls nicht geläufig. „Gidacht" ist aber die althochdeutsche Form des Partizips von denken. Hier öffnet sich der Blick in die Entstehungsbedingungen der „Allemannischen Lieder".

Wie so mancher mittellose Student hatte auch A. H. Hoffmann 1816 das Studium der Theologie begonnen, sich aber bald enttäuscht der klassischen Altertumswissenschaft zugewandt. Sein eigentliches Lebensziel jedoch

erkannte er erst, als er auf einer Studienreise in Kassel Jacob Grimm gegenübertrat und dieser die für Hoffmann so folgenschweren Worte sprach: „Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?“[5]) Die aufblühende Germanistik mit ihrem vaterländischen Elan hatte damit den schwankenden Studenten endgültig in ihren Bann gezogen. Mit Feuereifer ging er von nun an in alten Handschriften auf Schatzsuche, und noch dem Studenten glückte ein bedeutsamer Fund: Im hölzernen Einbanddeckel einer Handschrift der Summa Theologiae des Thomas von Aquin entdeckte er drei schön geschriebene Pergamentblätter, die er als zu Otfrids von Weißenburg Evangelienbuch gehörig identifizieren und veröffentlichen konnte[6]). Das Finderglück war ihm übrigens noch öfter zur Seite: Jahre später stieß er in der Fürstenbergischen Bibliothek zu Prag auf das Fragment einer poetischen Erdbeschreibung des 11. Jahrhunderts, der er den Titel „Merigarto“ gab. Heute ist dieses Blatt eines der kostbarsten Stücke der Donaueschinger Handschriftensammlung.

Die alten Dichtungen waren für Hoffmann jedoch nichts Totes, nur noch für den philologischen Seziertisch Verwendbares. Sie stellten sich ihm dar als lebendige Wesenheiten, ihn zur Nachahmung, zu eigener Produktion herausfordernd. Dabei war Hoffmanns Einfühlungsvermögen so stark, daß seine Imitationen mittelalterlicher Volksdichtung oft von Kennern für echt gehalten wurden[7]). Er schrieb auch 16 althochdeutsche Gedichte, die dann — der Kuriosität halber sei es vermerkt — der Germanist Moritz Haupt ins Mittellateinische übertrug[8]).

Im alemannischen Dialekt trat nun Hoffmann eine noch lebende Sprachform entgegen, die sehr viele Eigentümlichkeiten des alten Deutsch bewahrt hatte, und er wußte wie auch schon Hebel, „wie nahe dieser (Dialekt) an das Alterthum unserer dunkleren Jahrhunderte gränze, und wie kennbar sich in ihm die alte alemannische Volkssprache erhalten haben möge“[9]). Daß Hoffmann seinen alemannischen Liedern eine kurze Grammatik mitgab, bestätigt diese Haltung des Poeta philologus.

Auch die „Allemannischen Lieder“ sind nämlich Antworten auf die Verlockungen des alten Sprachzustandes, in mancher Hinsicht sogar Imitationen volkhafter Dichtung und müssen stets vor dem aufgezeigten Hintergrund gesehen werden.

Ob wir nun gleich in dem oben zitierten Gedicht das gesamte Repertoire Hebelscher Kosmologie vorfinden, ist der Unterschied doch unverkennbar. Wir brauchen uns nur an Hebels „Morgenstern“ zu erinnern. Die ganz besondere Korrespondenz von Mensch und Natur, die dort entsteht, indem einerseits — nach Goethes Worten — „auf die naivste, anmutigste Weise . . . das Universum verbauert“[10]) wird, andrerseits die Menschen sich unbefangen im kosmischen Rahmen bewegen; die lebendige Wechselbeziehung zwischen beiden, die den Menschen ihre Würde, der Welt ihre „Heimeligkeit“ verleiht — diese Korrespondenz verflacht bei Hoffmann zu lyrischer Staffage, zu schwächlicher Paraphrase direkter Zeitangabe. Die Verse huschen denn auch in blasser Allgemeinheit eindruckslos vorüber.

Rosegilge

Nummen Eini,
Anderst keini,
Jo, Di meini,
Rosegilge, mit dem Früehlig Diner Wange!
Und afange
Goht der chalte Winter mines Lebes abe —
Usem Grabe
Miner Hoffnig blüeiht e Bluem die schöni,
Nummen Eini, [feini —
Anderst keini,
Jo, Di meini.

Dieses Gedicht zeigt einen klaren Kunstverstand am Werke. Der feine Wechsel

zwischen zwei- und sechshebigen Versen mit dem raffinierten Spiel der Klangwirkung im Kontrast der hellen, heiteren Reime auf ini (am Anfang und Schluß) mit den dunklen auf abe (in der Mittelachse des Gedichts) zeugt von beachtlicher Virtuosität. Und doch spüren wir selbst hier noch, wenn auch weniger als in den meisten andern Gedichten, die Kluft zwischen den gleichsam vorgefaßten Gefühlen und den künstlich aufgesetzten, oft abgegriffenen Worten. Der Ausdruckswert ist gering. Gefühl wird in Wort übersetzt wie ein schon vorhandenes Gedicht in eine fremde Sprache. Diese Verse entbehren so der letzten Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit, die wirklicher Dialektdichtung ihren Rang verleihen.

J. G. Jacobi hatte in seiner Rezension von Hebels Gedichten eine Übertragung vorgeschlagen, weil er meinte, auch in der hochdeutschen Übersetzung müsse der Stempel des echten Dichtergeistes noch an den Gedichten erkannt werden. Wie Jacobi selbst hatte es auch Hebel versucht; er bemerkte aber dann später, eine Übersetzung ins Hochdeutsche komme ihm vor, „wie wenn man ein hübsches, naives Bauernmädchen in städtischen Putz kleide und in die vornehme Gesellschaft einführe“[11]). — Hier ist das Umgekehrte geschehen: Das Stadtfräulein bekam eine nagelneue Bauerntracht angezogen, wurde „Salonbäuerin“. Hoffmann gebraucht denn auch einmal — offenbar einen Vorwurf von unbekannter Seite aufnehmend — den Ausdruck „Salongedichte“ von seinen Liedern.

Etwa ein Jahrzehnt vor Hoffmanns Dialektdichtung hatte Goethe im Rückblick auf den Anstoß, den man einst in Leipzig an seinem Dialekt genommen hatte, die Worte geschrieben: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“[12]) Das Wesen der Mundart und ihrer großen Dichtung scheint uns hiermit ausgesprochen. Wie soll aber die Seele ihren Atem schöpfen in fremdem Element? — „Das Alemannische wurde nun die Sprache meines Herzens“[13]), meinte Hoffmann; es blieb aber eine angenommene Sprache, die Geheimsprache seines Herzens vielleicht, die seine Gefühle umhüllte, aber nicht gestaltete. Hebels Worte drängen sich auf:

„Nei, in der Stube chunnt's eim nit,
Und in de Büechere lehrt me's nit.“[14])

Ein weiteres Gedicht möge dies verdeutlichen:

Im Frühlinge zu B.

Was solli doch scho mit de Blueme?
Jez hani ke Chränzeli noth.
Went ihr sie mer öbbe verwahre,
No sibe Johr thüent sie mir spare,
Denn bini todt.

Denn pflanzet mer an mi Hügel
Zuem Haupt e Röseli roth,
E Gilge denn au zue de Füeße,
Die zwei die müen si denn grüeße
So früeih as spot.

Und wenn die Lüt nu froge:
Wer schlofet denn dört, wer hie?
Rosegilge Du liebi, bidüte,
Rosegilge, verchünd es de Lüte:
„E r isch es gsi.“

Wie bezeichnend ist schon die Überschrift: Im Frühlinge zu B. Es handelt sich zwar um einen realen Ort, aber wir kennen ihn nicht, er gewinnt auch keine dichterische Wirklichkeit; Ortsnamen und Individualbegriffe treten erst ganz spät und schüchtern in den Liedern auf. Wie weit sind wir entfernt von der bunten Welt Hebelscher Landschaft, wo jeder Name eine Fülle von Eindrücken hervorruft: Bürglen und Schopfheim, Kandern und Herrischried im Wald! Liebt es die dialogische Natur Hebels, in einer höheren Naivität mit der Phantasie des Lesers zu

spielen, so bleibt diese bei Hoffmann beinahe sich selbst überlassen. Trotz seines Heimatgefühles für das Markgräflerland konnte der Norddeutsche doch nicht zur sinnlichen Fülle und Anschaulichkeit des sehnsüchtig nach der Heimat schauenden Alemannen gelangen, der sich überdies immer bewußt war, „daß schöne gereinigte Sinnlichkeit in der Darstellung die Blüthe der Popularität und das wirksamste Vehikel für den Eingang ins Herz sey“[15]).

Hatte man Hebel vielfach als harmlos-naiv unterschätzt und ihm andererseits aber auch den Vorwurf schwermütiger Stimmung gemacht, so hat Hoffmann, wie dieses Gedicht zeigt, sein Vorbild hierin besser verstanden. Er empfand offenbar sehr stark das Zugleich von Hell und Dunkel, Schmerz und Freude und den Versuch, beide ins rechte Verhältnis zu bringen, wenn nötig durch nachträgliches Zurücknehmen (wie etwa im „Karfunkel“), sollte einmal die Negativseite zu stark hervortreten. Allerdings konnte es nicht ausbleiben, daß Hoffmanns helle Farbtöne matter und seine Schattenzüge weniger tief gerieten.

Kaum Vergleichbares bei Hebel allerdings findet Hoffmanns Tendenz, das Gedicht an das Volkslied und die Volksballade anzulehnen. Auch Hebel hat zwar seinen Gedichten zum Teil Melodien mitgegeben und sich über Vertonungen immer gefreut. Hoffmann aber als Volksliedforscher im Gefolge der Heidelberger Romantiker bemüht sich, den Liedton zu treffen und selbst eine Melodie zu finden. „Ich sang so lange, bis ich die Melodie einigen Freunden mittheilen konnte, und diese waren dann immer bereitwillig, mir in Noten zu setzen was ich sang, denn ich kannte damals wie heute keine Note“[16]). Die Folge dieses Verfahrens war eine sehr genaue metrische Durchformung der Strophen, die vor allem die vielen Tanzlieder des Bändchens geprägt hat. Aber auch die Balladen tragen dieses Siegel.

Uhli und Chüngi

Die Sunn isch nidsi gange
Und d' Sternli glitzere scho.
Was chlopft echt dussen am Husthor,
Wer mag so spot no cho?

„Frau Muetter, i bi's, der Uehli,
Mi Wanderen isch verbei.
Jez frogi no lange drü Johre:
Isch 's Chüngi no dehei?“

Mi Töchterli, mi Chüngi,
Sell schloft scho mengi Stund.
„Stand uf, stand uf, mi Schätzli,
Di treue Uehli chunnt.“

Verweck mer nit mi Chindli,
Sell schloft scho mengi Stund;
Mi Töchterli, mi Chüngi
Lit dussen im chüele Grund.

„Und isch es au sieder vermodert,
Si Herz isch doch no g'sund:
Stand uf, stand uf, mi Schätzli,
Di treue Uehli chunnt.“ —

Und 's lüpft si us der Erde
Und 's luegt en fründli a:
De hesch mi nit liebe sölle,
Jez chumm, jez chasch mi ha.

Als Hoffmann sich durch seine „Unpolitischen Lieder“ politisch unliebsam gemacht hatte und er 1843 von seiner Professur in Breslau abgesetzt und des Landes verwiesen wurde, kam er am Anfang eines jahrelangen Wanderlebens auch über Basel ins Wiesental und hörte so zum ersten Mal den Dialekt, in dem er seit über zwanzig Jahren Verse schrieb. „Ich fand die bereitwilligste Unterstützung. Herr Rechtsanwalt Euler war so gütig, mir über die Aussprache und Formenlehre, und die Bedeutung der Wörter ge-

nügende Auskunft zu ertheilen und selbst meine früheren und einige neueren allem. Gedichte streng durchzugehen, um ihnen ein mundartliches Gepräge zu geben, das kein Sprachforscher noch ein Eingeborener hinfort anfechten kann“[17]).

Damals besuchte der vertriebene Dichter auch in Lörrach Hebels alten Freund Hitzig, der noch viel von diesem zu erzählen wußte. Und in dieser Zeit gewann die Gedichtsammlung, deren Grundstock Hoffmann 1826 in 140 Exemplaren auf eigene Kosten hatte drucken lassen, ihre endgültige Gestalt und erschien 1843 bei Bassermann in Mannheim als „Allemannische Lieder von Hoffmann von Fallersleben / Nebst Worterklärung und einer allemannischen Grammatik / Fünfte, im Wiesenthal verbesserte und vermehrte Auflage.“ — gewiß keines der wesentlichen Werke mundartlicher Dichtung, eigentlich eher eine literarische Kuriosität, empfangen vom Geiste der Germanistik der ersten Jahrhunderthälfte, und ein beredtes Zeugnis der strahlkräftigen Wirkung des — wie Goethe ihn nannte — unschätzbaren Hebel.

Anmerkungen

[1]) Goethes Gespräche, hg. von Flodoard Freiherr von Biedermann 1909, I 380; I 477
[2]) J. P. Hebel, Briefe hg. von W. Zentner, Karlsruhe 1957, S. 121
[3]) W. Altwegg, Johann Peter Hebel, Frauenfeld/Leipzig 1935, S. 131f.
[4]) Hebel, Briefe, S. 169
[5]) Hoffmann von Fallersleben, Auswahl in 3 Teilen, hg. von Augusta Weldler-Steinberg, Berlin o. J., 3. Teil „Mein Leben“, S. 47f.
[6]) s. Otfrid v. Weißenburg, Evangelienbuch, hg. von Joh. Kelle, Regensburg 1856, I S. 138 ff.
[7]) Hoffmann v. F. a. a. O. S. 89
[8]) Hoffmann v. F. a. a. O. S. 136
[9]) Hebel, Briefe, S. 121
[10]) Goethe, Werke (Hamburger Ausgabe), hg. von E. Trunz, 1953, Bd. 12, S. 262
[11]) Hebels Werke, hg. A. Sütterlin, Berlin o. J., I S. 5
[12]) Goethe a. a. O. Bd. 9, S. 251
[13]) Hoffmann v. F. a. a. O. S. 86
[14]) Hebels Werke, hg. W. Altwegg, Bd. I, S. 221
[15]) Hebel, Briefe, S. 105
[16]) Hoffmann v. F., Allemannische Lieder, Mannheim 1843, S. V
[17]) Hoffmann v. F., Allemannische Lieder, S. VIII f.

Wo iſch der Weg zue Fried und Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürſi goht's in Mäßigkeit
mit ſtillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrütsweg ſtohſch,
und nümme weiſch, wo's ane goht,
halt ſtill, und frog di Gwiſſe z'erſt,
's cha Dütſch, gottlob, und folg ſim Rot.

J. P. Hebel

Johann Peter Hebel, mein Großvater, meine Mutter und ich

Ein Gedenkblatt zum 200. Geburtstag des alemannischen Dichters

Von Heinz Bischoff, Rastatt

Der Samstig het zuem Sunntig gseit:
„Jetzt han i alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi;
und's goht mer schier gar selber so,
i cha fast uf ke Bei meh stoh."

Als frischgebackener Sextaner sitze ich am Tisch und buchstabiere mühsam Johann Peter Hebels Spruchweisheiten. Es will mir schwer über die Zunge dieses alemannische Gedicht von der Sonntagsfrühe. Freilich, in einem Lehrerhaus steht das Hochdeutsche in größerem Ansehen als die niedere Sprache des Volkes, die Mundart. Doch die Gedichte Johann Peter Hebels zählen schon zu den Perlen der Dichtkunst; sie stünden ja sonst nicht in unserem Lesebuch.

Und so sitze ich ratlos und verzweifelt am Tisch, weil mir die herbe und zungenbrecherische Hausarbeit heute so gar nicht gelingen will. O, wie grolle ich meinem gestrengen Herrn Professor des Gymnasiums, wie bin ich dem Dichter und seiner Sprache böse. Mutlos, weil mir auch gar nichts gelingen mag, lege ich das Lesebuch weg. Wie ich, dem Vers entsprechend, „gar still und heimli bschließt er d'Tür", auf die Gasse hinauswitschen will, ruft Mutter aus der Küche. Sie möchte das Ergebnis meines Lerneifers gerne wissen. Ach, wenn sie nur etwas von meiner Qual ahnen würde.

Beinahe wäre mir die Notlüge über die Lippen gesprungen, welche im Gedicht das „Vögeli seit: ‚Frili jo! Potz tusig, jo, ich chan es scho!'" Doch verdrücke ich meinen Kummer still und werbe mit Tränen in den Augen um mütterliches Mitleid.

In der Küche nimmt Mutter mich zur Seite. Sie hat die Not ihres Sohnes wohl verstanden. Ohne ein Wort zu sagen, holt sie das Lesebuch, schlägt das Gedicht auf und liest es in alemannischer Sprache vor. Wie leicht, wie munter hört sich nun alles an. Man meint gerade, der „Sunntig mit'm Meien uf'm Huet, mit sinen Augen mild und guet" schaut zum Fenster herein. Ja, so möchte auch ich die Sonntagsfrühe vortragen können! Ich schluchze vor Rührung und voller Verzweiflung.

Dies macht auf Mutter einen großen Eindruck. Sie legt das Buch weg und meint in ihrer warmen, verstehenden Sprache: „Bübli, wein' net. Ich hab die Sprach' ja auch erst lerne' müsse. Doch will ich dir einmal erzählen, wie ich diesen Johann Peter Hebel kennen und lieben gelernt habe!"

Wenn Mutter zu erzählen anfängt, ist alles Leid schnell vergessen. Ich wische die Tränen der Verzweiflung aus dem Gesicht.

„Als dein Großvater, mein Vater, lange Zeit Dammeister am Rhein gewesen war, wurde er in den Innendienst nach Karlsruhe berufen. Wir wohnten zuvor in Breisach. Großvater war anfänglich sehr unglücklich darüber. Das Leben hinter den staubigen Akten wollte ihm in jenem Haus neben der evangelischen Stadtkirche am Marktplatz zu Karlsruhe auch gar nicht zusagen. Da waren ihm die Tage in Wind und Wetter, bei Sonnenschein und grauverhangenem Regenhimmel am Rhein schon lieber. Doch uns Kindern war das Leben in der großen Stadt nun auf einmal viel interessanter geworden.

Ein Festtag für uns Kleinen aber war es, wenn die Geschwister uns zum Amt mitnahmen. Wir durften Vater dann den Weg durch den Schloßgarten heimbegleiten. Ich war gerade ABC-Schülerin zu jener Zeit. Und überall, wo es etwas Lesbares zu entziffern gab, da probierte ich die neu erworbenen Künste des Buchstabierens.

Die Inschrift auf der Pyramide am Markt hatte ich meinem Gedächtnis schon lange einverleibt. Nun aber ging es an jene marmorne Tafel, welche über dem Eingang zu Vaters Dienststelle angebracht war. „In diesem Hause wohnte Johann Peter Hebel, 1808 bis 1812".

Mühsam entzifferte ich kleiner Wicht diese Worte. Viel anfangen konnte ich freilich damit nicht. Ich war aber stolz, dieses lesen zu können. Und ebenso stolz verriet ich meinen neuen Wissenserwerb auch meiner Mutter.

Als wir am nächsten Samstag Vater vom Büro abholten, machte er mit uns zuerst einen kleinen Spaziergang durch den Schloßgarten. Vater lächelte, schaute uns gütig an und meinte:

„Kann mir denn auch eines von euch sagen, was dort an meinem Büro über der Eingangstüre geschrieben steht?"

Verdutzt wurden die Gesichter meiner Geschwister. Mir aber fiel urplötzlich dieser Spruch ein. Wie in der Schule streckte ich das Zeigefingerchen. Vater tippte mit seinem Stöckchen auf mich, und dann rasselte ich wie am Schnürchen mein Sprüchlein herunter, das ich vor ein paar Tagen erst mühsam buchstabiert und mir erworben hatte.

Vater strahlte. „Fein, Paula." Sagte er lobend. „Hast gut aufgepaßt in der Schule. Und weil du das Sprüchlein so gut gelernt hast, darfst du mich heute nach Hause führen."

Vater reichte mir seine Rechte. Mein Patschhändchen lag in der großen Hand sicher und geborgen. Und als wir in die Hirschstraße eingebogen waren, meinte ich, alle Leute würden nur auf uns zwei schauen. So stolz und froh war ich.

Später, als ich Lehrerin geworden war, wurden mir viele Gedichte dieses Mannes erst bekannt. Ich habe sie meinen Kindern in der Schule gerne vorgetragen und ihnen mit der Mundart gar viel Freude bereiten können. Drum sei still, Bübli, und fleißig. Du wirst die Sprache meiner oberrheinischen Heimat gar bald verstehen . . ."

Mutter lupft mich von ihrem Schoß. Mit einem aufmunternden Blick drückt sie mir das Lesebuch wieder in die Hand. Ich setze mich an den Platz, den ich so „still und heimli" verlassen wollte, und druckse Alemannisches in mein fränkisches Dickschädelchen ein. „. . . ‚Guete Tag!' und ‚Dank der Gott!' und ‚'s gitt gottlob e schöne Tag!' isch alles, was me höre mag . . ."

Was Wunder! Es geht auf einmal viel leichter. Freilich, etwas holperig noch, doch schon viel verständlicher. Als mich der gestrenge Professor Neumeister anderntags in der Sexta examiniert, meint er: „Büble, beinah' wie 'en echter Schwarzwälder hesch des gseit . . . !"

Seither habe ich oft an diese Geschichte denken müssen, seit mich das Schicksal näher an die Heimat Johann Peter Hebels verschlagen hat. Fast möchte ich sagen:

„. . . drum isch es au so lisli cho,
drum stoht es au so liebli do!"

Johann Peter Hebel auf allen Wegen

Von Franz Schneller, Freiburg

Die Typographen hatten einen Stammtisch. Und mein Vater war einer. Ihr Lohn war nicht üppig. So konnten sie nicht alles feiern. Also legten sie ihre Anlässe sinnvoll zusammen. Was sie an Festen feierlich begingen, weiß ich nicht mehr. Nur daß sie den Mai und Hebels Geburtstag koppelten, wie die Kirche Peter und Paul, dies habe ich nie vergessen. Denn jedesmal kam dann der Vater in der Morgendämmerung heim, ein Sträußchen am Hut, über die Schulter seinen Stock, an dem eine mächtige Brezel hing, die er, beim Bäcker vorbestellt, holte und noch warm auf den Tisch legte. Dazu wollte er Kaffee haben. Heraus aus dem Bett mit der Mutter. Wir hüpften nach. Es war jedesmal ein lustiges Hemdglunker-Frühstück. Der Vater sang das Hebellied. Der Text nicht ganz leicht mehr zu verstehen, so geläufig uns auch die Mundart war.

Es war aber nicht der einzige Verein, dem mein Vater angehörte und in dem das Hebellied gesungen wurde. Auf allen Familienfesten dieser Vereine wurde sommers gesungen. Und nachdem in einem Lied der liebe Gott durch den Wald geschickt worden war, kam jedesmal der Hebel dran, der ja ein Geistlicher war, wenn auch nicht katholisch. Ich liebte diese Sangesrunden gar nicht, denn ich blieb stets allein unter Bäumen auf dem wippenden, langen Sitzbrett, und weil der Gesang mich langweilte und ich mich beschäftigen wollte, sorgte ich dafür, daß das Getränk in den Gläsern rechts und links von mir nicht lack wurde. Die Mutter blickte unverwandt nach den Sängern in der Lichtung. Das seelische Herzwasser stand ihr in den Augen.

Der Hebel war ihr Hausgott. Sie brachte mir einige seiner Gedichte bei, noch bevor ich sie lesen lernte. Merkwürdig, daß keins davon im Unterricht der Volksschule dran kam. Ich wartete immer darauf. Aber in der Quarta kam ich mit dem „Schwarzwälder im Breisgau" zum Zug. Der Professor richtete an die Klasse die Frage, ob einer da wäre, der ein Gedicht aufsagen könne, das nicht im Lesebuch stehe? Ich meldete mich. Staunend blickten meine Kameraden zu mir auf. Als ich mich wieder setzte, fragte mich der Lehrer, ob bei uns zu Hause „denn niemand Deutsch spräche". Die Schamröte durchglühte mein Gesicht. Ich hätte ihn erdolchen mögen. Was ich ihm antwortete, weiß ich nicht mehr. Es muß sehr temperamentvoll gewesen sein, denn von nun an rief er mich nie anders als „Savonarola" auf.

*

In Basel lebte mein Freund. Karlsruhe stets abgewandt, empfand ich, hier, am Rhein, Basel sei unsere Hauptstadt. Später erst erhielt ich durch Hans Thoma die Richtigkeit meiner Annahme bestätigt, als ich vom Umkreis seines Zirkels erfuhr, der das alemannische Land umschrieb. O, wie lernte ich diese Stadt lieben. War ich in den Ferien dort, verging kein Tag, an dem ich nicht vor dem Hebel auf seinem Denkmal in Ehrerbietung den Hut gezogen hätte, selbst in den Jahren, in denen die Standbilder von Baudelaire und Rimbaud in meinem heiligen Hain der Dichtung standen. Nein, J. P. H. blieb meinem Herzen eintätowiert. Eine Initiale, die mit dem Wachstum des Herzens sich nur vergrößern konnte.

Jahre, Jahre, entlang dem Kraterrand von Katastrophen, die mal mehr, mal weniger Lava uns bescherten. Soviel, daß ich vor 1914 meinem Vater, der wollte, daß ich mich zum Reserveoffizier stellte, antwor-

tete: „keine Gefahr, die Anfangsverluste werden so groß sein, daß ich automatisch nach wenigen Wochen eine Kompagnie haben werde." So kam es auch. Noch im August 1914 schrieb ich auf offener Karte meinem Freund A. M. aus dem Feld: „ich habe durchaus nicht den Ehrgeiz, ein Eisernes Kreuz an meinen Stelzfuß zu nageln." Wie oft, seitdem, hat er mich an diese Karte der glorreichen Feldpost erinnert! Ich führte in diesem Kriege an Gedrucktem nur das tief Erregende in Maß und Klang im Tornister als eiserne, geistige Ration mit. Also Johann Peter Hebel.

Als „unbequemer Untergebener, wenn auch guter Kamerad", wurde ich treppauf gelobt und erhielt im Dezember 1917 in Weilburg an der Lahn, als Dolmetschoffizier eines Gefangenenlagers für Offiziere, vom stellvertretenden Generalstab in Berlin das Telegramm: „zur Unterstützung des Militärattachés Bern hier melden." Ich meldete mich im Gebäude des Generalstabs in Berlin, beim künftigen Reorganisator der chinesischen Armee, einem Mann mit quittegelber, ledriger Gesichtshaut und tiefbraunen Augen. „Sie werden in Genf ein sehr bequemes Leben haben. Geld spielt keine Rolle. Sie sind uns für diese Rolle der Abwehr bestens empfohlen." Usw. Ich dankte mit dem Einwand, hierzu reichten meine Talente nicht aus. Ich landete unter den Linden 44, in einem Amt, das vom Auswärtigen Amt als Blinddarm behandelt wurde. Dort wurde die gesamte „Genietruppe" deutscher Intelligenz gehortet. Mein Büro lag neben dem Gundolfs und dem andern des Böries von Münchhausen.

Rein sachlich, wie Barras arbeitet, mußte ich am 24. Dezember meinen Dienst antreten. Ich stieg in einem Hotel ab, zu einem Preis über meinen Verhältnissen. Durch die Pforte, durch die ich das Amt betrat, verließen alle andern gleichzeitig den Dienst, um Urlaub zu feiern. Ein Fernschreiber und eine Sekretärin war alles, was mir blieb. Und ich mußte sofort den Apparat in Gang halten. Gegenüber im Café Bauer, bedeutete mir der Kellner, daß jedes Übersitzen, nachmittags um 3 Uhr, entfiele. Ich trank die Tasse und ging wieder hinüber. Rumänische Gefangene bauten Schneemauern entlang der Randsteine des Gehsteiges. Ich mußte Wolffs Telegraphenbüro Futter für die Presse liefern. Da ich mich aber als Lyriker fühlte, fielen die Berichte lyrisch aus. Ein Novum, das Aufsehen erregte.

Gegen Abend, es schneite, klopfte es an meiner Tür, und es erschien Professor Kurt Sachs, der Gründer des Instrumentenmuseums, Charlottenburg, um mich zu fragen, ob ich nicht Weihnachten in seiner Familie feiern wolle, da ich hier doch fremd sei? Die Einladung durchwirbelte wie Danziger Gold meine Seele. Und als es dunkelte, holte er mich ab. Er bewohnte eine Villa im Tiergarten, ein sehr gepflegtes Haus, mit Sammlungen von höchstem Rang. Seine Frau, rosig rundum, war eine Tochter des Gelehrten Joffe, des ersten Kenners der Gifte aller Welt.

Wer wüßte, woher, hatten sie ein Mahl zusammen gebracht, das Zunge und Wolfshunger befriedigte, um so mehr, da sie nobel sich zurückhielten, um mich zum Zugreifen zu ermuntern. Dann der Christbaum, unter dem ein Geschenk für mich stand: eine Empiretasse der Berliner Manufaktur. Und ich? Von mir erbaten sie lediglich, ich möchte ihnen ein Gedicht von J. P. Hebel vorlesen. Ich kletterte in der Bibliothek die Rolleiter hoch bis zum Regal, in dem die alemannischen Gedichte von Hebel standen. Andächtig vernahmen sie das Gedicht von der Mutter am Christabend. Alle Gedichte des Bändchens mußte ich lesen, zwei, dreimal. Und ich las sie. Und ich saß vor ihnen als der Verkündigungsengel des Wortes meiner Heimat, und sie erglühten zutiefst. Vor Wonne und Innigkeit. Juden. Nach Monaten wieder daheim,

Mutter am Christabend Illustration der Schweizer Ausgabe Aarau 1820.

war vieles anders. Eine Revolution war eingesackt wie Haut von kochender Milch. Der Einzige, der sogleich sich meiner annahm, war Reinhold Zumtobel, Redakteur der Volkswacht. Ein Hausener mit Hebelblut. Ich half ihm, zu Urlaub zu kommen, um im Wiesental die Matten zu mähen, er mir, um zu Brot zu kommen. Fand sich zudem der Chefredakteur der „Basler Nationalzeitung," der mit Fränkli mir unter die Arme griff, mit Krücken aus purem Gold.

Mit Zumtobel war ich erstmalig in Hausen beim Hebelmähli, an einem 10. Mai, lernte den Bürgermeister Hauser kennen, der beim Einmarsch der Franzosen so unverdient wie elendiglich ums Leben kam. Es war ein Volksfest alten Stils im Freien. Wie in den Meistersingern von Nürnberg

traten die Kinder hervor, um ihre Gedichte aufzusagen. Und die Lehrlinge nahmen es sehr ernst mit ihrem Geschenk der Basler Herren, denen sie gelobten, keinen Pfennig für Zigaretten zu vergeuden. Und die Bräute waren für den Zuschuß zur Aussteuer dankbar. Es war rührend, Zeuge ihrer Unschuld zu sein.

Als der Wagen mich abends vor der Polizeiwache Ecke Basler und Günterstalstraße absetzte, mußte ich bei offener Tür noch den Bericht des Abgeordneten Nußbaum anhören, der uns von drei Mördern erzählte, die er in ihrer Zelle besucht hatte. Er, der am Morgen der „Nationalen Erhebung" selbst zwei Polizisten niederschoß, die ihn verhaften wollten. Nußbaum, ein Elsässer, Freund René Schickeles, und, wie dieser, Johann Peter Hebels.

*

Und wieder ein Krieg. Verflucht; und ich dabei, obwohl „politisch unzuverlässig". An einem Posten, mehr „zur Repräsentation", wie mir gesagt wurde. Als Bahnhofsoffizier, was einer alten Tante ungeheuren Eindruck machte, da ich in ihren Augen von nun an (wie die Engländer sagen) plötzlich ein Mann mit Adresse war. Nie adressierte sie Post an mich anders, als an den „Herrn Eisenbahnoffizier No. 28".

Ich begann meine Laufbahn in Offenburg, wo Tag und Nacht eine Maschine unter Dampf stand, die mich nach Basel bringen sollte, falls man mich dorthin, was glücklicherweise unterblieb, versetzen sollte.

Als die Matten blühten, zog ich nach Heidelberg und nach Mannheim. Immer in den Kleidern, und auf allen Bahnhöfen dienstlich ringsum, fand ich zwischen Truppenverladungen Zeit, Schwetzingen kennen zu lernen. Wo hätte es mich am stärksten hingezogen, wenn nicht zum Grabe des Dichters Johann Peter Hebel, der hier am 22. September 1826, auf einer Dienstreise, im Hause seines Freundes, des Schloßgartendirektors Zeyher, starb?

Aber weder Erwachsene noch Kinder wußten, wo das Denkmal wäre, in dessen Nähe ich schon stand. Hier war Heimat. Hier wehte die Luft, die ich brauchte. Das Atmen wurde mir leichter. Nun in einem Alter, in dem der Mensch wieder liest und nach dem greift, was für seine Münze Edelmetall bedeutet, aus dem seine Leitbilder gestanzt sind, griff ich nach Hebel. Spontan. Die damals sehr bedrängte „Frankfurter Zeitung", Schmugglerinstinkte entwickelnd, um unter dem Strich dem Leser in unantastbarer Form zu bieten, was eigentlich gegen den Strich lief, besann sich auf die großen Erzähler unter Ausweitung der Grenzen, soweit die Politik dies zuließ. Sie brachte Meistererzählungen von Tolstoj, von Tschechow, und sie brachte den Schneider von Pensa J. P. Hebels. Noch nach seinem Tode dafür Wilhelm Hausenstein unseren Dank! So entstand noch ein Import von geistigen Gütern über Grenzen weg. So wurden unauffällig Zusammengehörigkeiten hergestellt, durch Herz und Geist bestimmt. Herrlich. Denn ein alemannisches Herz schlägt immer höher, wenn eine Brücke geschlagen wird, die Völker und Menschen verbindet. Alles, worum es in diesen Geschichten ging, war ohne weiteres verständlich, wiewohl schon von Gefahr umdroht, die eine böse Politik insgeheim braute.

Das Unmittelbare des Lebens, das sich in diesen Geschichten anbot, sprach sogar den Feldwebel an, der nie im Leben ein Buch gelesen, der sich aber dieses Feuilleton ausschnitt, um es in Ruhe immer und immer wieder zu lesen.

So verschiedenartig diese Männer waren, lebten sie jetzt doch, durch Zufall, in klassischer Luft. Und zum erstenmal spürten sie in ihrem Leben, daß sie beim Lesen Meistern gegenüberstanden, die vielen Geschlechtern die Grundlage ihrer geistigen und mora-

lischen Bildung geboten hatten. Dies waren für sie Begegnungen, wertvoller als die am Schalter geschlossenen. Denn beim Lesen erhielten sie Antworten von Entscheidung und sie lernten Menschen kennen, denen sie so gern in Fleisch und Blut begegnet wären. Unsere Einheit feierte in Heidelberg sicherlich als einzige, am zehnten Mai, den Geburtstag Hebels, nachdem wir erst Blumen an seinem Denkmal in Schwetzingen niedergelegt hatten.

Der Feldwebel, der Ansicht, daß nur gutes Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhalte, steuerte eine riesige Mortadella bei, die er beim „Durchfilzen" eines Urlauberzuges als „herrenlos" an sich genommen hatte. Was hätte der „Rheinische Hausfreund" dazu gesagt?

*

Eines Tages kam für mich wieder ein 10. Mai. Und ich stand vor dem Hebeldenkmal in Hausen, unter blühenden Kastanien. Leo Wohleb, der Staatspräsident Alemanniens, war zur Überzeugung gelangt, daß nur der eines Hebelpreises würdig wäre, der sich zum Herz ihrer Landschaft mache, die sich ja selbst nicht spürt. Mir fehlten die Worte, mich dafür gebührend zu bedanken. Wenn nur meine Basler Freunde damit einverstanden wären, wünschte ich. Sie waren es.

J. P. Hebel Alabasterreliefmedaillon von L. Ohmacht, Terrakotta, Bes. W. Osterrieth

Titelblatt der ersten Schweizer Ausgabe

Unvergänglicher Johann Peter Hebel

Zu neuen Auflagen seiner Werke

von Richard Gäng, Freiburg

Rudolf Hagelstange hat über die Büchermesse berichtet, die Inflation literarischer Werke beängstige, überfordere den Leser. Nun darf die Frage erhoben werden, ob in dieser Flut auch ein Buch von Johann Peter Hebel, dem Meister der kurzen Erzählung, dem größten Mundartdichter mitschwamm. Die Antwort wird nicht verheißungsvoll

sein. Heute drängen so viele zum Neuen, zum Schlager. Avantgardisten wollen alle sein: die Schreibenden, die Verleger, die Herausgeber, die Dozenten, die Schriftleiter. Und dann dieser Lauf, diese Gier nach der ausländischen Literatur! Vor mir liegt ein neuer, großer Buchkatalog. Ich blättere darin, mache eine Stichprobe, um genaue Zahlen zu gewinnen, schlage Seite 10 auf, 10 als die erste runde Zahl, und finde, daß hier unter 8 angepriesenen Büchern 7 Ausländer sind, d. h. 87,5 %. So bietet sich die Bücherflut: Viel Ausland, aber kein Hebel.

Es wäre fesselnd zu erleben, wie viele dieser kreierten Publizisten noch in 10, 20 oder gar 50 Jahren nach ihrem Tode gedruckt werden, wieviele noch mit all ihren Werken 125 Jahre nach ihrem Tode so jung und so gültig sind, wie man dies heute von dem 1826 verstorbenen J. P. Hebel sagen darf. Es ist doch in der Tat so, wie es z. B. die „Stuttgarter Nachrichten" vor Jahren einmal deutlich formuliert haben: „Was an dichterischem Reichtum und uralter bäuerlicher Weisheit in J. P. Hebel geborgen ist, wiegt hunderte von prätentiöseren Schriften neueren Datums auf."

Die Kenner wissen, daß unser Wiesentäler, obschon er bewußt in der heimischen Tracht und im heimischen Idiom daher schreitet und er alle vorgetragenen Geschehnisse bei sich zuhause ansiedelt, ein zeit- und ortloser Dichter ist. Hebel steht mit tiefsten Wurzeln in seiner Oberrheinheimat, ragt aber mit der Stirne in die Sterne. Er stellt wie jede Kunst immer das allgemein Menschliche dar. Seine Schöpfungen wenden sich nie an eine bestimmte Volksschicht, sie gehören jedermann. Sie sind so umfassend groß und zugleich schlicht, daß zu allen Zeiten und allen Orten Arbeiter und Gelehrter, Mann und Frau, Greis und Kind sein gesundes Brot essen, seinen reinen Bergquell trinken. Hebel gleicht einem blühenden Baum: Der einfache Mensch kann sich daran ein Sträußlein brechen und der Gelehrte in seinem Geäst Wunder entdecken. Hebel ist die Seele, der Atem, der Hausgott seines Volkes. Wenn man sagt, die Mundart sei tausendjähriges Volksleben, so muß man von Hebels Mundart, dem Alemannischen bekennen, daß sie das vieltausendjährige Leben der Deutschen ist, denn das Alemannische steht von allen deutschen Mundarten der Wurzel unserer jetzigen Hochsprache am nächsten, dem Mittel- und Althochdeutschen. Ja, Hebel ist in seinen hochalemannischen Gedichten das gestaltete vieltausendjährige deutsche Volksleben.

J. P. Hebel wird noch weitere 125 Jahre und noch länger gelesen werden. Er wird den Deutschen und der Welt ein „Wegweiser" und die duftvolle „Sonntagsfrühe", der „Wächterruf", der „Kluge Richter", der „Hausfreund" bleiben. Er wird gelesen werden, wenn andere den Scheiterhaufen der Zeit nicht überlebt haben, denn die Zeit allein wiegt gerecht.

Auch Goethe wog unseren Hebel gerecht. Es darf an dieser Stelle auf Goethes Stellung zu Hebel kurz eingegangen werden. Goethe, der Erzieher der Deutschen, veröffentlichte eine ausführliche, anerkennende Beurteilung der alemannischen Gedichte und dazu als Musterstück „Die Sonntagsfrühe". Ist schon die Tatsache, daß Hebel bei dem Vielbeschäftigten, Wählerischen überhaupt Beachtung fand, eine Bevorzugung, so muß die liebevolle Würdigung umso höher angeschlagen werden. Dabei sind noch die Umstände zu beachten, unter denen sie entstand. Goethe hatte seine Rezension nach der ersten Auflage von 1803 verfaßt, war aber dann nach der 2. von 1804 nicht mehr damit zufrieden und schrieb sogleich eine neue für dieselbe Zeitung. Und wie entzückt war er von den Gedichten! Heinrich Voß, der Sohn des bekannten Homerübersetzers, berichtete darüber ausführlich seinem Freunde: „Ich wollte, Du hättest Goethe den Abend ge-

sehen, als er Hebels Gedichte gelesen. Nach 9 Uhr abends lud er mich noch ein. „Und wenn Sie im Schlafrock wären", sagte der Bediente, „Sie sollen nur so zu meinem gnädigen Herrn kommen; er muß Sie noch sprechen." Als ich hinkam, sprudelte ein Erguß über die Gedichte, der am andern Morgen schon um sieben Uhr Rezension war." Tags drauf fuhr er fort: „Gestern abend war ich bei Goethe bis 11 Uhr, und er las mir aus den alemannischen Gedichten vor, was nun aus seinem Munde gar herzig klingt."

Diese Beurteilung erschien denn auch am 13. 2. 1805 in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung. Damit war Goethe einer der ersten, der das Echte und Reine, das Unzerstörbare und Gültige in Hebel erkannte und es auch aussprach. Und später? Im Jahre 1810 bestellte er bei Cotta alle früheren Jahrgänge des „Rheinischen Hausfreundes", um Hebels Beiträge nachträglich noch lesen zu können. Ein Jahr später erbat er sich über Cotta von Hebel ein mit seiner Hand geschriebenes Mundartgedicht, um es seiner großen Handschriftensammlung einverleiben zu können. In den folgenden Jahren schrieb er im 11. Buch seiner Biographie, als er von seinem Zusammensein im Elsaß mit Friederike Brion erzählt: „Ich genoß die herrliche Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat." Hier heißt doch „unschätzbar" so viel wie „nicht hoch genug einschätzbar". Welch eine hohe Einstufung durch Goethe! Bald darauf im Oktober 1815 traf Goethe mit Hebel persönlich in Karlsruhe zusammen und spendete ihm mancherlei Anerkennung. Auch sonst tat Goethe viel, im Einzelnen nicht Bekanntes, zur Verbreitung der alemannischen Gedichte, „da sie auf alle Fälle verdienten, unter unsere deutschen Werke gerechnet zu werden", ja, er las sie da und dort vor, wobei ihn manchmal ein Schweizer unterstützte. Er bevorzugte dabei „Das Gespenst an der Kandererstraße", das in der Tat das Unheimliche der Natur ähnlich seinem „Erlkönig" ergreifend gestaltet. Johanna Schopenhauer hat über eine solche Lesung einmal berichtet. Vom „Unverhofften Wiedersehen" aus dem „Schatzkästlein" gesteht er in jenen Jahren, es sei die beste Geschichte aus den 42 Taschenbüchern, die damals zur Herbstmesse erschienen seien. Goethe gebührt ein großes Verdienst an Hebels Berühmtheit in Deutschland. Noch im hohen Alter gedenkt er des nun schon vor Jahren verschiedenen alemannischen Lyrikers und schreibt: „Wünschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschaut . . ."

Überall nur Anerkennung und Förderung, nirgends auch nur ein Wort des Vorbehaltes, der Schädigung. So wog Goethe unsern Wiesentäler. Diese Anerkennungen und Förderungen Hebels durch Goethe sind noch umso höher einzustufen, als Hebel sich aus ihnen nichts machte. Nirgends spricht oder schreibt dieser ein Wort dazu. Nur einmal stellt er fest, er hätte lieber eine Rezension von Voß als von Goethe gehabt.

Die Reihe der Bewunderer nach Goethe bis heute reißt nie ab. Wenn auch auf der vergangenen Herbstmesse in der Bücherflut kaum ein Buch von Hebel mitschwamm, so sagt das über seine Bedeutung wenig aus. Die Werke, zumeist Neuauflagen, erschienen nachher, als Einzelgänger, eben alle zum Hebeljahr. Hier sind sie, soweit sie dem Rezensenten vorlagen.

Wilhelm Zentner:

Johann Peter Hebels Briefe

2 Bde., Gesamtausgabe, C. F. Müller-Verlag Karlsruhe, 948 Seiten, 19.— DM.

An drei Stellen müssen wir Deutsche, und wir Alemannen im besondern, uns für das

neue Werk aufs Nachdrücklichste bedanken: Beim Verlag, der es gediegen, in Honanseide mit Golddruck, mit Photos, Faksimiles, Stichen, bestem Papier, Umschlag und Kassette, würdig und wert des Inhaltes ausgestattet, künstlerisch gestaltet und ihm schon damit äußerlich den Platz eines Klassikers eingeräumt hat. Diese bibliophilen Meisterbände erfreuen Auge und Hand. Die nächste Stelle, der unser Dank gilt, ist das Werbekomitee, das die Finanzierung durchführte und dadurch erreichte, daß das imposante Werk zu einem verhältnismäßig niederen Preis herausgebracht und in weite Volkskreise gelangen konnte. Besonders ist das Regierungspräsidium (Ministerialrat Prof. Dr. Asal), der Südwestfunk, die Basler Hebelschaft, an ihrer Spitze Prof. Wilh. Altwegg und manche andere Persönlichkeit aus Kunst, Verwaltung, Industrie, Beamtenschaft, Handwerkertum und Volk zu nennen. Sie alle haben mit großen und kleinen Spenden das für unsere harte und realistische Zeit so notwendige Werk ermöglicht und ihm den vordersten Platz bereitet, den es in jeder badischen Bücherei einnehmen sollte. Die dritte Stelle aber ist der Bearbeiter des weitverzweigten und schwierigen Stoffes, der durch ähnliche Veröffentlichungen bekannte Hebelforscher Dr. Wilh. Zentner. Mit Bienenfleiß, mit verzehrender Hingabe, mit bewundernswerter Umsicht, mit vorzüglicher Sachkenntnis in der lokalen und weltpolitischen Geschichte, in der Biologie und Zoologie, in der Orthographie, in der Kirchengeschichte, in den persönlichen Dingen usw. hat er an die 600 Briefe gesammelt, geordnet, mit 200 Seiten Erläuterungen versehen und uns aufs bequemste zugänglich gemacht. Es ist ein Glück, daß wir diesen Forscher, diesen Kenner, diesen „Professor der Hebelkunde", wie ich ihn nach dieser Leistung nennen muß, haben, daß die Vorsehung in ihm diese Hebelliebe erweckt hat und er uns dieses geistige Brot gebacken und zugerichtet hat, das uns so nottut.

Denn darüber wird man sich bei der Lektüre dieser zwei Bände mit tiefem Staunen bewußt: Unser Hebel ist, zumal dort, wo die Briefe in Mundart geschrieben sind oder sich mit seiner Heimat oder seinen alemannischen Intentionen befassen, ein Briefeschreiber von größtem, geistigem Format. Er gehört in die Reihe von Goethe, Lessing, Rilke, v. Hofmannsthal, Benn, Musil. Aus seinen Briefen, die an Freunde und die Freundin, Verwandte und Amtsbrüder, hoch und nieder, arm und reich, gerichtet sind, steigt Hebels menschliches Bild, rundet, klärt und festigt sich seine persönliche Existenz und zwar in der Weise, wie wir sie von den Abbildungen her kennen. Wir erleben hier seine Pflichten, Sorgen, Heimattreue, Gewissenhaftigkeit, seinen Humor und Schalk, die munteren Sprünge seines alemannischen Flügelrosses durchs Wiesental und die Schwarzwaldberge und sehen den wunderbar reinen Quell, den unversehrten Muttergrund und Herzensboden, an dem sich sein Pegasus nährt. Hebels Briefe — mein liebstes Buch der Gegenwart!

Nur eine kleine Anmerkung: „hurnigle" (Seite 767) bedeutet nicht „graupeln" sondern frieren; es ist verwandt mit „Hornung" = kalter Monat. „Sterbet" (Seite 804) hat nur indirekt etwas mit sterben zu tun; es ist die alte, verlorene Bezeichnung für die Jahreszeit „Herbst", so wie „Blüeihet" der alte Ausdruck für „Frühling" ist. — „Brast" (Seite 832) bedeutet nicht „Kummer", vielmehr „Bresten" verwandt mit hd. „Gebresten".

Wilhelm Altwegg:

Johann Peter Hebels Werke

2 Bde., Atlantis-Verlag Freiburg i. Br., 560 und 554 Seiten, 24.— DM.

Im 1. Band finden wir ein 30seitiges, dichtes, umfassendes „Lebensbild", das den

äußeren so erfolgreichen Lebenslauf unseres Dichters vom unscheinbaren Bauernbüblein in Hausen bis zum Prälaten in der Landeshauptstadt, aber auch sein Inneres, sein dichterisches Ingenium, sein Schöpfertum in mancherlei Weise darstellt. Eine meisterhafte Hebelbiographie des berühmten Forschers in Basel! Es folgen die alemannischen Gedichte nach Hebels letzter Hand, 15 Seiten Erläuterungen der alemannischen Ausdrücke, Titelseite und Widmungsblatt der ersten Auflage, die Vorreden Hebels zu den fünf Auflagen, einige spätere alemannische Gedichte, die Fragmente und Gelegenheitsgedichte, die hochdeutschen und lateinischen Gedichte, die Rätsel. Nun fügen sich aus Hebels Prosa vermischte, kleinere Arbeiten an, deutsche und lateinische Stilübungen, Aphorismen, Gutachten, Aufrufe, die Ideen bei der Lektüre der Apostelgeschichte, die religiösen liturgischen und pastoraltheologischen Beiträge und einige Predigten, darunter die Abschiedspredigt von Lörrach (1791). Der 2. Band bringt alle Erzählungen und Betrachtungen, chronologisch in ihrer Erscheinungsweise, und endet mit einigen Veröffentlichungen aus dem Nachlaß und einem zwanzigseitigen Nachwort des Herausgebers. Ein stattlicher, reichhaltiger Band, ebenbürtig dem ersten! Obschon in diesem Gesamtwerk die biblischen Geschichten fehlen und abgesehen davon, daß auf die Aufnahme der Briefe verzichtet wurde, ist diese Altwegg-Ausgabe wegen ihrer erstaunlichen Vollständigkeit doch für Wissenschaftler und Forscher die geeignetste; aber auch für den Laien bildet sie eine Standardausgabe. Die Bände sind hervorragend ausgestattet, wie der wertvollste Klassiker, viel schöner auch als ehemals die grobleinene, einbändige, erste Auflage. So ist's recht! Das hat unser Hebel verdient! Hier nun aus dem vorzüglichen Werk als Leseprobe ein Abschnitt aus dem „Lebensbild" über die Wirkung der „Alemannischen Gedichte" und des „Schatzkästleins".

„Wenn nach Goethes Wort das Fruchtbare wahr ist und wenn zur Bedeutung eines Mannes das Fortleben seines Werkes und sein weiterzeugendes Fortwirken gehört, so darf Hebel, dem Bescheidenen und seiner Schranken stets Bewußten, in seiner Art auch wahre Größe zuerkannt werden. Die „Alemannischen Gedichte" haben über alle Vorläufer hinaus der Mundartpoesie erst ihren Adel und ihre Vollgültigkeit gegeben. Klaus Groth, von dem die ganze niederdeutsche Dialektdichtung ausgegangen ist, hat sich dankbar als Hebels Schüler bekannt, und in Hebels Gefolge stehen alle hochdeutschen Mundartdichter bis hin zu Meinrad Lienert mit seinem urwüchsigen „Schwäbelpfiffli", zu Hermann Burte, dem Schöpfer des herrlichen Madleebandes, und bis zur langen Reihe der noch jüngeren. Am „Schatzkästlein" haben neuere Meister der Erzählung wie Hermann Hesse, Wilhelm Schäfer und sogar Franz Kafka gelernt. Mit Goethes „Faust" und Meyers „Hutten" hat es den deutschen Soldaten in den ersten Weltkrieg begleitet. Sein „Kannitverstan" ist bis ins Innere von Afrika gedrungen, und immer wieder taucht da und dort eine Anekdote auf, die neu sein will und doch einzig vom alten Hausfreund stammt."

Wilhelm Zentner:

Johann Peter Hebel, Biblische Geschichten

C. F. Müller Verlag, Karlsruhe, 260 Seiten, Leinen mit Goldaufdruck, 7.50 DM.

Im Jahre 1818 begann Hebel im Auftrage seiner Behörde sein letztes Werk, die Nacherzählung der biblischen Geschichten. Einige Jahre später, aber noch vor seinem Tode erschienen, blieben sie bis 1855 beim Religionsunterricht in Gebrauch. Dieses letzte literarische Vermächtnis aus der Hand unseres geliebten Dichters ist uns nicht weniger

teuer als die Gedichte oder die Erzählungen. Otto Frommel sagte von ihnen: „Wer Hebel wirklich kennen lernen will, kann an seinen Biblischen Geschichten nicht vorüber gehen." Diese Nacherzählungen, mit echt Hebelschen Zutaten, Erläuterungen, Deutungen und Vertiefungen, wie wir sie aus seinen Erzählungen und vor allem aus seinen Gedichten kennen, bedeuten die Summe eines Lebens, die reife und abgeklärte Schau eines erfahrenen Volksmannes, Dichters, Pfarrers und Kalenderverfassers. Mit großem Können, reichem Wissen und einer einmaligen Einfühlungsgabe erzählt er die Geschichten des Buches der Bücher für alt und jung, bekannte Begebenheiten des Alten und Neuen Testamentes. Es entstand ein Band voll tiefer christlicher Gotteserkenntnis und geläuterter Lebensweisheit, keine Dichtung, sondern ein Religionsbuch mit goldenen Worten eines Dichters. Der Verlag hat zum Hebeljahr 1960 diese Biblischen Geschichten äußerlich dem Geschmack unserer Zeit angenähert, ist aber auch zugleich in gewissem Sinne der von Hebel selbst mitgestalteten Originalausgabe treu geblieben. Eine ansprechende solide und handliche Form des gut gebundenen Bändchens soll dafür sorgen, daß es in jede Hausbücherei aufgenommen wird. Durch Unterstützung des Kultusministeriums in Baden-Württemberg wurde ein erträglicher Preis ermöglicht.

Anbei die schwer zu deutende Geschichte von den Arbeitern im Weinberg, wie Hebel sie erzählt.

Von den Arbeitern im Weinberg

Es ging ein Hausvater am Morgen aus, daß er Arbeiter mietete in seinen Weinberg, und ward mit ihnen eins um einen Groschen zum Taglohn und sandte sie also in den Weinberg. Er ging wieder aus um die dritte Stunde des Tages und sah andere auf dem Marktplatz müßig stehen. Zu denen sprach er: „Gehet ihr auch hin in den Weinberg! Ich will euch geben, was recht ist." Ein Gleiches tat er um die sechste und um die neunte Stunde. Endlich um die elfte Stunde des Tages ging er aus und fand noch einige müßig stehen. Er fragte sie: „Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?" Sie antworteten ihm: „Es hat uns niemand gedinget." Auch zu diesen sprach er: „Gehet in meinen Weinberg, und was recht ist, soll euch werden." Am Abend um die zwölfte Stunde des Tages ließ er sämtliche Arbeiter ausbezahlen und ließ anfangen bei den letzten. Diese kamen und empfingen ein jeglicher einen Groschen. Als die ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr erhalten, aber sie empfingen auch ein jeglicher einen Groschen. Darüber murrten sie und sprachen: „Diese haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgemacht, die wir des Tages Last und Hitze ertragen haben." Da sagte zu einem von ihnen der Hausvater: „Mein Freund, ich tue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen? Nimm, was dein ist! Oder habe ich nicht Macht zu tun, was ich will, mit den Meinigen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?" Das sagte der Hausvater.

Bewahre mich, o Gott, vor Mißgunst, wenn du gegen andere gütig bist. Ich will nicht um Lohn fromm sein und deinen Willen tun, mein Gott, von dem ich alles habe!

Otto Kleiber:

Johann Peter Hebels Werke

3 Bde., Birkhäuser-Verlag, Basel, cr. 850 Seiten Hln. 20.25 DM, Gln. 27.— DM, Hleder 48.— DM, mit Zeichnungen.

Der durch seine rühmlich bekannten Klassiker-Ausgaben angesehene Birkhäuser-Verlag legt zum Hebeljahr ausgewählte Werke in 3 Bänden vor. Alles Äußere an diesem Werk wie Einband, Umschlag, Goldprägung, Papier, Schrift, Druckanordnung wirkt ganz besonders geschmackvoll, dezent und repräsentativ. Eine wahrhaft erfreuende Ausgabe,

ein bibliophiles Kunstwerk! Mit Recht stattet man unser alemannisches Dichteridol so würdig aus. Mit seinen besten Idyllen „Die Wiese" und „Die Vergänglichkeit" ragt Hebel in homerische Größe und mit dem Gedicht „Die Sonntagsfrühe" in die Spitzenleistungen der Lyrik. Der Basler Historiker und Hebelinterpret Carl J. Burckhardt regt darum sogar an, die alemannischen Gedichte ins Englische, Homerische und Theokritische zu übersetzen. — Der erste Band bringt die 32 Gedichte der Erstausgabe und 23 weitere späterer Ausgaben, alle in der alten, von Hebel selbst gewählten Schreibweise mit ihren Willkürlichkeiten und Inkonsequenzen. (Goethe hatte Hebel angeregt, das Alemannische in der Schreibweise dem Hochdeutschen etwas anzugleichen.) 5 hochdeutsche Gedichte fügen sich als Probe an. Wichtiger sind die folgenden 15 Seiten Worterläuterungen, die dem Nichtalemannen alles Unverständliche übersetzen und auch dem Etymologen mancherlei Anregung und Berichtigung geben, ein vorzügliches alemannisches Idiotikon, so fehlerlos, wie man es sonst nirgends antrifft. Der 2. und 3. Band bringen, Hebels Intensionen folgend, die Kalenderbeiträge, das „Schatzkästlein", das mit seinen Perlen und Diamanten mittlerweile die ganze Kulturwelt bis zum fernen Osten erorberte, glücklicherweise in moderner Rechtschreibung. Weg fielen demnach die Gelegenheitsschöpfungen, die Briefe, Predigten und Bibelübersetzungen, all das, was aus der Feder des Prälaten hervorging. Diese Auswahl und Beschränkung ist zu begrüßen, sie bietet das Beste von Hebel, die Kunst. Weniger sagten einige der modernen Zeichnungen von Felix Hoffmann zu; sie sind ein wenig fahrig und brüchig. Hebel aber, der Erzieher, Mahner, Christ und Prälat, trug eine wohlgefugte, geschlossene, unangreifbare Welt in sich, nichts ist bei ihm fragwürdig. So werden einige Illustrationen dem Text nicht immer gerecht. Doch sind es ihrer wenige, und sie vermögen den glänzenden Gesamteindruck nicht zu vermindern.

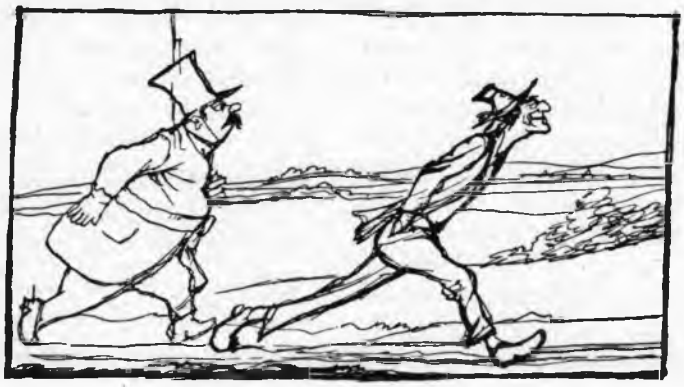
Hebel-Brevier

Verlag Herder, Freiburg i. Br., Auswahl und Vorwort von Curt Winterhalter, Leinen, 272 Seiten. (Mit 3 Klischees als Proben.)

Der Verlag Herder gehört seit eh und je zu den deutschen Hebel-Verlegern. Immer hat er sich um das gestaltete Wort unseres Dichters aus dem Wiesental verdient gemacht, so wie er sich trotz weltweiter Aufgaben grundsätzlich und immer der landschaftsgebundenen Dichtung, sofern sie nicht im vordergründig Provinziellen oder im Zeitgeist haften blieb, verpflichtet fühlte. Es braucht nur an seine Veröffentlichungen von Heinrich Hansjakob und Franz Schneller erinnert zu werden. Unvergessen ist vor allem seine Hebelausgabe von Philipp Witkop im Jahre 1926, in der der bedeutungsvolle Satz zu finden ist: „Hebel ist der größte, volksunmittelbare Dichter Deutschlands." Welch ein gewaltiges Urteil des Literaturprofessors der Freiburger Universität! Welch ein goldener Lichtstrahl in die Räume der deutschen Dichtung! Die Zeit hat es bestätigt. Hebel rückt immer mehr in der Reihe der großen deutschen Dichter auf. Die Zeit klärt, richtet, scheidet unbarmherzig aus, die Zeit arbeitet für Hebel.

In dieser moralischen Gebundenheit zu Hebel durfte man mit Recht von Herder einen bedeutenden Beitrag zum 200. Geburtstag, zum Hebeljahr, erwarten. Das nun vorliegende Brevier bietet eine Auswahl: vom Guten das Beste. Das Weniger ist hier zum Mehr geworden. Ein wertvoller, kleiner Volks-Hebel ist entstanden.

Indessen ist man es gewohnt, gedrängten Auszügen zu begegnen. Was dieses Buch aber vor allen andern auszeichnet und es geradezu zu einer Festgabe erhebt, ist die neuartige, zeitgemäße Illustrierung. Während



Wie sich der Zundelfrieder beritten gemacht Zeichg. Fritz Fischer

Der Barbier von Segringen Zeichg. Fritz Fischer

Der Zahnarzt Zeichg. Fritz Fischer

noch die Witkopsche Ausgabe mit Bildern von Hebels Illustrator Ludwig Richter geschmückt ist und als Titelzeichnung der bekannte Steindruck von Adolf Glattacker gewählt wurde, zwei Künstler, die dem Idyllischen, Romantischen, Verträumten nahestehen und damit, unbewußt oder nicht, Hebel in gewisser Weise einordnen, dem fortschreitenden Zeitgeschmack entziehen, schlägt die neue Ausgabe unbeschrittene Wege ein. Doch lesen wir, was der Herausgeber selbst zu seinen Beweggründen und zum gewählten Zeichner sagt!

„Von Kindeszeiten waren wir gewohnt, die Geschichten und Gedichte des Kalendermanns und Poeten vor dem Hintergrund der kleinbürgerlichen Idylle der innigen Bilder Ludwig Richters zu sehen. Damit allein würde sich uns jedoch Hebels Botschaft allzu sehr ins Unverbindliche einer entschwundenen Zeit verflüchtigen. So lag es nahe, einen lebenden Künstler mit einer neuen Illustrierung zu betrauen, durch die uns Hebel und seine Gestalten wieder näher rücken sollen. Fritz Fischer, seit vielen Jahren in Süddeutschland zuhause und dem Fabulierer Hebel in Wahlverwandtschaft verbunden, ist ein zeichnender Leser und zugleich ein lesender Zeichner. Seine geschwinde und temperamentvolle Feder schreibt nieder, was seine Phantasie aus den Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes und den Alemannischen Gedichten herausschaut; man könnte auch sagen: was er in sie hineinschaut. Diese Zeichnungen sind aus dem einmaligen Erlebnis des Lesers geboren und halten etwas Schwebendes und Fließendes fest, das sich im nächsten Augenblick schon wieder verändern wird . . . selbst die sachlichen Worterklärungen sind in ihr Spiel einbezogen."

In der Tat! Hebel ist für uns kein „urgemütlicher, schöppleintrinkender, harmloser Philister", wozu ihn manchmal einer des „Jahrhunderts der entfesselten Physik" verniedlichen möchte, er ist trotz seiner alemannischen Zunge und seiner Heimatbesessenheit ein zeitloser und reiner Dichter der Menschheit und des Menschlichen, und eben dieses Gültige, auch in uns Modernen Wirkende, hält die Tusche des neuen Illustrators fest. Fritz Fischer hat den sicheren Blick für das Bleibende, Allgemeine, hat in seiner Art manches Verwandte mit dem monumentalen Daumier und hat darum schon manches Werk der Weltliteratur (Balzac) illustriert. Durch ihn entstand jetzt bei Herder der neuzeitlich bebilderte, kleine Volks-Hebel.

Johann Peter Hebel, Alemannische Gedichte

hrsg. von Karl Friedrich Müller

M. Schauenburg Verlag, Lahr. Silberdistelreihe Nr. 35/36. 176 Seiten, Gl. 3.80 DM, kart. 2.40 DM.

In der bekannten oberrheinischen Dichterreihe, unter dem Wappenzeichen der geschützten Schwarzwald-Distel bringt der rührige, um die alemannische Literatur seit eh und jeh bestens bemühte Univ.-Prof. Dr. Karl Friedrich Müller die alemannischen Gedichte Hebels heraus. Das Buch, gut ausgestattet, mit dem Lichtbild nach der zeitgenössischen Kreidezeichnung von F. Iwanow aus der Basler Universitätsbibliothek geschmückt, bringt die 48 alemannischen Gedichte, Ausgabe letzter Hand von 1820. Das Buch eignet sich seines Taschenbuchformates, klaren Druckes und niederen Preises wegen besonders auch als Schul- und Klassenlesestoff.

Johann Peter Hebels Mundartgedichte mit neuen Übertragungen ins Hochdeutsche

von Richard Gäng

Reclam-Verlag, Stuttgart, Univ. Bibl. Nr. 8294/95, 208 Seiten, brosch. 1.30 DM, geb. 3.50 DM.

Reclam, der schon im Jahre 1868 unter Nr. 24 die alemannischen Gedichte heraus-

brachte, legt sie diesmal in Verbindung mit neuen Übertragungen ins Hochdeutsche vor. Ein zweisprachiger Hebel ist eine Neuheit in Deutschland und vielleicht der unerwartetste Beitrag zum Hebeljahr. In einem Nachwort setzt sich der Übersetzer mit dem Für und Wider eines solchen Unternehmens auseinander. Er schreibt dort:

Die Prosawerke Hebels wurden in viele Sprachen des Abend- und Morgenlandes übertragen, die Mundartlyrik in mehrere deutsche Mundarten, ins Französische, Lateinische u. a. Um so notwendiger erscheint der Versuch, die Mundartgedichte ins Hochdeutsche umzudichten, zumal Hebel selbst damit begonnen hatte. Höchstes Gebot dabei ist, Eigenart und Struktur der Sprache nicht zu verletzen. Diese Gefahr besteht aber, wenn man die Übersetzungen zum Selbstzweck erhebt und sie für sich veröffentlicht.

Meine Umdichtungen werden deshalb synoptisch mit dem Originaltext dargeboten und sind nur als eine Brücke zu diesem zu verstehen. Sie sind eine ‚bedingte Übersetzung', gewissermaßen nur das Spiegelbild zum Urbild, ohne das sie nicht bestehen wollen. Ihre Aufgabe ist es, den nichtalemannischen Leser zu den großartigen Schatzkammern von Hebels Mundartpoesie zu führen. Nicht zuletzt aber wollen sie den eigenen Landsleuten Hebel und unsere Mundart, die in einer Zeit der Sprachnivellierung vom Untergang bedroht ist, wieder näherbringen.

Es waren Neuübersetzungen notwendig, denn selbst die beste unter den vorliegenden, von einem Nicht-Alemannen geschaffen und mit den Schwächen erster Versuche behaftet, wird im Hebeljahr 1960 schon 109 Jahre alt und genügt nicht mehr.

Damit diese Übertragung ihre Aufgabe erfüllt, wurde eine Wort-für-Wort-Übersetzung, eine Art Interlinearversion angestrebt. Eine freie Nachdichtung hätte für sich betrachtet vielleicht eindrucksvollere Gebilde ergeben. Doch hätten sie von Hebel weggeführt. Um immer dicht am Original zu bleiben, wurden auch Metrum und Strophenbau, die so wesentlich zum künstlerischen Organismus gehören, genau nachgebildet. Wenn einige Male in den Idyllen das Metrum des Hexameters nicht streng eingehalten und ein Trochäus statt eines Spondeus gewählt wurde, so geschah dies aus Treue zur Vorlage, so wie auch Hebel selbst, der Reinheit und Echtheit der Mundart zuliebe, sich über das Metrum des Hexameters hinwegsetzte, das er als Altphilologe bewunderte. Ebenso wurden einige alemannische Wörter und Redewendungen, soweit sie sich mit dem hochdeutschen Sprachgefühl noch vereinbaren ließen, beibehalten (nit, handumkehr usw.).

Reim und Wortlängen bereiteten die größten Schwierigkeiten. Was sich im Alemannischen reimt, reimt sich im Hochdeutschen oft nicht, und ein Wort, das hier ein- oder mehrsilbig ist, hat dort zumeist eine andere Silbenzahl. Dem einsilbigen „glo" beispielweise entspricht das dreisilbige „gelassen". So mußten oft Reim, Wörter und Redewendungen der Vorlage aufgegeben und durch andere ersetzt werden.

Die Schönheit und Größe des Urbildes zu erreichen, gelang nicht, konnte nicht, wird nie gelingen. „Übersetzen ist das Allerschwerste", sagt C. J. Burckhardt, und Rilke bestätigt es. Der Übersetzer tröstet sich mit dem Dichterwort, daß es bei einem hohen Ziel genüge, es erstrebt zu haben. Properz: In magnis et voluisse sat est. Er glaubt, daß sich das große Kunstwerk, das sich nebenan in seiner Innigkeit und Vielfalt erhebt, mit Hilfe dieser Übertragung vom Leser erarbeiten läßt.

Die zwei folgenden Musterstücke, die nicht mehr im Reclamband untergebracht werden konnten, mögen Zeugnis von der Art des Übertragens geben. Sie wurden für die „Badische Heimat" gewählt, weil sie, in den meisten Ausgaben weggelassen, wahrschein-

lich in der Heimat Hebels ein besonders offenes Ohr finden. Das eine, „Hephata", liegt in zwei verschiedenen Fragmenten vor, das andere, „Dank", ist ein Gelegenheitsgedicht. Der Kern aber, der nur übertragen und auch abgerundet wurde, ist zeitlos, groß und schön, ist voll Tiefe und Gemüt, ist voll Lebenssicherheit und innerer Stärke, beides unverkennbar echte Hebelsche Werke. Sie werden nun im neuen Kleid zum erstenmal als ein kleiner Beitrag zum Hebeljahr der Öffentlichkeit vorgelegt.

Hephata, tue dich auf!
(Fragment, gekürzt)

In der Früh eines Sonntags ging ich still in Gedanken
auf der Straße spazieren, und wie es kann sich so geben,
kam ich weiter, als ich wußte und als ich es wollte.
So geschah's: Es war heimelig, und der Sonnenschein prallte
rechts und links auf die Dörfer und auf die geweißelten Kirchtürm.
Und die Kirchtürm stehn und beschauen einander von weitem
über das Weizenfeld und über die duftigen Wiesen,
wollte aber keiner beginnen. „Nachbar, fang du an!
Bist du nicht der älteste und hast die kräftigsten Glocken?" —
„Noch nicht hörte ich neun Uhr schlagen", sagt er zum Nachbarn.
„Tränken sie nicht auch an allen Brunnen die Kühe und holen
noch beim Metzger das Fleisch und flechten den Kindern die Zöpfe?"
Weiter ging ich und vernahm, wie die Vögelein sangen,
weil es Sonntag und weil alleine im Felde sie waren.
Meinen Morgenpsalm pfiff auch ich, und die Vögelein lauschten,
schauten einander an und dachten: Das ist ein Lehrbub,
sei er, wer er wolle, in seinen plüschenen Hosen.
Nun, ich gehe den Rebberg hinauf in meinen Gedanken,
— weiche Trauben hingen schon da mit zeitigen Beeren, —
als es zusammenläutete rings umher in den Orten
über die Stoppelfelder und über die grasigen Wiesen.
Das erhob mich, und Wasser schoß mir jäh in die Augen:
„Gehst du in keine Kirche, und geht dich der Sonntag denn nichts an?"
sagte ich mir und eilte und kam zur letzten Minute
in die Kirche und setzte mich, wo gerade noch Platz war.
Höret jetzt, was der Pfarrer in seiner Predigt uns sagte!
Kann ich's nicht sagen wie er, so will ich's sagen, wie ich's kann. —
Wie bei uns hier so haben sie gebetet, georgelt.
Nach dem Singen dann stieg der Pfarrer hinauf auf die Kanzel,
drehte das Stundenglas um und klopfte daran ein wenig,
weil der Sand nicht floß, und als die Orgel verbrummt hat,
da begann er die Predigt von jenem Tauben und Stummen,
dem ein fremder Mann vom galiläischen Meere,
wo er gewandelt, ins Ohr den Finger habe gehalten
und auf die Lippen und wie er Hephata hilfreich gerufen.
Hephata, tue dich auf! Da sei dem Kranken auf einmal
Wasser in die Augen geschossen. „Was brausen die Wellen!"

hab er gesagt. „Wie pfeift der Wind so lieblich am Ufer!“
Vater und Mutter seien fast vergangen vor Freude.
„Welch ein kräftiges Wort vom Himmel, dies Hephata!“ sprach er.
„Nicht ein Arzt tut es nach, und kein Apotheker.“ Und tönt es
nicht auch uns, wo man lauscht an allen Enden und Orten,
auf den Wiesen und in allen menschlichen Herzen?

Am Dreikönigstag ist mit Schnee bedeckt noch der Boden,
hart und kalt, voll Reste und Würmern, ein wirklicher Friedhof.
Nirgends ein Gräslein, nicht eine Blume! Keimt denn ein Körnlein?
Wir bedauern die armen Vögel, die Spatzen und Finken
und die armen Leute in ihren zerrissenen Kleidern.
Woche um Woche vergeht. Schon feiern wir Pauli Bekehrung;
nicht wird es besser, nur die Not wird größer und herber.
Lichtmeß kommt, die Fastenzeit; es ist noch wie immer.
Vogt und Gericht, der Kaiser mit allen seinen Soldaten
zwingen es nicht. Kein Menschenwort dringt herab in den Boden,
bis im März ein anderer kommt und Hephata ausspricht.
Hephata tue dich auf! „Wie weht der Tauwind so lieblich“,
sagt der Vater zum Sohn, wenn sie miteinander zum Wald gehn,
und er knüpft auf das Brusttuch, — „wie wird der Boden so locker!
Höre, wie's rieselt und tropft und schau, wie alles schon grünet!“
Und daheim sagt die Mutter: „Geh, Tochter, eilig ans Fenster!
Laß mir den Frühling herein mit seinen heiteren Augen!
Laß die Schafe heraus! Der Hirt fährt soeben durchs Dorf hin!“
Alles kommt nun ins Treiben und schießt in heimliche Knospen
in den Gärten, im Felde, an allen Bäumen und Hecken.
Und der Vogel, der nicht vor kurzem die Wegsteuer hatte,
ist ein reicher Bauer. Er hat in allen Revieren
Würmlein auf der Weide, von jedem Landstück den Zehnten,
ja, er hat Haus und Hof zu eigen. Die fleißige Hausfrau
baut ein Bettlein darin, und wenn man irgend dazu kommt,
nein, so behüt uns Gott! was liegt im Bette verborgen?
Goldene Eilein, rund und klein, mit Tupfen gesprenkelt.
Was ist in den Knospen, was in den Eiern verborgen?
Niemand weiß es und schaut, und niemand könnte sie öffnen.
Tage um Tage vergehen, Ostermontag und -dienstag,
bis die Stimme vom Himmel ertönt und Hephata ausspricht.
Jetzt aber ruft es Tag und Nacht und sonntags und werktags:
Hephata, tue dich auf! Und alle hören und folgen,
und man hat nicht Augen genug zum frohen Betrachten.
Knospen springen auf. O schau den blühenden Flieder!
Von dem Nest fliegt der Vogel. O schau das Stüblein voll Kinder!
Wo man nur hört und wohin man sieht, ist Leben und Leben.
Ja, es währt vom Ostertag an ein freudiger Festtag
bis zu Pfingsten, Tag und Nacht, am Sonntag und Werktag.
Ringsum glitzert alles wie Silber, Gold und Demanten.

Blütendüfte wehen von allen Bäumen und Hecken,
und es tönt, man weiß nicht wie, in Gärten und Wiesen
wie Klavier- und Harfenton und silberne Glöcklein.
Wo man nur hört und wohin man sieht, ist Leben und Leben.
Geht nicht die Glucke zu zwölfen? Die Lämmer weiden im Grünen,
Halme schießen, Ähren schwanken, die Sense erklingt schon,
und man sagt „Gottlob und Dank" und wartet allmählich
auf den warmen Regen. Das Barometer was sagt es?
Oben hinaus fast will es. Das Rütteln zwingt es nicht abwärts,
und der Himmel ist zu wie einst in den Zeiten Eliä,
zweites Buch der Könige, Kapitel das siebzehnt. —

Der Dank

Wahr ist's Herr Jäck, hab keinen eignen Baum!
Ich hab kein Haus, ich hab kein Schaf im Stall,
kein Roß im Feld, kein Bienenvolk im Hof,
kein Huhn, kein Häslein und auch oft kein Geld.
Macht nichts! Und doch, kein Bauer ist im Dorf
so reich wie ich. Ihr wißt es, wie man's macht:
Man denkt, man habe es. So denk ich auch
im süßen Wahn, und wo ein Bäumlein blüht,
gehört es mir. Und wo die Ähre schwankt,
gehört sie mir. Und wo Eicheln frißt
ein Säulein, frißt's in meinem Wald.
So bin ich reich. Doch reicher bin ich noch
im Heuet, in der Ernte und im Herbst.
Ich sag: Nun kommt, ihr Leut, wer will und mag
und heuet, schneidet, nehmt die Trauben ab!
Ich hatte meine Freud; es labte sich mein Herz
an allen Düften und an allem Schönen satt.
Was übrig bleibt, ist euer. Tragt es heim!
Herr Jäck, mir ist's, ihr schüttelt euern Kopf
und saget zu euch selbst: „Mein guter Freund,
so lebt man im Schlaraffenland. „Ach ja,
so leb ich im Schlaraffenland, 's ist wahr!
Doch, mancher Kirschbaum hängt voll Kirschen schwer,
und trägt nicht manches Bienlein Honig heim?
Herr Jäck, viel Süßes wohnt im Blumenkelch,
viel Würze auch im Kirschenkern, 's ist wahr.
Doch was in frommen Menschenherzen sprießt
und aufgeht und in schönen Liedern blüht
wie euer Lied, geht über Zuckerbrot
und Zimmetgeist. Das trägt kein Bienlein heim,
das destilliert im Sommer nie ein Baum.
Drum dank ich Gott für alles Liebs und Guts.
Drum dank ich dreifach Gott für sein Geschenk.

Huldigung des Malers Glattacker dem Dichter Hebel

Mein Weg zu Johann Peter Hebel

Von Adolf Glattacker, Lörrach-Tüllingen

Mit 18 Jahren kaufte ich mir J. P. Hebels alemannische Gedichte für 20 Pfennig. Ich legte mir mit jeden übrigen zwanzig Pfennigen eine kleine Bibliothek von Reclambändchen an, nach eigener Wahl. Aber das Hebelbüechli trug ich stets mit mir, bis ich alle seine Gedichte genau kannte. Dann kam Hebels Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes dran, in dem ich mich in Karlsruhe wie in meiner Heimat fühlte. Ich träumte damals als Lithographenlehrling, einmal Genremaler zu werden, und interessierte mich besonders für die badischen Volkstrachten und für das Schwarzwälder Volksleben.

In der Karlsruher Gemäldegalerie suchte ich mir die Bilder dieser Genremaler aus, die das ländliche Leben der Bauern darstellten wie Hasemann, Liebich, Hoff, Knaus, Defregger, Vautier, Kirner usw. Von Fritz Reiß kaufte ich mir sämtliche Postkarten von den Schwarzwälder Volkstrachten. Aber bei meinem dauernden Lesen der Hebelgedichte trug ich mit mir Ideen zu Bildern zu diesen Gedichten herum, die mich nicht mehr losließen. Dazu kamen meine eigenen Erlebnisse in meiner Heimat, die zu diesen Vorstellungen ganz parallel gingen.

Von meinem Großvater mütterlicherseits bekam ich meine phantastischen Vorstellungen von Naturgeistern schon bei Zeiten eingeimpft. Meine eigenen Jugenderlebnisse bildeten mich für die Hebelsche Welt, sodaß ich eigentlich im Hebelgeist aufgewachsen bin. Meine ersten Zeichnungen zu Hebels Gedichten sind in Karlsruhe aus Heimweh entstanden, als ich um die zwanzig herum war. Mein Großvater war ein großer Erzähler und Naturbeobachter. Z. B. als wir drei Brüder einmal mit unserem Großvater Kartoffeln ausmachten, grub er eine ganz große vielgestaltige Kartoffel heraus, und er hielt dieselbe mit beiden Händen empor und rief aus: Lueget emol, Buebe, das isch jo der reinscht Lieberherrgott! Auf seine Art machte er uns öfters solche Gleichnisse. Er trug sogar die ganze Hebelpoesie in sich, ohne vielleicht seine Gedichte gekannt zu haben.

Als ich mit 19 Jahren meine Lithographielehrzeit abschloß, führte ich meine erste selbständige Arbeit in Lithographie aus: eine Postkarte zu dem Gedicht „Ne Gsang in Ehre", die bei Gutsch in Lörrach gedruckt wurde. Im Oktober 1897 trat ich auf der Karlsruher Kunstgewerbeschule meine Malerlaufbahn an und dachte nichts anderes, als ein guter Illustrator zu werden. Natürlich verfolgte mich weiterhin der Stoff aus der ganzen Hebelpoesie zu Bildern aller Art, aber auch die Gedichte von Goethe, Mörike, Hebbel, Brentano und die Grimmschen Volksmärchen zogen mich an, sie zu illustrieren. Nach Verlassen der Kunstgewerbeschule versuchte ich, mit Entwürfen aller Art bei verschiedenen Verlaganstalten Aufträge zu erhalten, aber ohne Erfolg. Meistens bekam ich meine Zeichnungen nicht mehr zurück. Endlich erreichte mich von der Elchleppschen Verlagsbuchhandlung in Emmendingen der Auftrag, sechs fertige Zeichnungen zu Hebels Gedichten einzusenden. Ich führte dieselben in Federstrichen aus, in Wasserfarben leicht koloriert. Diese ersten Bilder zu Hebel wurden gedruckt und als Postkarten verkauft. Leider besitze ich nur noch eine einzige Karte davon. Im Jahre 1902 malte ich bei meinen Eltern in Weil mein erstes größeres Bild in Aquarell zu Hebels Gedicht „Das Hexlein". Rechts im Bildraum schrieb ich den Text vollständig hinein. Das Bild wurde im Basler Kunstverein ausgestellt und wanderte noch 11 Monate mit einer Wanderausstellung in elf deutschen

Siehsch dört vorne's Röttler Schloß — verfallni Muure?

Städten herum und kam nach einem Jahr wieder unverkauft in meinen Besitz. Dieser Mißerfolg entmutigte mich aber nicht. Ich zeichnete instinktiv weiterhin neben meinen Brotarbeiten Studien aller Art, die mich mit der Zeit befähigten, fast jedes Bild zu Hebel späterhin ohne Modell aus dem Kopf auszuführen. Ich zeichnete dann für zwei Verleger eine Anzahl Entwürfe zu verschiedenen Serien Postkarten, die aber mit Hebel keine Beziehung hatten und hauptsächlich humoristisch waren ohne besonderen Wert und für mich ohne Bedeutung. So mußte ich in meinen besten Jahren meine Zeit mit unnützen Brotarbeiten vergeuden. Ich griff nun zu einer besseren Art, mich vorwärts zu bringen. Das war das Porträt. Ich zeichnete viele Köpfe für wenig Geld in Wirtschaften, bei Vereinsfesten und auch auf öffentlichen Vergnügungsplätzen, manchmal bis zu zwanzig Menschen im Tag für 50 Pfennig oder Centimes. Einmal zeichnete ich eine Stammtischgesellschaft von 8—10 Mann für 5 Fr. pro Kopf. Damit machte ich einen Schlager. Aber ich wollte nicht nur zeichnen, sondern auch malen, und weil ich vorderhand noch keinen Auftrag für ein Porträt in Farben bekam, stürzte ich mich auf das Kopieren berühmter Altmeister. Ich fing gleich mit dem schwierigsten an und kopierte in Basel die Lais Corinthiaca von Hans Holbein d. J. Diese erste Kopie existiert heute noch in Privatbesitz. Mein stetiger Drang, eigene Werke zu schaffen, verließ mich aber nie, und ich fing an, in den Jahren 1904 bis 1905 eine Serie von 10 schönen Zeichnungen zu schaffen, die von einem Freiburger Kurzwarenhändler und Postkartenverleger gekauft und in den Handel gebracht wurden. Leider wurden die Originale, fein in Tuschmanier ausgeführt, vom Verleger verschleudert. Sie wurden von einem namhaften Kunstfreund später vergeblich gesucht. Das Jahr 1906 rückte heran, und ich bekam mit Hilfe eines Freundes von dem Konstanzer Buchhändler und Verleger Ernst Ackermann den schönen Auftrag, Hebels Schatzkästlein zu illustrieren. Ich führte diesen Auftrag mit Freuden aus und schuf in 6 Monaten 85 Federzeichnungen zu diesen Geschichten. Sie wurden im gleichen Jahre gedruckt, und das neu illustrierte Schatzkästlein bahnte mir den Weg in die Öffentlichkeit. Leider ist das Buch schon lange vergriffen.

Es kamen Aufträge von mehreren Seiten für Illustrationen zu Kalendergeschichten berühmter Männer und Frauen, sowie Erzählungen aus der Geschichte. Ich ging nun im Jahre 1907 mit einigen Aufträgen dieser Art nach Paris und wollte neben diesen illustrativen Arbeiten doch ein freier Maler werden. Meine erste Zuflucht zur Erreichung der altmeisterlichen Malerei war in Paris das Louvremuseum. Dort kopierte ich eine Anzahl berühmter Meisterwerke von italienischen, flämischen, französischen und altdeutschen Malern, alles innerhalb von drei Jahren meines dortigen Aufenthaltes. Zu gleicher Zeit zeichnete ich viele Illustrationen für einen Basler und Hamburger Verlag. Aber meine stetigen Bildgedanken zu Hebels Werken verließen mich nicht, und ich führte einige meiner Illustrationen aus Hebels Schatzkästlein vergrößert in Aquarell und Oeltechnik aus, sowie ein ganz im Hebelschen Geist gemaltes Bild in Aquarell: Weihnachten im Walde. Nach meinem Abschied von Paris im Frühjahr 1910 in meine Heimat zurückgekehrt, war meine erste Arbeit: mein erstes Porträt von J. P. Hebel zu seinem 150. Geburtstag in Lithographie auszuführen. Dies geschah im April 1910. Ich ließ von dieser Steinzeichnung auf eigene Faust etwa 550 Abzüge drucken und verkaufte sie in meiner engeren Heimat durch Kolporteure von Haus zu Haus. Dies gut gelungene Bild kam in Bauernhäuser, Rathäuser und Volksschulen und war rasch vergriffen, ohne mir einen materiellen Gewinn einzutragen. Das Bild machte mich aber be-

Lueg mer e wenig uufe, wer stoht dört oben am Fenster?

kannt und gab mir den Namen: „Der Hebelmaler“ in meiner Heimat. Ich fing jetzt an, kleine Bilder in Aquarell zu malen, die ganz freie Schöpfungen waren, ohne illustrativ zu sein; ich möchte sie Idyllen nennen.

Illustrationsaufträge folgten weiter für Kalender und kleine Geschichten und Erzählungen für die Verlagshäuser Rauhes Haus, Hamburg, Friedrich Reinhardt, Basel, Herder, Freiburg. Aber die Gedichte und Erzählungen Hebels drangen immer wieder in den Vordergrund, und ich führte in meinen freien Tagen ein Bildchen um das andere aus als freie Illustration zu Hebel, das waren die Aufträge, die ich mir selber gab. Wenn ich nicht auf Aufträge angewiesen gewesen wäre, hätte ich viel mehr Bilder zu Hebel gemalt in den Jahren von 1910 bis 1940. In den Jahren 1935 bis 1938 raffte ich mich auf, Hebels schönstes alemannisches Gedicht „Die Wiese“ mit 21 Bildern zu illustrieren. Es gab ein hübsches Buch im Selbstverlag mit Text und Illustration mit einem Vorwort von Hans Uhl in Lörrach. Es erschien zu meinem 60. Geburtstag 1938 in 550 numerierten Exemplaren, von mir signiert. Die Originale besitzt Wilhelm Schöpflin Wwe. in Brombach.

Im Jahre 1925 bekam ich vom Landesverein Badische Heimat durch Hermann Eris Busse den Auftrag, ein Hebelbild zu schaffen, das zu Hebels 100. Todestag gedruckt herauskommen sollte. Diesen Auftrag führte ich zur Zufriedenheit des Vereins aus in Öl auf Leinwand. Der Vierfarbendruck als originalgetreue Reproduktion wurde von der Kunstdruckerei Bruckmann in München ausgeführt für die „Badische Heimat“ in 2500 Exemplaren und von dieser an die Liebhaber verkauft. Seit 1941 waren die Bilder vergriffen, und seither hat die Nachfrage nicht aufgehört. Ich betrachte dieses farbige Hebelbild als das schönste meiner Bilder zu Hebel, und es hat mich bekannt gemacht. Ich kopierte 1927 das in Basel befindliche Hebelbildnis von Fedor Iwanow in Originalgröße in schwarzer Kreide mit weiß erhöht auf braunes Papier originalgetreu mit vier von mir entworfenen Ecken. Diese Arbeit wurde mir von einem Hertinger Herrn bestellt und hängt im Gasthaus zum „Rößle“ in Hertingen, wo der Dichter eine Zeitlang als Pfarrer wirkte.

In den folgenden Jahren entstanden von mir noch eine Anzahl Bilder in Aquarell und Öl zu verschiedenen Hebelgedichten. Die Häfnetjungfer habe ich vier- oder fünfmal in verschiedenen Auffassungen gemalt. Sie befinden sich alle in Privatbesitz. Dengeligeistbilder existieren ebenso viele. Das größte von 1940 ging leider durch den Krieg verloren. In den letzten zwanzig Jahren hörte ich ebenfalls nicht auf, Zeichnungen und gemalte Bilder zu Hebel, sowie solche ganz frei, aber doch im Hebelgeist zu schaffen. Schon Jahre trachte ich darnach, Hebels alemannische Gedichte als Prachtausgabe reich zu illustrieren. Ein Auftrag dazu würde diese Arbeit beschleunigen. Vorarbeiten sind in Skizzen schon seit Jahren entstanden. Hebel ist mein dauernder Begleiter, nicht nur in meinen Bildern, sondern auch in meinem alemannischen Sprachinteresse und in der Wahrung der Volkssitten. Ich könnte jedes alemannische Wort illustrieren, z. B. „Was chlüsperlisch wieder“? In diesem Wort sehe ich zwei Kinder, die sich etwas in das Ohr flüstern. Ich habe eine Sammlung alemannischer Wörter, von welchen man viele selten oder garnicht mehr spricht. Seit dem Jahre 1940 führte ich zwischen meinen Porträts und freien Kompositionen eine weitere Anzahl von Bildern zu Hebels Gedichten aus, teils in Öl, teils in Aquarell, die alle in Privatbesitz sind. Eine Darstellung von Hebel in ganzer Figur in seiner heimatlichen Landschaft. Eine Häfnetjungfer mit

Bhüet di Gott der Heer, un folg mer, was i der gseit ha!

dem Steinener Schlößli und größeres Ölbild „Der Dengeligeist“ mit freien Zutaten, von Herrn Wilhelm Schöpflin in Hagen bestellt. Dieses Bild ist aber leider in der Besatzungszeit verschwunden. In den letzten fünf Jahren entstanden wieder Entwürfe zu Hebelillustrationen und einige Bilder in Öl „Der Mann im Mond“, „Der Dengeligeist mit dem füürigen Marcher“, das „Hochzeitsbild der Wiese“ mit dem Rhein in Altweil und „Die Irrlichter“.

Auf Hebels 200jährigen Geburtstag plane ich ein neues Hebelbildnis mit Umrandung als Festgabe, ausgeführt in lithographischer Steinzeichnung. Und so hoffe ich, auch meinerseits eine festliche Überraschung zu bringen — eben als Hebelillustrator, der ich immer war und bleiben werde.

Der Rheinsprung Zeichg. Glattacker

Abb. 1. Hebels letzte Fahrt auf Rhein-Neckar nach der Abiturprüfung 1826 Zeichg. Br. Schley

Bruno Schley und seine Markgräfler Blätter

Von Robert Feger, Freiburg

Der Freiburger Graphiker Bruno Schley ist am 6. Oktober 1895 in Rastatt geboren und hat in Lahr das Gymnasium besucht, doch er ist blutsmäßig ein Markgräfler: Einer seiner beiden Großväter zog aus dem Markgräflerland 1848 mit den Revolutionstruppen nach Mittelbaden, geriet in die Gefangenschaft der Regierungstruppen und sollte in Heidelberg erschossen werden, kam aber durch Vermittlung des österreischen Kaisers frei. Im Markgräflerland, in Haltingen und anderswo, sitzt heute noch Schleys Verwandtschaft. In die Dörfer und Reben, zu den Menschen des Markgräflerlandes hat es Schley schon seit je gezogen, und er hat manchen Tag dort verbracht, — nicht ausruhend, sondern mit Zeichenblock, Tusche, Pinsel und Feder festhaltend, was sich seinem Auge unter dem milden Himmel des Oberlandes zu schauen anbot. Die Ergebnisse eines solchen tätigen Verweilens in der Heimat seines Stammes und seiner Seele liegen vor in vielen Mappen großformatiger Zeichnungen, die in sparsamer, aber kraftvoller Liniatur sichtbares Außen und wesenhaftes Innen von Landschaft und Menschen des Markgräflerlandes mit seltener Treue, künstlerischer Erfühlung und technischer Vollkommenheit zu schildern verstehen. Freilich muß dazu gesagt werden, daß Schley trotzdem nicht auf das Markgräflerland festgelegt ist. Seit 1910 in Freiburg ansässig, hat er als Graphiker eine Fülle von Schriftsätzen, Urkunden, Druckvorlagen, Illustrationen und heraldischen Zeichnungen geschaffen, die seinen Namen bekannt gemacht

Abb. 2. J. P. Hebel unter seinen Landsleuten Zeichg. B. Schley

haben; auch Freiburger Ansichten hat Bruno Schley im Laufe der Jahre viele gezeichnet, — es sei nur an die Folge von zartfarbigen Ansichten aus dem zerstörten Freiburg des Jahres 1945 erinnert.

Bruno Schleys Blätter aus dem Markgräflerland haben vielerlei zum Inhalt. Einige Porträts finden sich neben viel Figürlichem, das die alte, ausgehende Tracht des Landstrichs ebenso wahr wiedergibt wie den Körperbau der Menschen dort. Im Gegenüberstellen von Trachtenleuten und modern Gekleideten tritt spürbar ein kulturkritisches Moment zutage. Einige Blätter befassen sich mit der Person und der Wirkung Johann Peter Hebels: da sind Porträts des großen Mannes, aber auch Szenen aus seinem Leben, nach zeitgenössischen Berichten gezeichnet; da sind ferner symbolisch-zeitlose Kompositionen, die in anachronistischer Zusammenschau der Kulturepochen — hie Hebelzeit, hie Neuzeit — ganz eindringlich davon sprechen, daß Hebels Person und Werk jenseits aller Jubiläumsbegeisterung auch heute noch gegenwärtig und wirksam dort sind, wo der Sinn für das Natürliche, für Bescheidenheit und Redlichkeit noch lebt.

Mit dem historischen Hebel beschäftigt sich unser erstes Blatt „J. P. Hebels Rheinfahrt" (Abb. 1.) (im Besitz des Regierungspräsidiums Südbaden), ein Bild aus Hebels letzten Lebenstagen. Wir wissen aus dem Bericht seines Freundes Nüßlin, der Professor am Lyzeum in Mannheim war, daß Hebel Mitte September 1826 an den Lyzeen

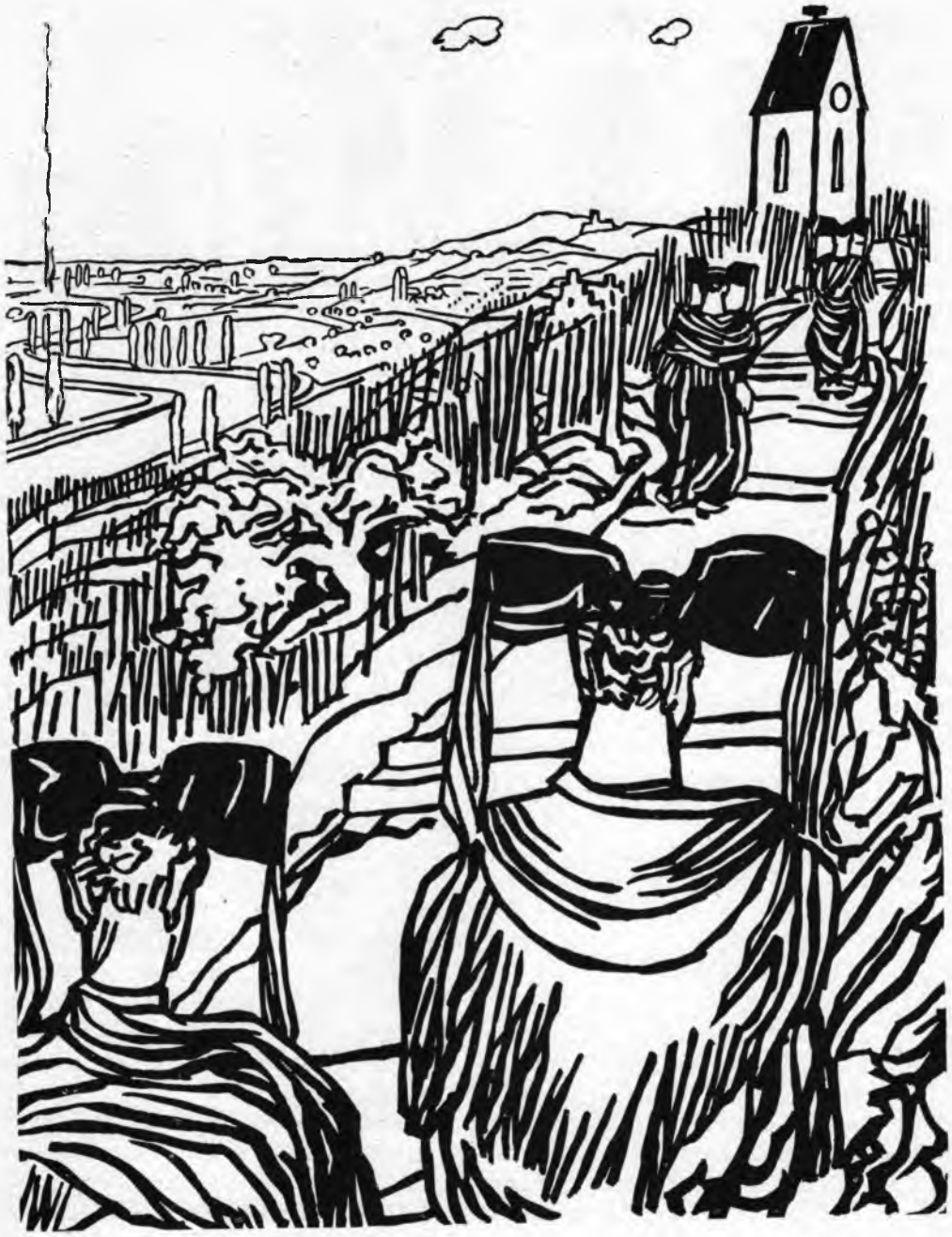


Abb. 3. Sonntäglicher Kirchgang in Oetlingen Zeichg. Bruno Schley

von Heidelberg und Mannheim Prüfungen abhielt, obwohl er schon vor Antritt der Reise dorthin sehr leidend gewesen war. In Mannheim wollten ihm die Schüler eine Freude machen; einen Fackelzug lehnte Hebel jedoch ab. So luden sie ihn zu einer Kahnfahrt auf dem Rhein ein. Auf dieser Fahrt sei dem leidenden Prälaten nun noch einmal die alte Heiterkeit wiedergekehrt, so daß er diesen Tag für einen der frohesten seines Lebens erklärte. Den Höhepunkt erreichte das kleine Wasserfest, als ein zweites Schiff unter den Uferbäumen hervor dem ersten entgegenfuhr und seine Insassen das andere, das Hebel an Bord hatte, mit Gesang, Musik und Hochrufen begrüßte. Indes kam rascher, als man wünschte, die Nacht, und Hebel selbst verglich ahnungsvoll sein Schiff mit Charons Nachen und die rheinentlang aufgereihten Zuschauer mit den am Ufer des Styx harrenden Schatten; fünf Tage später, am 21. September 1826, war Hebel tot. — Diese Szene beschwört der Pinsel Bruno Schleys: Hebel sitzt am Rand des Kahns, vor ihm hat man eine Tischplatte quer über den Bord gelegt und Brot und Wein darauf gestellt, — neben ihm sitzen, wie er selbst in Mantel und Hut, die Freunde, Nüßlin und andere; im Hintergrund stehen oder rudern die Schüler. Alle sind dem gealterten kranken Gast ehrfürchtig und besorgt zugewandt. Über den Personen versuchen Laternen und Lampions die schwer sinkende Nacht vom Schiff zu verbannen. Ein schwebender Augenblick, dieser Herbstabend auf den Wassern des Rheines, nüchtern geschildert und doch voll menschlicher Wärme und verhaltener Größe, wie es Hebel und seinem Gedächtnis ansteht.

Das zweite Blatt, „J. P. Hebel im Kreis seiner Landsleute“ (Abb. 2), eine symbolische Darstellung, zeigt Hebel inmitten seines Volkes, seiner Gemeinde, die ihm zuhört.

Abb. 4. Markgräflerin mit Korb Zeichg. B. Schley

Abb. 5. Die drei Lebensalter Zeichg. B. Schley

Bürger und Bauern, Bäuerinnen mit der Flügelhaube des Markgräflerlandes, viele Kinder, alles Leute von heute, sind in lockerem Kreis um die Gestalt Hebels angeordnet. An Haltung und Gesichtern der Umstehenden ist eine ganze Skala von Gefühlen abzulesen: Ehrfurcht, Staunen, Verwunderung, Skepsis. Ihnen allen tritt Hebel im altväterlichen Rock mit weisenden Gesten gegenüber, — die Vergangenheit, die sich mahnend und lehrend an die Gegenwart wendet.

Das dritte Blatt nennt sich „Sonntäglicher Kirchgang nach Oetlingen" (Abb. 3). Zur hochgelegenen Kirche steigen einen schattenlosen Weg durch die Rebberge vier Frauen empor, — archaisch steif im Schreiten, streng in der Haltung, sehr herb im Umriß. Sie haben keinen Blick für die leuchtende Oberrheinlandschaft, die mit blitzenden, pappelgesäumten Rheinschlingen, sanft gewellter, burgen- und kirchenbestandener Vorbergzone und blasser Kontur der Schwarzwaldberge zu Seiten des sonnenheißen Aufgangs liegt. Die Vergangenheit ist in Turm, Burg und Zinnengiebel da, aber von den insichgekehrten Frauen kaum beachtet. Trotzdem ist sie wirksam: in der steifen Verschlossenheit und in der überkommenen Tracht der Schreitenden. Schley hat in diesem Bild das schwerblütige Element des Markgräfler Volkstums eindrucksvoll herausgearbeitet.

Die „Markgräflerin mit Korb" (Abb. 4) ist eine groß gesehene, statuarische Gestalt in der alten, verschwindenden Tracht mit der ausladenden Flügelhaube, dem fransenbesetzten Schultertuch und der Schürze. Im edelgeschnittenen Gesicht lebt bäuerlicher

Sinn. Eine jugendfrische, gescheite, ein wenig spöttische, liebenswerte Frau, hart eingespannt in den strengen Rahmen ihres Daseins, der durch grüne Flächen belebte Hintergrund mildert die fast mythische Herbheit des Bildes.

Stellt Schley in der „Markgräflerin mit Korb" einen Jungfrauentypus vor, so in dem Bild „Die drei Lebensalter" (Abb. 5) eine Variation des Themas „Markgräfler Frau" in drei Sätzen. Dreimal die Markgräflerin, jedesmal in der strengen Flügelhaubentracht, und jedesmal doch anders: Links mit weichen Formen und Gebärden und vollem rosigem Gesicht (das Original des Blattes ist zurückhaltend koloriert) das Mädchen, noch im Hintergrund des Lebens, das aber bereits mit Arbeit und Gehorchen ihren Träumen den Weg verstellt, naiv vertrauend und fast zutraulich; sie bietet Blumen an, — ganz rechts — groß in den Vordergrund gerückt, mit einem Kleid von klassisch schönem Faltenwurf, in gemessener bäuerlicher Hoheit, bewußt und tätig, voll Behauptungs- und Schaffenswillen, über all dem und dem Schaffenmüssen auch hart geworden, ohne aber den Edelsinn des Antlitzes verloren zu haben, — bietet die Frau einen Korb Früchte an; die Mitte des markgräflerischen Lebenstags ist von Arbeit erfüllt. Endlich zwischen diesen beiden Gestalten, noch näher bei der rechtsstehenden reifen Frau, aber im Sitzen schon weggewandt von Welt und täglicher Arbeit, mit zerfurchtem Gesicht, in sich gekehrt, sitzt die Alte da, in den müden Händen die kargen Früchte eines Lebens; sind es die einzigen, die errungen werden konnten? Nein: in der Demut der Haltung dieser Frau ist ein heimlicher Stolz verborgen; die wenigen Früchte im müden Schoß sind zufällig, die wahren Früchte leben, von der Greisin weitergegeben, in den Gestalten zu Seiten der Alten: der Schaffensmut der Frau, die hoffende Gläubigkeit des Mädchens; ja, Frau und Mädchen selbst sind das, was die Greisin als Lebensleistung aufzuweisen hat.

Eine andere, menschliche, alltägliche Seite der bäuerlichen Welt des Markgräflerlandes zeigt „Der Kuhhandel" (Abb. 6), eine ganz prachtvoll unkonventionell aufgebaute Gruppe. In dem Hochformat des Blattes dominiert der wagrechte Leib der Kuh; es ist ein nicht mehr ganz junges, aber noch kräftiges Tier, wie der gerade Rücken ausweist. Rechts unten im Vordergrund handeln um dieses Tier die Männer. Der eine zählt Vorzüge oder Fehler auf, der andere macht mit großer Arbeitshand Einwendungen. Indessen ist das, was die beiden in ihrem Vordergrundsdasein vorstellen und aushandeln nur die Fassade des Vorgangs. Hinter dem handelnden Männerpaar baut sich in den Hintergrund hinein eine kunstvolle Komposition von vier Frauengestalten: die erste, untere, nimmt die Argumentation des Mannes mit dem Stock leichter und zügiger wieder auf, die zweite — sie hält die Kuh — verharrt wie diese sozusagen abwartend auf der Stelle; nur ihr kluges, verschmitztes Gesicht verrät, daß auch sie bereit zum Eingreifen in den Handel ist. Über der Kuh endlich, dem Geschehen einigermaßen entrückt, aber doch noch darauf bezogen, zwei Frauen — nennen wir sie Nachbarinnen —, die ihrerseits vielleicht die Beweisführung der Hauptpersonen wiederholen, vielleicht eigene Argumente widereinandersetzen. Allen geht es um die Kuh. Und dieses Thema Kuh wurde von Schley bewußt oder unbewußt durchkomponiert wie das Thema einer rustikalen Symphonie: Während es selbst in unerschütterlicher Ruhe beharrt und dem Auge, das die Gestaltenfolge aufwärts durchwandelt, durch die Querlagerung des Motivs immer wiederkehrt, erlebt es in den Figuren eine eindrucksvolle Entwicklung. Der rechts und tiefer stehende Bauer — sozusagen der erste Satz — mag das Allegro darstellen; der zweite antwortet als retar-

Abb. 6. Der Kuhhandel Zeichg. B. Schley

dierendes Adagio, die beiden Frauen in der Mitte vermögen in der fast als Tanzhaltung zu bezeichnenden Gebärde der unteren und in der stillen Pfiffigkeit der oberen ein scherzandes Menuett glaubhaft zu machen; die beiden oberen Frauen, wieder ins Allegro oder Presto fallend, haben in der Beinahe-Parallelität der Gebärde ausgesprochen Fugen- oder Variationscharakter, so wie ihn eine rechtschaffene Symphonie an dieser Stelle haben muß. Alles ist schlicht instrumentiert, aber überzeugend vorgetragen, die erdhafte Thematik durch schmunzelnde Ironie erhoben und leichter gemacht. Schley ist in dieser Zeichnung mit ihrem anspruchslosen Vorwurf ein ganz köstliches Blatt gelungen, das seiner Haltung nach gut und gern als treffende und gemäße Illustration zu einem jener Hebelschen Schwänke gelten könnte, die zwar lächelnd hinerzählt werden und voller Schlitzöhrigkeit stecken, aber dennoch kunst- und spannungsvoll gebaut sind und Grundwahrheiten des Menschendaseins in sich bergen.

Was Hebel war . . .

Was Hebel war, wer kann es wahrhaft ſchildern?
Wer malt den Mann in alemanniſchem Korn?
Wer kann wie er des Lebens Härten mildern?
Wer ſchöpft wie er ſo tief am Lebens Born?
In weiſen Herz goß in ſo reinen Bildern
Je die Natur das Gute aus dem Horn?
Er hörte Winde, Wälder, Wellen rauſchen
Und wußte das Geheimnis abzulauſchen.

Treu iſt er, wahr und rein in jedem Zuge,
Und nie betört er durch der Worte Glanz,
Von frommem Weſen, frei von Lug und Truge,
Erfüllt er jede gleiche Seele ganz –
So kam dem Genius im ſtillen Fluge
Faſt unbegehrt der ſchönſte Dichterkranz –
Er hat die Kraft des Stillen und des Leiſen
Noch Enkel werden ſeine Lieder preiſen!

Hermann Burte als Abiturient
der Oberrealſchule Freiburg

Gustav Friedrich Nicolaus Sonntag[1)]

Amtsnachfolger Johann Peter Hebels

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Gustav Friedrich Nicolaus Sonntag entstammte einer altansässigen Familie des Markgräflerlandes. Der Großvater väterlicherseits bekleidete das Amt eines markgräflichen Burgvogts (Rechnungsbeamten) in Lörrach. Der Vater, Wilhelm Engelhard Sonntag, geboren 1762 in Kandern, war nach dem Studium der evangelischen Theologie 1784—1790 Vikar und Präzeptor in Kandern und anschließend von 1791 bis zu seinem frühen Tode 1799 Pfarrer in Bötzingen. Während der Kanderner Tätigkeit seines Vaters wurde Gustav Sonntag dort am 19. Mai 1788 geboren.

Nach dem vorzeitigen Ableben des Vaters nahmen sich Verwandte in Buggingen des Knaben an. Anfänglicher Privatunterricht bereitete ihn auf den Besuch der Lateinschule in Müllheim vor. 1803—1806 nahm er an einem Kurs der Exemten am Gymnasium Karlsruhe bis zur Reifeprüfung teil. Im Anschluß daran bezog Sonntag als Student der evangelischen Theologie die Universität Heidelberg, wobei er sich nebenbei auch den klassischen und orientalischen Sprachen zuwandte. Die gelungene Lösung einer theologischen Aufgabe trug ihm im Herbst 1808 einen Preis der Hochschule ein. Nach bestandenem Examen wurde der junge Sonntag am 22. Februar 1809 unter die Kandidaten des evangelischen Pfarramtes aufgenommen und ihm zugleich die Lehrbefähigung erteilt.

Seine erste Dienststelle erhielt er noch im gleichen Jahre als Vikar in Buggingen. Da seine pädagogischen Fähigkeiten offensichtlich waren, wurde Sonntag bereits im Jahre 1812 zum Diakonus und Vorstand der Lateinschule in Müllheim befördert. Vorwiegend in der Müllheimer Zeit entstanden mehrere Gedichte, von denen der größte Teil im Freiburger Wochenblatt erschien. Verschiedene in alemannischer Mundart verfaßte Gedichte kamen als Einzeldrucke heraus; einige von diesen befinden sich noch in der Universitätsbibliothek Basel. Als im Jahre 1825 die Stadtpfarrei Müllheim frei wurde, betraute man Sonntag mit der Stelle.

Im neuen Amt war allerdings seine Tätigkeit nicht von langer Dauer. Nach dem Tode des Prälaten Johann Peter Hebel wurde Sonntag am 1. November 1826 dessen Nachfolger als Kirchen- und Ministerialrat bei der evangelischen Kirchensektion des Ministeriums des Innern in Karlsruhe. Eine weitere verantwortungsvolle Aufgabe übertrug man Sonntag am 16. April 1828, als er an Stelle des verstorbenen Prälaten Bähr Mitglied des Oberzensurkollegiums wurde, das damals unter der Leitung des Staatsrats von Gulat amtierte. Damit nicht genug, war Sonntag außerdem 1836—1838 Mitglied der Kultusbehörde des Oberstudienrats. Von kirchlicher Seite erwählte man ihn 1830 bis 1834 zum Vorstand der Badischen Landesbibelgesellschaft. Im Jahre 1843 erhielt der Vielbeschäftigte den Rang eines Oberkirchenrates.

Sonntag, der 1834 und 1843 Mitglied der Generalsynoden war, beschäftigte sich von nun an überwiegend mit rein theologischen Studien. So wurde ihm die Schlußredaktion eines neuen Gesangbuches, die Neubearbeitung von Hebels Biblischen Geschichten und die Neufassung des als Predigtunterlage dienenden Perikopenbüchleins übertragen, nach deren geglückter Fertigstellung ihm die Universität Heidelberg die theologische Doktorwürde ehrenhalber verlieh. Für eine 1834 in Karlsruhe herausgekommene Gesamtausgabe der Werke Hebels verfaßte

[1)] Sein Bildnis S. 40

Sonntag den einleitenden biographischen Artikel, ebenso beteiligte er sich an einem Hebelschen Erinnerungsbuch des Karlsruher Liederkranzes, dessen Reinertrag für ein Grabmal des Dichters in Schwetzingen bestimmt war. Kurz nach seiner Übersiedlung nach Karlsruhe, wo der Alemanne Sonntag sich nicht sonderlich heimisch fühlte, starb seine aus Müllheim stammende erste Frau Maria Barbara geb. Kallmann. 1829 vermählte er sich in zweiter Ehe mit der jüngeren Schwester der Verstorbenen, Elisabeth. Beide Schwestern schenkten ihm je eine Tochter.

Auf sein Ansuchen wurde Oberkirchenrat Sonntag, der mitunter auch in der Karlsruher Hofkirche predigte, am 31. August 1853 in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Wenige Jahre später schloß er am 18. Januar 1858 — seinem Namen getreu an einem Sonntag — in der badischen Residenzstadt die Augen für immer, während ihm seine zweite Gattin nicht lange danach am 28. März 1861 im Tode nachfolgte.

Hebels Abſchied von Lörrach

Er iſt von Herzen redlich, recht und rein,
Ein Geiſtlicher und Lehrer voller Liebe
Zu Gott und Menſch und Tier. Ererbte Triebe
Geſunder Eltern blieben alle ſein.

Er ſitzt am Tiſch und ſchafft am Niederſchriebe
Der Abſchiedspredigt: Freude, Angſt und Pein
Sind wach in ſeiner Seele, Ja und Nein –
Ach, wenn ich doch in meiner Heimat bliebe!

Warum, ſo ſchreibt er, ſind ſo viele Leiden
Dem Lauf des Menſchenlebens beigemiſcht?
Schwankt nicht der Beſte ſtändig zwiſchen Beiden,

Dem Leid, der Luſt? – Der Mutter denkt er, wiſcht
Ein Tränlein ab. Genug! Es gilt zu ſcheiden!
Der Markgraf fordert mich. Das Licht erliſcht.

Hermann Burte

Dr. Carl Christian Gmelin, Großh. Bad. Geheimrat 1762

Dr. Carl Christian Gmelin

Hebels „Chrüterma vo Badewiler"

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Wenn die botanische und geologische Erforschung Badens zu Beginn des vorigen Jahrhunderts beachtliche Fortschritte machte, so war es vorwiegend das Verdienst des Direktors des landesfürstlichen Naturalienkabinetts und Leiters des Botanischen Gartens Karl Christian Gmelin; als Professor der Naturgeschichte am Karlsruher Gymnasium zugleich Kollege seines Freundes Johann Peter Hebel. Von umfassendem Wissen auf naturwissenschaftlichem und medizinischem Gebiete, stellte Gmelin in der Hauptsache einen der stillen und arbeitssamen Gelehrten dar, die sich mit Leib und Seele dem einmal gesetzten wissenschaftlichen Ziele verschworen haben. Erhoben sich allerdings bei verschiedenen Gelegenheiten größere Schwierigkeiten, konnte er — zum Mißlieben seiner vorgesetzten Dienststelle — eine leichte Neigung zum Querulieren nicht ganz verbergen.

Als fünftes von zehn Kindern kam Karl Christian Gmelin am 17. März 1762 in Badenweiler als Sohn des evangelischen Pfarrers Isaak Gmelin und dessen zweiter Gemahlin Regine Salome, geb. Müller, zur

Welt. Einer seiner älteren Brüder war der bekannte Kupferstecher Wilhelm Friedrich Gmelin.

Väterlicher Unterricht und der Besuch der Lateinschule im benachbarten Müllheim ermöglichten es ihm, 1778 zu naturwissenschaftlichem und medizinischem Studium sich auf der Straßburger Hochschule immatrikulieren zu lassen. Über die vorgeschriebenen Pflichtvorlesungen hinaus besuchte er anschließend bis zum Jahre 1784 die Universität Erlangen, an der er auch im Frühjahr dieses Jahres mit seiner Arbeit über die Farnkräuter den Doktorgrad erwarb.

Noch im gleichen Jahre erhielt er in Karlsruhe die Lizenz als praktischer Arzt und kurz danach eine Anstellung als Lehrer für Naturgeschichte am dortigen Gymnasium, ein Amt, das er ein Halbjahrhundert bis zum Jahre 1834 bekleidete. Im Jahre 1786 übertrug man Gmelin zusätzlich den Posten eines Direktors des Naturalienkabinetts und die Aufsicht über den Botanischen Garten. Beide Stellungen behielt er bis zu seinem Lebensende bei.

Als 1789 der „Kammerauditor" Volz von der badischen Regierung nach Spanien geschickt wurde, um dort Merinoschafe anzukaufen, erhielt Gmelin die Erlaubnis, sich diesem zur Durchführung botanischer Studien anzuschließen. Schon hatte ihn im Mai des gleichen Jahres Markgraf Karl Friedrich — auf Bitten Gmelins von Spanien aus — zu einer dreijährigen Weltreise mit spanischen Naturwissenschaftlern beurlaubt, als der Ausbruch der Französischen Revolution den Forscher zwang, unter Mitnahme von mehreren Tausend in Südwestdeutschland bisher kaum bekannter Pflanzen- und Samenarten, in die Heimat zurückzukehren.

Gmelin, der sich wenige Jahre später, am 23. Februar 1794, mit der Pfarrerstochter Christiane Elisabeth Herbst verheiratet hatte, erhielt im gleichen Jahre den Auftrag, wegen der bedrohlichen kriegerischen Verwicklungen das Naturalienkabinett und weitere wertvolle Teile der markgräflichen Sammlungen nach Ansbach in Sicherheit zu bringen. Er benutzte diese günstige Gelegenheit, um bis zum Sommer 1797 im nahegelegenen Erlangen an der dortigen Universität seine botanischen Studien fortzusetzen. Während seiner Abwesenheit von Karlsruhe übernahm sein Freund Hebel, der Gmelin auch öfters auf Exkursionen zu begleiten pflegte und ihm in seinen alemannischen Gedichten als „Chrüterma vo Badewiler" ein Denkmal setzte, für ihn den naturgeschichtlichen Unterricht am Gymnasium.

1803 ernannte man Gmelin zum Mitglied der neu errichteten Sanitätskommission. Das Jahr 1814 sah ihn außerdem als tätigen Mitarbeiter der Bergwerkskommission, die sich später vor allem um die Erschließung der staatlichen Salinen in Dürrheim und Rappenau große Verdienste erwarb.

Literarisch trat Gmelin — als Frucht alljährlicher Landesexkursionen — mit einer eingehenden Darstellung der badischen und elsässischen Flora hervor, deren erste drei Bände 1805—1808 erschienen, während der vierte nach Überwindung mancher Schwierigkeiten erst 1826 herauskam, und der fünfte sieben Jahre später nur eine teilweise Drucklegung erlebte. In seiner 1809 herausgebrachten Schrift: „Über den Einfluß der Naturwissenschaften auf das Staatswohl" setzte sich Gmelin vor allem für den Gedanken ein, an mehreren Stellen des Landes nach Steinsalz zu bohren. Neben verschiedenen lateinischen Katalogverzeichnissen der botanischen Gärten und einer zwischen den Jahren 1809 und 1818 in Mannheim erschienenen mehrbändigen naturkundlichen Abhandlung über die Wirbeltiere veröffentlichte er im Hungerjahr 1817 eine Untersuchung, inwieweit wildwachsende Pflanzen der menschlichen Nahrung nutzbar gemacht werden könnten. Eine kleinere, 1825 heraus-

gegebene Abhandlung befaßte sich mit den Milchblätterschwämmen in Baden.

In Fachkreisen erfreute sich Gmelin eines guten Rufes. Als Goethe am 4. Oktober 1815 zum dritten Male in Karlsruhe weilte, versäumte er nicht, Karl Christian Gmelin aufzusuchen und dem Naturalienkabinett sowie dem Botanischen Garten einen Besuch abzustatten. Auch an äußeren Ehrungen sollte es dem verdienstvollen Naturforscher nicht fehlen, wurde er doch 1797 zum Hofrat, 1808 zum Geheimen Hofrat und 1830 — nach dem Regierungsantritt Großherzog Leopolds — zum Geheimen Rat 2. Klasse befördert.

Nachdem ihm bereits seine Frau und seine einzige Tochter im Tode vorausgegangen waren, starb Karl Christian Gmelin am 26. Juni 1837 an Altersschwäche.

Aus Hebels letzten Tagen,

erzählt von H. Vortisch

Da war ein Brief seiner Freundin Gustave Fecht, den er noch in Mannheim erhalten hatte; sie hatte von seinem häufigen Unwohlsein in letzter Zeit gehört und schrieb ihm u. a.:

„ . . . kommen Sie doch auf einige Wochen zu uns; Sie wissen doch, wie willkommen Sie sind und wie wir Sie mütterlich und schwesterlich pflegen werden. Seit 14 Jahren waren Sie nicht mehr hier. So wie ich Sie kenne, können Sie sich ja doch nur im Oberland recht erholen. Oder geht Ihr Heimweh schon mehr nach dem andern „Oberland", nach der ewigen Heimat? Einmal wird ja auch Ihnen wie uns allen Ihr liebes Verslein gelten:

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang wo de witt!
Zuem stille Grab im chuele Grund
Füehrt jede Weg, un 's fehlt sie nit
Doch wandle du in Gottesfurcht,
I root dr, was i roote cha.
Sell Plätzli het e gheimi Tür
Un 's sinn no Sachen ehne dra."

Aus H. Vortisch, vom Peterli zum Prälaten

Gasthaus z. Hirschen in Lörrach

Erinnerungen an den „Hirschen" in Lörrach und seine Geschichte

Von Hermann Pflüger, Freiburg

Als ich hörte, daß das Gasthaus zum Hirschen in Lörrach, das Geburtshaus meines Vaters und Großvaters, einem Neubau weichen und eine andere Verwendung finden sollte, wurden viele Erinnerungen wach: Häuser haben ihre Geschichte; aber nicht nur die Vergangenheit der Familie Pflüger ist mit diesem alten Gasthaus verknüpft, sondern auch die Geschichte der Stadt Lörrach, insbesondere durch die denkwürdigen Ereignisse des Revolutionsjahres 1848/49.

Als mein Urgroßvater Markus Pflüger, der einzige Sohn aus erster Ehe des Schopfheimer Pflugwirtes und Bleicheninhabers Bartlin Pflüger (geb. 5.6.1765), (dessen Ehefrau Euphrosine geb. Raup (Rubin), aus dem Schwanen in Weil gebürtig, im Wochenbett gestorben war), den „Hirschen" in Lörrach am 23. 4. 1823 kaufte, war das damalige zweistöckige Eckhaus schon durch verschiedene Hände gegangen. Lörrach war damals noch ein kleines Städtchen, zählte um 1750 nur etwa 1000 Einwohner, hatte aber wegen des starken Durchgangsverkehrs von Basel ins Wiesental bereits 11 Wirtschaften; 100 Jahre zuvor gab es nur eine Wirtschaft in Lörrach, „die Stube", als deren „Würth" 1645 Hans Brödlin bezeugt ist. Um 1730 wird Sebastian Hagist als erster „Hirzenwirt" genannt. Die Hagist gehörten zu den größten und ältesten Geschlechtern des Ortes. Sein Nachfolger war Adam Hagist, Sohn des Jerg Hagist und auch sein Sohn Seba-

Marcus Pflüger 1798—1846, Posthalter und Hirschwirt in Lörrach

stian ist noch 1756 Hirschenwirt. 1770 erscheint wieder ein Adam Hagist, nachdem 1763 der Schreiner Johann Knoderer die Schildgerechtigkeit zum „Hirsch" erworben hatte. Dann zog 1792 der Sohn des Adlerwirts Samuel Vest als Wirt auf, bis dann 1800 bis 1819 Fritz Senn aus Kandern, der Onkel meiner Urgroßmutter, als Besitzer den Hirschen übernahm. Vorübergehend war von Juni 1819 ab Joh. Jak. Sorg von Obereggenen auf dem Hirschen.

Im 18. Jahrhundert waren der „Schwanen" und die „Sonne" in Lörrach die bevorzugten Gasthäuser, dort brachte man 1738 die Ehrengäste anläßlich der Huldigungen für den neuen Regenten der Markgrafschaft unter. Als mit den Truppen Moreaus die freiheitlichen Ideen der französischen Revolution 1796 über den Rhein in das Wiesental drangen, wurde auch in Lörrach ein Freiheitsbaum gepflanzt, und die Jacobiner aus Hüningen tanzten mit den Lörracher Bürgerstöchtern auf einem „Freiheitsball" in der Hirschenstube.

Am 1. Dezember 1813 zogen bei der Verfolgung Napoleons die verbündeten österreichischen und russischen Truppen in Lörrach ein, wo sich vorübergehend das Hauptquartier der Armee des Fürsten Schwarzenberg befand. Alle Gasthäuser waren mit Soldaten belegt. Im „Hirschen" trafen sich die Herrscher von Rußland, Österreich und Preußen, die Kaiser Alexander I., Franz I. und König Friedrich Wilhelm III. In einem Zimmer des Gasthauses lagen 14 Generäle auf Stroh, andere Räume waren mit kranken Soldaten gefüllt.

Eduard Kaiser, der bekannte Lörracher Arzt, erwähnt in seine Erinnerungen „Aus alten Tagen" den großen Eindruck, den die Melodien aus dem 1821 entstandenen „Freischütz" auf die Lörracher Bevölkerung machten:

„Etwa im Jahre 1826 kam eine wandernde Bande von böhmischen Musikanten hierher und gab im „Hirschen", dem später so weitberühmten ersten Gasthof, in der geräumigen Bauernstube zu ebener Erde ihre Stücke zum besten. Wir Knaben, von den Klängen der braven Musik angezogen, standen um die Fenster und auf dem Hausflur, als auf einmal der „Jägerchor" ertönte. Es ist unglaublich, welch eine Wirkung dieser Chor sofort im Ort anrichtete. Es war, als ob eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre und alles löschen und helfen wollte. Was Leben und Odem hatte, die halbe Gemeinde, sang wie verrückt mit und ein ewiges „da capo" tyrannisierte die Böhmen, die das Unglück hatten, uns mit dem „Freischütz" bekannt zu machen."

Der Urgroßvater Markus Pflüger kaufte also 1823 den „Hirschen" samt der dazugehörigen „Mezig" zum Preis von 12 000 Gulden nebst 1 000 Gulden Trinkgeld. Mit dem damals 25jährigen Wirt, dessen Vater das Geld vorgestreckt hatte, zog seine junge,

21jährige Ehefrau, das „Lieseli", geb. 3. Febr. 1802, Tochter des Ochsenwirts Johann Senn aus Kandern, als guter Geist in das Haus. Sie verstand es, die Gäste durch freundliches Wesen zu fesseln.

Das Bild der Urgroßmutter spiegelt sich in den „Erinnerungen eines badischen Beamten", hinter denen sich der damalige Rechtspraktikant beim Bezirksamt Lörrach, Joseph Freiherr von Reichlin-Meldegg verbirgt, aus dem Jahre 1829 wider, die er 1872 veröffentlichte. Er kam damals in einer Lohnkutsche nach fast zwölfstündiger Fahrt von Freiburg in Lörrach bei Dunkelheit an, wo er „wegen des schlechten Pflasters und der herrschenden Dunkelheit" nur im Schritt fahren konnte. „An einer Straßenecke haltend, eröffnete uns der Kutscher, daß wir aussteigen möchten, wir seien vor der Post oder dem Gasthaus „zum Hirschen". Wenn der geneigte Leser jemals nach einer langen Fahrt auf holprigen Wegen, bei schneidender Kälte und in dunkler Nacht endlich das Ziel seiner Reise erreicht hat, so wird er mit uns das Vergüngen kennengelernt haben, das wir empfanden, als uns die freundliche Wirtin entgegentrat und die Thüren öffnete, durch die wir in das wohldurchwärmte und beleuchtete „Honoratioren-Zimmer" einzutreten eingeladen wurden."

„Obschon Lörrach 1829 bereits ein bekannter Fabrikort war, der einige hundert Arbeiter beschäftigte, so waren Reisende dort noch eine Seltenheit, und das für Fremde und als Speisesaal dienende Lokal würde sich wohl nicht in dem behaglichen Zustand befunden haben, wenn nicht die Honoratioren der Stadt dasselbe zu ihren abendlichen gesellschaftlichen Zusammenkünften erwählt hätten. Bei dieser Wahl mochte wohl die liebliche und stets freundliche Wirtin, ‚s Liesele', wie man sie nannte, den Ausschlag gegeben haben; obschon seit einigen Jahren verehelicht, hatte

Elisabeth Pflüger geb. Senn 1802

sie noch immer das Aussehen eines jungen Mädchens, und die kleidsame Markgräflertracht stand ihr allerliebst."

Bereits nach 5 Jahren konnte man daran denken, das Haus durch Umbau zu erweitern. Es war damals eine glückliche Bauperiode, als der Weinbrenner-Stil vielen Städten in Baden das für jene Zeit so charakteristische Gepräge vornehmer Behaglichkeit gab. Arnold Pfister hat den Feinheiten der Weinbrennerfassaden in Lörrach eine liebevolle Studie gewidmet (Verlag Rob. Reinhard, Lörrach 1938) und auf den „Hirschen" besonders aufmerksam gemacht. Den Namen des Baumeisters kennen wir leider nicht, aber wenn wir hören, daß in der Stadt Schopfheim, der Heimat des Bauherrn, fast gleichzeitig mit dem „Hirschen" eine Reihe von Bauten von dem Architekten Fenzig, einem Weinbrennerschüler, entworfen wurden, so geht man wohl nicht fehl, in ihm den Baukünstler zu vermuten.

Elisabeth Pflüger 1827—1871 Aqu. Grether

Vor dem breitgelagerten stattlichen Haus wurde nach dem Muster der Basler Stadtbrunnen der „Hirschenbrunnen" aus weißem Jurakalkstein errichtet. Die große Wirtsstube im Erdgeschoß mit der hölzernen Säule in der Mitte, dem Ofentisch, der Chunscht und dem Schanktisch blieb mit der eigentümlichen Fenstereinteilung wohl in ihrem barocken Kern aus der Zeit vor dem Umbau erhalten — es ist die heutige Markus-Pflügerstube. Es kam der Speisesaal und der sog. kleine Saal hinzu, durch Aufstocken wurden weitere Gastzimmer gewonnen. Als die Posthalterei etwa 1840 dazu kam, wurde der große Pferdestall im Hof gebaut. Die badische Postverbindung von Karlsruhe endete damals in der „Kaltenherberge", der Verkehr mit dem Wiesental wurde durch die Posthaltereien Lörrach und Schopfheim aufrechterhalten. Der Schopfheimer Posthalter war seit 1840 der Stiefbruder Bartlin Pflüger (1802—1889), der gleichzeitig „Pflugwirt" in Schopfheim und Bleicheninhaber war. Die Vorfahren waren ein schon früh in der Gegend bezeugtes und begütertes Geschlecht, das der Stadt Schopfheim im 17. und 18. Jahrhundert viermal das verantwortungsvolle Amt des Statthalters stellte. Durch 200 Jahre blieben die Pflüger Besitzer der weithin bekannten Gaststätte zum „Pflug" in Schopfheim.

Der Urgroßvater Markus Pflüger starb schon im Alter von 48 Jahren an Pfingsten 1846, und sein einziger Sohn Markus, geb. 5. Mai 1824, sollte noch einige Lehrjahre „in der Fremde" verbringen, bevor er den väterlichen Betrieb übernahm. Seine einzige Schwester Elisabeth, geb 18. Sept. 1827, war in erster Ehe mit Christian Vortisch, in 2. Ehe mit Friedrich Vortisch in Lörrach verheiratet. Das „Mütterle" regierte also alleine im „Hirzen" und hoffte, an ihrem Sohn bald eine Stütze zu haben. Zuerst wurde der Sohn zur Lehre in den berühmten Gasthof „zum Schwan" nach Frankfurt a.M. geschickt, wo er als „Stift" das Mißgeschick hatte, einer hübschen Dame einen Teller mit Nudelsuppe beim Servieren über die Perücke zu schütten. Dann ging es nach England und Frankreich zur Ausbildung in den Sprachen. Auf dem Pädagogium in Lörrach, wo früher Johann Peter Hebel als Präzeptoratsvikar gelehrt hatte, war er in humanistischen Fächern unterrichtet worden.

Als er mit 24 Jahren aus dem Ausland zurückkam, wurde er von der freiheitlichen Bewegung der „Achtundvierziger" mitgerissen, deren Anhänger sich im „Hirschen" sammelten. Er führte am 9. April 1848 in einer erregten Versammlung in Röttlerweiler den Vorsitz. Kurz zuvor war unter Führung des Mannheimer Advokaten Friedrich Hecker in Konstanz die „Deutsche Republik" proklamiert worden. Hecker zog von Konstanz mit seinen Freischärlern über Bonndorf, Bernau, Schönau, Schopfheim nach Kandern in der Hoffnung, durch diese „Schilderhebung" die Republikaner mitzu-

reißen. Unterdessen ging eine Abordnung mit Markus Pflüger nach Karlsruhe, um die Regierung „über die neue Lage" zu verständigen. Heckers Zug endete am 20. April an der Scheidegg bei Kandern, Struves Haufen wurden bei Steinen zersprengt, der Rest der „Deutschen Legion" bei Dossenbach am 27. April aufgerieben. Struve und Hecker flohen nach der mißglückten „Demonstration" in die Schweiz, wo es bald von deutschen Flüchtlingen wimmelte. Der militärische Belagerungszustand unterdrückte bald jede freiheitliche Regung.

Die Enttäuschung über das Versagen der Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt a. M., die seit dem 18. Mai 1848 tagte und über die Erörterung der „Grundrechte" des deutschen Volkes nicht hinauskam, ließ bald jede Hoffnung auf Einigung der deutschen Länder zu Schanden werden. Noch einmal versuchte es Struve am 21. September 1848 mit einem „Putsch" von Lörrach aus. Er war mit etwa zehn Getreuen in Begleitung seiner hübschen und mutigen Frau Amalie bei Riehen über die Grenze gekommen, besetzte das Rathaus in Lörrach und proklamierte die „Deutsche Republik" mit der Devise: „Wohlstand, Bildung, Freiheit für alle". Die Lörracher Bürgerwehr, die den jugendlichen Markus Pflüger zum Hauptmann gewählt hatte, empfing ihn mit Jubel und stellte sich auf seine Seite. Die Fahne „schwarz-rot-gold", die heute noch im Heimatmuseum in Lörrach zu sehen ist, wurde entrollt. In einem gedruckten Aufruf aus dem „Hauptquartier Lörrach", am ersten Tag der deutschen Republik am 21. September 1848, wurden die Männer zwischen 18 und 40 Jahren zu den Waffen gerufen, Steuern und Lasten wurden aufgehoben. Die Sturmglocken läuteten. Die großherzogliche Beamtenschaft wurde verhaftet, die öffentlichen Kassen wurden mit Beschlag belegt. Das war der Sonderauftrag für den jungen Friedrich Neff aus Rümmingen, der zum „Zivilkommissar" ernannt wurde. Von ihm wird noch die Rede sein.

Markus Pflüger 1824—1907 Aqu. Grether

Am übernächsten Tag wurde die bewaffnete Mannschaft der Freischärler, es mögen 3000 oder mehr gewesen sein, in zwei Kolonnen in Richtung auf Freiburg in Marsch gesetzt. Die Lörracher Bürgerwehr zog unter Markus Pflüger über Kandern, Müllheim, Heitersheim nach Staufen. Struve folgte und zog mit Neef unterwegs in Müllheim und Sulzburg aus öffentlichen und privaten Kassen Kontributionen ein. Unterdessen waren badische Truppen unter General Hoffmann, ein Bataillon Infanterie, eine Batterie mit 4 Geschützen und eine Schwadron Dragoner von Heitersheim her im Anmarsch. Die Aufständischen verbarrikadierten in Staufen die Ausgänge der Stadt, Struve und Blind hielten vom Rathaus herab Reden an die Bevölkerung. Mittags 1 Uhr begann der Angriff unter General Hoffmann mit einem Bataillon Scharfschützen, 2 Haubitzen und einer Dragonerschwadron

Öl J. F. Grether

Markus Pflüger 1824—1907,
Posthalter und Hirschenwirt zu Lörrach

von Süden, während General von Gayling mit einem Bataillon und 2 Sechspfündern von der anderen Richtung angriff. Die Büchsenschützen der Freischärler hatten die Häuser und Gärten der Umfassung besetzt und eröffneten das Feuer. Die Granatschüsse auf die Barrikaden am Stadteingang an der Neumagenbrücke hatten keinen Erfolg, die Angreifer mußten die Barrikade im Sturm nehmen und drangen über zwei weitere Barrikaden bis zum Rathausmarkt vor.

Wilhelm Blos berichtet in seinen „badischen Revolutionsgeschichten": Die Aufständischen verteidigten sich auf das Tapferste zwei Stunden lang; als aber das Militär in die Stadt eindrang, wurden sie in die Flucht geworfen und hinterließen 11 Tote. Markus Pflüger, der auf einem Postschimmel an der Spitze seiner Kompagnie Lörracher Bürgerwehr ausgezogen war, erzählte mir, beim Eindringen des Militärs in die Stadt hätten wohl 100 Mann zugleich auf ihn als den „Hauptmann" geschossen. Die Kugeln seien vorbeigeflogen, aber der brave Postschimmel sei kerzengerade in die Höhe gestiegen und sei dann pfeilschnell mit ihm davongerannt, wodurch er seinen Reiter gerettet habe."

Der Postschimmel namens „Moreau" erhielt später das Gnadenbrot, und mein Vater durfte als Bub noch auf seinem Rücken sitzen.

Wer nicht mehr aus Staufen fliehen konnte, wurde gefangen. Das siegreiche Militär erbeutete 60 Gefangene, 8 Pferde und die Kasse mit 16 700 Gulden. Struve floh mit seiner Frau in einem Dreispänner, tauschte im „Neuhof" seine Kleidung mit Bauerngewändern, wurde dann aber auf der Flucht in Wehr erkannt und festgenommen. Nach seiner Verurteilung durch das Schwurgericht Freiburg — er war zu 5 Jahren und 2 Monaten Einzelhaft verurteilt worden — kam er in das Zellengefängnis in Rastatt, wo er aber bereits am 13. Mai 1849 durch die Aufständischen befreit wurde.

Schlimmer ging es dem „Zivilkommissär" Friedrich Neef aus Rümmingen, der vom Standgericht in Freiburg zum Tod verurteilt und erschossen wurde. Ich fand im Nachlaß meines Großvaters die Abschrift seines Abschiedsbriefes vom 8. August 1849 an seine Mutter, ein Dokument des Zeitgeistes in der Sprache des Revolutionärs: „nur durch Schrekken und Ströme Bluts kann nach diesen Vorgängen die Republik gegründet werden. Wer aber diesen Weg des Schreckens will, der darf sein Leben nicht höher achten als ein Pfifferling und das Leben der Feinde nicht höher als Gras. Er muß sich als eine Kraft betrachten, die ohne Herz und Gefühl und ohne eigenes Leben nur zum Wohl von Tausenden Einzelne zermalmt, wie ein Mühlstein die Weizenkörner."

Erschütternd sind die Zeilen, die er vor seiner Hinrichtung an seine Mutter richtete:

„Liebe theure Mutter

Ich habe Euch hier mit einigen Kleinigkeiten zu belästigen, das muß alles in Ordnung sein, so viel in diesen paar Minuten möglich ist . . . Soviel im allgemeinen über diese irdische Rumpelkammer. Vor 3 Tagen wurde ich von den Inzlingern hinweggenommen, einsam in der Kaserne in ein Gefängnis geworfen und von zwei Soldaten inwendig bewacht. Heute morgen um 5 Uhr nahm man mich heraus und brachte mich in das Gebäude des Standgericht, um 9 Uhr stellte man mich vor das Standgericht und um 12 Uhr wurde das Urteil gegen mich ausgesprochen wegen Teilnahme an der Mairevolution, welches lautete auf Tod durch Erschießen. Von da wurde ich in den Thurm geführt, wo man mir kein Papier gab bis erst spät abends, weshalb ich noch bis spät in die Nacht an diesem Brief schreibe. Sie schickten mir auch einen Geistlichen, welcher mich bekehren wollte; aber es half alles nichts. Wir tranken dann miteinander noch ein Glas Wein und sprachen und unterhielten uns über den Staat und die Philosophie. Eines noch, theure und heißgeliebte Mutter, sei fest und standhaft bei dieser Unglücksbotschaft. Was mich betrifft, so werde ich so ruhig morgen in den Tod gehen, als ich einst in unseren Garten ging. Beweiset durch Standhaftigkeit, daß Ihr die Mutter eines Republikaners seid. Seid stolz darauf, daß Ihr Eueren einzigen Sohn geboren habt, um ihn der Freiheit opfern zu können. Kein Schritt, den ich getan habe in meinem Leben, reuet mich, und wenn ich noch zehn Leben hätte, ich würde alle zehn der Freiheit weihen. Allerdings muß es dem Jüngling, der noch nichts von Belang getan hat für das Volk, schwerer zu fallen als dem Mann, dessen Tod ein großes Leben krönt, dem Jüngling, dem sich die geheimen Kammern der Natur und des Geistes allmälig vor seinen Augen zu öffnen beginnen, dem Jüngling, dem noch eine Welt voll Pläne

Johanna Magdalena Müller 1825—1915
Öl Joh. Friedr. Grether

und Entwürfe für sein Volk die Brust erfüllt. Doch das Opfer ist darum nicht kleiner, eher größer. Aber auch groß und klein verschwinden vor den Augen des freien Geistes. Liebe theure Mutter! Es gibt keine Unsterblichkeit. Mein Andenken soll nur in Euerm Herzen und in den Herzen weniger treuen Freunde ruhen, das ist für mich genug. Auch gibt es keinen Gott, der gerecht und allmächtig ist; wie könnte er sonst eine Welt voll Unrecht geschehen lassen. Der Mensch ist das Größte im Universum, er mag das Leben benützen zum Wohle des Volkes, der Menschheit, zu der er ja auch gehört. Thut daher den Armen Gutes und wirkt nach Euern Kräften für die Freiheit. Was meinen Augen noch Thränen entlockt, das ist der Gedanke an Euch, an Eure treue Liebe und Sorgfalt, mit der Ihr mich gepflegt, mit der Ihr um meinetwegen so viel des Kummers getragen habt. Darum nehmt meine letzten Thränen als Abschiedsgruß zum Dank für Eure Liebe.

Emil Pflüger, Lörrach 1858-1942 Hirschwirt 1928
phot. Marga Minder, Oberweiler i. B.

Das war ein kurzes Leben für die Freiheit. Doch je mehr der vaterländische Boden mit reinem Blut getränkt wird, desto schöner wird die Blume der Freiheit erblühen.

Es lebe die Freiheit, es lebe die soziale Republik.

Euer getreuer Sohn Fr. Neff

PS. Behaltet diesen Brief zum letzten Angedenken, doch eine Abschrift schicket sobald als möglich meinem Freunde Dr. Gihr in Dornach bei Basel.

Gruß an alle guten Republikaner!!

Mein Großvater Markus Pflüger sprach nicht gerne über diese Ereignisse und Anton Fendrich schrieb bezeichnenderweise in einem Aufsatz über „die Achtundvierziger": „Wenn im badischen Landtag vor und nach der Jahrhundertwende die sogenannten Sozialistendebatten aufflammten und die Redeglut zurückschlug in die Zeit der badischen Erhebung von 1848, dann war die zweite Kammer jedesmal Zeuge des gleichen Schauspiels, das auf der Bank der Regierung wie auf denen der Abgeordneten ein seltsames Verstummen hervorrief. Es war als ob Tote auferstünden und mahnten. In dieser Stille packte der ehrwürdige Alterspräsident Markus Pflüger mit dem weißen Knebelbart immer seine Akten zusammen und verschwand still von seinem Platz: Er, der anno 48 ernstlich mit dabei gewesen, konnte nicht ertragen, daß die badische Revolution von den Sozialdemokraten in den Himmel gehoben und von den protestantischen Konservativen und dem Zentrum als Verbrechen gebrandmarkt wurde."

Wie er aber als junger Mensch darüber dachte und welchen Anstoß jene Zeit für seine spätere politische Tätigkeit und für die ihm vorschwebenden demokratischen Ziele gab, geht aus einem an seine Mutter, die Frau Posthalter Pflüger, gerichteten Brief hervor, den er ein halbes Jahr nach diesen Vorgängen am 18. April 1849 aus dem Exil in Bern schrieb:

Liebe Mutter! Ich war eben im Begriff Euch zu schreiben, da ich fürchtete, der Grund Eures ungewöhnlich langen Stillschweigens liege in irgendwelchen unangenehmen Vorkommnissen. Ich ... beklage sehr, Euch und besonders Dir liebe Mutter, nicht etwas von Deiner Mühe und Sorgen abnehmen zu können ... mein Herz dachte nicht daran, daß es so bald wieder in Lörrach zu vergnügten Tagen kommen werde ... Du hast in Deinem letzten lieben Brief recht wahr gesagt, daß man eigenes Unglück mit mehr Resignation und Ergebung tragen lerne, wenn man beim Umschauen andere befreundete Familien ebenfalls heimgesucht sähe. Ich bin wie Du weit entfernt, einen derartigen Trost herbeizuwünschen; aber jeder Mensch meint immer, er sei am schlimm-

sten daran ... bis ... So gerne ich wohl jetzt schon in Lörrach wäre, ist mir Bern doch sehr lieb geworden. Ich bin hier in deutschen Landen der Heimat wieder um so viel näher gerückt und empfinde jeden Pulsschlag, der unser großes Vaterland durchzuckt, auf das Lebhafteste. Ich habe hier liebe Freunde und Landsleute, bei denen ich mein Herz, wenn es voll ist, ausschütte und bei denen ich sicher bin, Sympathie und Mitgefühl zu finden, was alles in Lausanne, wo sich schon alle Blicke nach Frankreich richten, nicht der Fall war. Dann habe ich alle Nachrichten, die mich interessieren, beinahe so schnell wie Ihr selbst. — Wenn Du nach Lausanne schreiben solltest, so bemerke beiläufig, daß Ihr mein Heimkommen von Tag zu Tag erwartet ... Wenn mich schon jedesmal die Nachricht freut, daß meine früheren Untergebenen und Kampfgefährten mein Andenken in Ehren halten und mit Liebe an mir hängen, so bin ich doch zu sehr durch Erfahrung gewitzigt, als daß ich allzu viel auf meine Popularität oder auf die Volksgunst überhaupt hielte „wie gewonnen, so zerronnen".

Ich werde die Bahn schreiten, die ich mir für mein ferneres Leben vorgezeichnet habe und wegen des Beifall oder Hohn der Menge keinen Zoll davon abweichen. Ich werde, so viel in meinen Kräften steht, dazu beitragen, unser Volk auf die Stufe von Bildung und Wohlsein zu heben, die ihm, dem brävsten und tüchtigsten Volke des Erdenrundes, von Rechts wegen gebührt. Ich werde alles aufbieten seine Rechte gegen die Großen und Mächtigen zu verteidigen, sowie aber auch Übergriffen entgegentreten, welche dasselbe zu seiner späteren Schande in dem Siegesrausche zu Schulden lassen kommen könnte.

Ich bin fest davon überzeugt, daß Du als intelligente Frau, die etwas weiter sieht ..., mich in diesem meinem Vorhaben aufrecht halten und unterstützen wirst. Du brauchst

Anna Pflüger-Kraft [mit 21 J.] 1866-1925 (1887) 21. Febr. - 10. Mai geb. 25. 2. 66 gest. 23. 11. 1925

aber einstweilen unbesorgt sein für mein Verhalten hier. Ich werde mir keinen unüberlegten Schritt zu Schulden kommen lassen, der Dich in Angst versetzen könnte. Mein Wirken ist nicht hier, sondern daheim unter den Augen meiner Landsleute. Die Freischärlereien waren gut, ja notwendig zu Demonstrationen, wie Struve ganz richtig in seiner Verteidigungsrede gesagt hat, um Deutschland zu bilden, jetzt aber muß man sie zu dem alten Kram in die Rumpelkammer werfen, wie ein verrostetes, unbrauchbares Werkzeug — alles zu seiner Zeit ...

Seit einigen Tagen bin ich von hiesigen und durchreisenden Flüchtlingen, denen mein Wohnort bekannt wurde, stark in Anspruch genommen worden. Die armen Teufel haben mich zu sehr gedauert und ich konnte nicht anders als ihnen mit Geld unter die Arme zu greifen. Die meisten wollen nach Sizilien und waren auch schon angeworben, 150,000 Frcs lagen für sie in Genf bereit, aber

Frankreich lässt sie nicht durch und hat sogar ihren Führer Willich auf das Schmählichste behandelt. Der „Volksfreund" kommt jetzt in Lörrach bei Reuss heraus, schickt mir denselben . . . Lasst mich nicht mehr so lange auf Nachrichten warten . . . Schickt mir Zeitungen. Herzliche Grüsse an Liesele und Christian. Dein treuer Sohn

M. Pflüger

PS. Sind neue Briefe an Becker Karl, Feldkirchner und Vogelbach angelangt?

Die Frau Posthalter in Lörrach wird wohl diesen Brief mit einigen Bedenken wegen der Zukunft des Sohnes gelesen haben. Erst Ende des Jahres 1849 konnte dieser aus dem Exil nach Hause zurückkehren, um sich dann am 22. Januar 1850 mit Johanna Magdalena Müller aus dem „Ziel" in Grenzach zu verheiraten. Aber auch dann wurde das „Muetterli" durch wohlmeinende Warnungen wegen politischer Verbindungen des Sohnes in Schrecken versetzt, so schrieb z. B. ein früherer Gast des Hirschen am 12. November 1850 aus Freiburg:

Verehrte theure Frau und Freundin

Ich hoffte die Freude zu haben, Sie noch in dieser Woche in Lörrach zu besuchen . . . ich freute mich darauf wie ein Chindli uf de Wienacht . . . aber ich muss morgen in aller früh von hier abreisen und wahrscheinlich sehr bald Ihr schönes Land verlassen. Daß ich Sie, meine treffliche, herzige Frau Pflüger habe näher kennen lernen und lieb gewonnen habe, betrachte ich für einen Gewinn meines hiesigen Aufenthaltes und werde Ihrer stets mit freundlicher Gesinnung und Anhänglichkeit gedenken. Bewahren Sie mir ein liebevolles Andenken. Ihren Angehörigen meine besten Grüsse und Wünsche für Ihr Wohlergehen. Bewahren Sie Ihren Sohn vor allen geheimen und offenen politischen Verbindungen, er ist wieder im Verdacht (ich will hoffen und wünschen mit Unrecht) mit seinem in der Schweiz befindlichen Schwager Müller in dieser Beziehung sehr tätig und wirksam zu seyn. Glauben Sie mir, liebste Frau Pfl., ein solches Geschäft bringt nichts ein als Schaden und Reue; die Freiheit und Wohlfahrt Deutschlands muß uns auf anderen Wegen kommen, wenn sie Segen und Bestand haben soll . . .

(gez. B. Weber)

In der guten Stube der Großeltern, die über der früheren Kreishypothekenbank wohnten, hing über dem Sofa das bekannte Bild des Lörracher Malers Friedrich Kaiser (1815—1889) vom Einzug der Freischärler in Lörrach, das der Großvater im Atelier des damals in Berlin ansässigen Malers gekauft hatte. Fritz Kaiser, der Bruder des Arztes Dr. Eduard Kaiser, der die Erinnerungen eines Markgräflers „aus alten Tagen" schrieb, war ursprünglich Steindrucker und Lithograph, kam dann durch Horace Vernet in Paris zur Malerei, studierte in München und Karlsruhe, wo eine Reihe von Aquarellen und Lithographien aus der Zeit der badischen Revolution von 1848 entstanden. Eine Reihe dieser Werke findet sich noch im Städt. Archiv und in der Gemäldegalerie in Karlsruhe. Der nachmalige Kaiser Wilhelm I., damals noch Prinz von Preußen, „entdeckte" den Wiesentäler Maler der badischen Revolutionszeit in Karlsruhe und veranlaßte ihn, nach Berlin zu ziehen, wo er ihn mit Aufträgen von Schlachtenbildern im Krieg gegen Dänemark 1864 und im Gefolge des Generalstabes im Krieg 1866 an den Kampfhandlungen teilnehmen ließ.

Das wohl jedem Wiesentäler bekannte Gemälde, das sich jetzt im Besitz von Herrn Rechtsanwalt Friedrich Vortisch in Lörrach befindet, schildert aber nicht die für Lörrachs Geschichte naheliegende Episode des Auszugs der Freischärler aus Lörrach nach dem Struveputsch am 21. September 1848, wobei Struve vom Fenster des Rathauses in Lörrach die „Deutsche Republik" ausrief. Vielmehr

Durchzug der Freischärler 1848 durch Lörrach Ölgemälde Fr. Kaiser

ist der Durchzug der Freischärler durch Lörrach am 18. April 1848 dargestellt, als eine Gruppe des von Friedrich Hecker im Seekreis um Konstanz in Marsch gesetzten Kolonnen, es waren etwa 1000 Mann unter dem Befehl des „Obersten" Weishaar, dem Adlerwirt aus Lotstetten, über Lörrach in der Richtung nach Todtnau marschieren sollten. Es kam dann am 19. April 1848 zu dem Treffen Heckers mit dem hessischen General von Gagern an der Scheidegg bei Kandern, wobei von Gagern durch die Kugel eines Konstanzer Schützen fiel, was dann die Auflösung der Freischaren zur Folge hatte. Die Abteilung Weishaar gelangte nur bis Steinen, wo sie von General Hinkeldey, dem Nachfolger von Gagerns, zersprengt wurde.

Der Maler Kaiser war offenbar Augenzeuge des Einzugs der Freischaren und gibt in dem auch in künstlerischer Hinsicht bemerkenswerten und vorzüglich komponierten Bild ein lebendiges Sittenbild der damaligen Zeit. Es zeigt den von der Rheinfelder Straße herab durch die Wallbrunnstraße marschierenden Zug, dessen Spitze den Lörracher Marktplatz zwischen den Gasthäusern „Wilder Mann" und der „Sonne" eben erreicht. Den Hintergrund bildet der Schädelberg als Abschluß. Vorab sprengt ein Reiter, es folgen drei Reihen schmucker Schützen, hinter denen drei diskutierende Männer schreiten, von denen der mittlere mit hohem Filzhut und kleiner Statur ein Manifest in Händen hält. Sollte es Struve sein? Seitwärts gehen nun zwei stolze Häuptlinge mit Pistolen, Schleppsäbeln und Reitstiefeln, vielleicht die Anführer der Lörracher Bürgerwehr, der jugendliche Markus Pflüger und der martialische Meisinger. Hinter diesen Beiden geht im Zug ein „Zivilkommissar" mit breitem Filzhut, Schärpe und Mappe unter dem Arm, ein jüdisch aussehender Mann steht ihm zur Seite. Nun folgt ein Reiter auf tänzelndem Schimmel mit hohem Hut — aber wer könnte die zwergenhafte Gestalt

neben dem Pferd sein? Sicher eine bekannte Lörracher Figur der damaligen Zeit. Eine Musikkapelle von sechs Mann, der Trommler, der Klarinettist und ein Hornist im Vordergrund, der Dirigent schwingt den Säbel, leitet zu den beiden eindrucksvollen Reitergestalten über, welche den Mittelpunkt des Bildes durch imponierende Haltung markieren und gleichzeitig die Verbindung zu den am Marktbrunnen gaffenden Bürgern vermitteln. Der säbelschwingende Reiter, der sein Pferd auf der Hinterhand gedreht hat und sich nun an die Zuschauer wendet, ist der bärtige „Oberst Weishaar"*). Hinter den Reitern tauchen nun die in Achterreihen marschierende Freischaren auf, die bajonettbewehrten Flinten auf der Schulter, den gerollten Mantel umgelegt, mit Sträußen an den Filzhüten. Drei Fahnen werden mitgeführt, vorn eine wallende weiße Fahne vor einem seitwärts stehenden Wagen, auf dem ein Mann mit Hellebarde lehnt. In der Höhe des Rathauses, das sich mit heller Front und barockem Glockentürmchen von der dunklen Straßenfront abhebt, sieht man eine Revolutionsfahne mit Schwarzrotgold. Das Ende des Zuges ist in der Gegend der „Ufhabi" sichtbar. Offenbar sind die Gebäude genau nach dem Stand der damaligen Zeit abgebildet. Aber auch viele Bürger und Zuschauer sind porträtähnlich. Der Maler Kaiser hat sich vermutlich in der Figur des eleganten Mannes mit schwarzem Zylinder, weißer Weste, langen Beinkleidern und einer Reitgerte in der Hand rechts vom „Oberst Weishaar" selbst dargestellt — hinter dem weißen Pudel ist die Jungfer Judith Vortisch in weinrotem Kleid und mit der „Vrenelichappe" abgebildet — sie ist mir als „Tante Judith" in dem behaglich vornehmen Haus an der Basler Straße noch bestens in Erinnerung. In der linken Bildecke ist der Bürgermeister Carl Georg Wenner mit seiner anmutigen Frau Anna Magdalena geb. Stahl mit ihren Kindern dargestellt — er stammte aus dem „Wilden Mann", wo sein Vater (wohl rechts vom Eingang) und seine Mutter am Fenster sichtbar werden.. Am letzten Fenster erscheint noch ein Frauenkopf mit Baby. Auch der Apotheker Eisenlohr und der Gastwirt „zur Sonne", der spätere Abgeordnete Vogelbach-Däublin, sind zu erkennen. Am linken Bildrand, nur zur Hälfte sichtbar ist der Landwirt Rupp mit hellem Zylinderhut, vor ihm der „lange Calame", späterer Bürgermeister. Vermutlich könnte ein Zeitgenosse noch viele bekannte Gestalten herausfinden.

Besonders vielfältig zeigt sich die Mode der Kleinstadt Lörrach in den Männer- und Frauentrachten. Eine besonders hübsche Markgräflerin in hellem Kleid und dunkler Schürze zeigt sich vor dem Brunnen, ältere Frauen trugen dunkle Markgräflertracht mit kürzeren Schleifen, die städtisch gekleideten Frauen haben helle Hauben und weite Faltenröcke. Die Männer tragen Gehröcke mit Zylinder oder Jacobiner-Mützen, ältere Männer haben noch Kniehosen. Zwei junge Knechte in Hotzenwälder Tracht leuchten mit roten Westen in der Mitte des Vordergrundes. Die zahlreichen Kinder spiegeln die Mode der Erwachsenen. Alle erkennbaren Gesichter scheinen Porträts der damaligen Zeitgenossen in Lörrach zu sein.

Der Großvater Markus Pflüger, der im Exil Zeit hatte, über die Pflichten und Aufgaben des Bürgers im Staat nachzudenken, machte seine guten Vorsätze wahr und verwirklichte sie im freiwilligen Dienst für seine Vaterstadt und für sein Land als Politiker. 29 Jahre lang war er in dem Gemeinderat Lörrach, 40 Jahre im Kreisausschuß Lörrach, er setzte sich für den Ausbau des Straßennetzes, für die Errichtung einer Kreispflegeanstalt ein, 1859 gründete er die freiwillige Feuerwehr und war ihr erster Kommandant. Er war die treibende Kraft für den Bau der Wiesentalbahn von Basel nach Schopfheim, die am 5. Juni 1862 dem Ver-

Hirschenbrunnen mit Haus z. d. Drei Königen

kehr übergeben werden konnte — die Regierung hatte sich geweigert, mit öffentlichen Mitteln die Bahn zu bauen — nun mußten private Mittel für den Bau flüssig gemacht werden. Er leitete das Unternehmen bis zur Verstaatlichung der Wiesentalbahn im Jahre 1888. Die Kreditnöte der Landwirte und Gewerbetreibenden veranlaßten ihn zur Gründung der Kreishypothekenbank Lörrach (1868), die in einem Anbau des „Hirschen" Unterkunft fand. Auch an der Gründung der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim (1871) und der Pfälzer Hypothekenbank in Ludwigshafen, denen er dann als Aufsichtsratsmitglied angehörte, war er beteiligt. Das Salzwerk Wyhlen, das später von den Solvaywerken übernommen und ein blühendes Unternehmen wurde, brachte den Gründern zunächst große Verluste ein, und er gehörte auch zu den Leidtragenden.

In seiner politischen Tätigkeit schloß er sich mit seinem Freund, dem Freiherrn von Roggenbach aus Fahrnau, dem badischen Liberalismus an, der sich zunächst im „Deutschen Nationalverein", dann im linken Flügel der nationalliberalen Partei zusammenfand, bis es 1879/80 zur sog. Secession kam, bei der seine Parteifreunde wie Eduard Lasker, Rickert, von Forkenbeck, von Stauffenberg, Bamberger, Braun-Wiesbaden u. a. die nationalliberale Fraktion verließen, um sich dann 1884 mit der Deutschen Fortschrittspartei zur „Deutschen freisinnigen Partei" zu vereinigen. Er sah nach der von ihm freudigen Herzens begrüßten Errichtung des neuen Deutschen Reiches in der freiheitlichen Ausgestaltung des Kaiserreiches eine der vornehmsten Aufgaben des Liberalismus. Als zu Beginn des Krieges 1870 am Oberrhein die Gefahr eines französischen Vorstoßes bestand, organisierte er mit seinem Freund Rottra von Kirchen eine Bürgerwehr von 2000 Freiwilligen, welche die „Wacht am Rhein" übernahmen.

Der Landbezirk Lörrach wählte ihn 1871 in den badischen Landtag, wo er das wichtige Referat über das Eisenbahnbudget übernahm. 1874 kam er als Abgeordneter des Wahlkreises Lörrach-Müllheim in den Reichstag nach Berlin, wo er bis zur Ablehnung der Militärvorlage im Jahre 1887 mit seinen freisinnigen Parteifreunden gegen wirtschaftliche Sonderinteressen, Sozialistengesetz und Kulturkampf focht. Nach der Auflösung des Reichstages kam er 1890 als Abgeordneter des Wahlkreises Karlsruhe-Bruchsal wieder in den Reichstag und siegte auch 1893 im Wahlkampf über seinen Gegner. Er blieb bis zum 77. Lebensjahr Reichstags- und Landtagsabgeordneter und trug diese Bürde in geistiger Frische bis zu dem schlagartigen Zusammenbruch in Berlin am 15. Dezember 1901. Nach diesem Schlaganfall war er bis zu seinem Tod am 5. September 1907 gelähmt und erblindet ans Bett gefesselt.

Meine eigenen Erinnerungen an den „Hirschen" und an die Persönlichkeit des Großvaters gehen in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zurück. Es ging damals in der großen Wirtsstube, der heutigen „Markus-Pflüger-Stube" ganz patriarchalisch zu. Der Großvater saß als Gastgeber am oberen Ende der langen Wirtstafel, die Großmutter in der Markgräflertracht neben ihm, die Gäste und das Gesinde, denen er allen freundlich zunickte, reihten sich an der Tafel an. Die Frühschöppler saßen auf der Ofenbank. An Festtagen ging es in der Wirtsstube hoch her, an Markttagen stand das Vieh enggedrängt auf dem Hof und in den großen Gaststallungen, wo früher die Postpferde standen. An Sonntagnachmittagen waren alle Tische mit Zegospielern besetzt. Der Wein wurde in „Gütterle" ausgeschenkt, der „Grenzacher" aus eigenem Gewächs war begehrt. In der Zeit der Bohnenernte beteiligten sich alle Gäste der Wirtsstube am Bohnenhobeln.

Wenn wir 6 Enkelkinder aus Freiburg zu Besuch kamen, wurden wir an die hölzerne Säule in der Mitte der Wirtsstube gestellt, um die Größenzunahme mit den früheren Einkerbungen zu vergleichen. Wenn man den Großvater vor dem Essen suchte, stand er im „Leszimmer" und studierte die „Frankfurter Zeitung". Er ging mit uns auf die Matten am Bärenfels, sah nach den Stellfallen und dem „Wuhr", im Herbst in die Reben nach Weil und Grenzach, die er 1878 an den Hängen des Grenzacherhorn auf dem Gelände eines zwei Hektar großen Kalksteinbruches mit kostspieligen Terrassen anlegen ließ. Er hielt streng darauf, seine Äcker eigenhändig anzusäen und scheute zu diesem Zweck nicht die weite Reise von Berlin ins Wiesental. Dann kletterte er hemdsärmlig und verschwitzt zum Entsetzen meiner Großmutter umständlich und altersteif vom Leiterwagen herab, während er seiner Gewohnheit gemäß leise vor sich hinpfiff. Er pfiff auch bei ganz unpassenden Gelegenheiten z. B. bei Leichenfeiern, ohne sich dessen bewußt zu werden. Die Pflege der Reben und des Weines war seine Hauptsorge. Der Anbau des großen Hirschensaals verdankt auch nur dem Umstand seine Entstehung, daß er für seinen „Grenzacher" einen großen Keller und einen Trottschopf brauchte. Für die „Basler Herren" war der „Hirzen" in Lörrach ein beliebtes Ziel auch für winterliche Schlittenfahrten, die eleganten und phantasievollen Formen der Pferdeschlitten kann man heute noch im „Kirschgartenmuseum" in Basel bewundern.

Unter den Stammtischgästen haben der Basler Kunsthistoriker Jacob Burckhardt und der Lörracher Amtmann Friedrich von Preen, die sich dort kennenlernten und oft trafen, durch ihren Briefwechsel in den Jahren 1864—1893, der 1922 veröffentlicht wurde, manches Bemerkenswerte vom Hirschen und seinen Wirtsleuten dem Gedächtnis erhalten.

„Die Oberländer Wirtshäuser und die angemessene Bewirtung", auf die man „bei wachsenden Jahren nicht genug achten kann,

Der Brunnen vorm „Hirschen" in Lörrach

wenn man so bummelt" spielten im Leben Jacob Burckhardts eine große Rolle. Auch Nietzsche wurde auf diese Fahrten mitgenommen. Zwischen Jacob Burckhardt und Markus Pflüger entwickelte sich eine freundschaftliche Vertraulichkeit, die auch in den Briefen an v. Preen ihren Niederschlag fand. Burckhardt hatte 1872 etwas Sorge, daß der mit anderen Geschäften überlastete Freund den Hirschen losschlagen könnte und schreibt an v. Preen: „Kommen Sie bald in unsere Gaue, solange Markus noch den Hirschen hat. Denn ich fürchte, unsere dortigen guten Tage werden nur noch so lange dauern, bis man einen Käufer hat." Im selben Jahr schreibt er am 3. Oktober: „Die Frau Posthalterin verjüngt sich jetzt förmlich, da in 14 Tagen ihre Mühe und Arbeit aufhören soll; freilich mit den Jahren werden auch wir ausbleiben, und ist's Gottes Wille, so sterben wir alli, sagt Hebel." Anläßlich einer ehelichen Verbindung von Wirtskindern meint er in einem Brief vom 3. Dezember 1880: „Diese Verbindungen unter Wirtsleuten verlangen so viel dynastische Politik wie manche fürstliche." In einem Neujahrsbrief von 1873 schreibt er nach der Verpachtung des Hirschens: „Der cervus machte mir neulich einen elegischen Eindruck. Der neue Beständer und seine Frau sind charmante Leute, die Bewirtung wie unter Pflüger, aber die Frequenz schien mir geringer, und ich träumte, wie schön es wäre, wenn der untere Saal wieder zu einem Futtergang einschrumpfte, wissen Sie, wie in jenen Zeiten, da man an besuchten Abenden den Tabaksdampf mit dem Messer schneiden konnte." Aber nach der Verpachtung hörten die guten Beziehungen mit Markus Pflüger nicht auf, denn der frühere Wirt saß nun oft als Gast in der Stube und hielt mit dem Basler Professor einen „langen

und gemütlichen Diskurs", worüber dieser dann an v. Preen berichtete und meinte, „daß Pflüger sich merkwürdig gleich bleibe, nur sich um etliche Grade verfeinert habe".

Der ehemalige Hirschenwirt, „dessen geistiges Streben über den Horizont seiner Durchschnittskollegen hinausging", saß damals meist in Berlin im Reichstag. Es war natürlich der ersehnte Wunsch meiner Großmutter, auch einmal nach Berlin zu fahren und an dem Leben ihres Mannes teilzunehmen. Jacob Burckhardt schreibt über das Dilemma dieser Reise und warum es nie dazu kam: „Der Posthalter hat seine Frau noch immer nicht nach Berlin mitgenommen, und zwar unter ausdrücklicher Angabe des Grundes: Sie mag nicht für die Zeit auf den Letsch (d. h. auf die Markgräflertracht) verzichten; zu Berlin aber auf der Straße damit zu erscheinen, wäre beim Frevelmut der dortigen sogenannten Menschen bedenklich." Zum letzten Mal erwähnt Burckhardt den „Marcus arator" in seinen Briefen Ende 1893, als die Kirche in Grenzach erneuert worden und Markus Pflüger gewissermaßen als Weihgeschenk „auf den reichen Herbst hin" zu den Altargefäßen ein silbernes Plateau stiftete. Es gab neben dem Hirschen in Lörrach noch einen anderen Anziehungspunkt für Jacob Burckhardt, das war das „Bäbeli", die Lerchenwirtin Senn, die Tochter des Kronenwirts von Grenzach. „Wenn ich Geld nach Belieben hätte, ich kaufte Frau Senn von Lörrach los und bezöge hier ein nettes Haus und ließ mich verpflegen bis an mein Ende — dies aber ganz unter uns."

Nach vorübergehender Verpachtung des „Hirschens" übernahm der jüngere Bruder meines Vaters, der von uns Kindern hochgeschätzte und geliebte „Onkel Emil" (geb. 5. 3. 1858) das väterliche Anwesen. Aber im Hintergrund dirigierte immer noch die Großmutter, die erst am 25. 2. 1915 starb. Mit seiner gütigen und zarten Frau Anna geb. Krafft aus der Mühle in Fahrnau hat er als liebenswürdiger Wirt von 1887 bis zum Ersten Weltkrieg gewirkt und zog dann in das Haus Asal „zum Schwanen". Als Pächter führten die Herren Otto Fischer, Otto Saenger und zuletzt C. Walliser das Haus, bis es durch Kauf am 1. 4. 1940 in die Hände von Robert König überging.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verwahrloste das Haus unter der Besatzungsmacht, bis dann Herr Fritz Binoth als neuer Besitzer das Haus durch Umbau wieder in Stand setzte. Im Gelände des Hirschengartens war ein Lichtspielhaus errichtet worden, und bei dieser Gelegenheit fand man die Reste und Gräber eines Alemannenfriedhofes, über dem wir als Kinder geschaukelt hatten.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat Lörrach das charakteristische Gesicht eines badischen Landstädtchens verloren. Neue große Gebäude fallen durch unförmige Verhältnisse aus dem alten Gefüge der Stadt. Ein Blick auf die Ecke beim Hirschen zeigt die Folgen solcher ohne Rücksichtnahme auf das Stadtbild in die Höhe geschossener Bauten. Arnold Pfister schreibt in seinem 1939 vom Lörracher Museumsverein herausgegebenen Buch über „Lörracher Bauten": Ein Ort wie Lörrach, wo in den Jahren der historisierenden Stile so viel Gutes zerstört und so viel Bedenkliches errichtet worden ist, kann sich auf dem Gebiet älterer Baukunst keine wesentlichen Verluste mehr gestatten. Und es ist auch allenthalben die Einsicht im Wachsen, was man an Bauten wie ... dem Gasthaus zum Hirschen besitzt ... Wäre diese Einsicht nur schon etwa 25 Jahre, d. h. eine Generation alt, so sähe das Zentrum der Stadt anders aus: die ‚monumentalen' Warenhäuser würden sich bescheidener ausnehmen — zu ihrem Vorteil."

Für die Erhaltung des Hirschen spricht aber nicht nur der städtebauliche Anblick, sondern auch die Wahrung jener gastlichen

Tradition, welche dieses Haus zu Ehren der Stadt Lörrach auszeichnet.

Es ist nicht nur der gute Wein, sondern auch der behagliche Zug des gutgeführten Gasthauses, was die Leute von allen Seiten über die Grenze zieht. Die Kultur des Gastwesens stammt dort aus jener Epoche, in der Politik und Geschichte sich an alte Gasthäuser wie den „Hirschen" in Lörrach knüpfte. Als Dokumente der lokalen Kultur sollte die Stadt ihre schön gebauten Gasthäuser in der klassischen Form zu erhalten suchen.

Literatur

J. A. Beringer, Badische Malerei im 19. Jahrh. Karlsruhe 1913.

A. Eberlin, Die Geschichte der Stadt Schopfheim 1878.

R. Wackernagel, Basel und die bad. Markgrafenschaft. Bad. Heimat 1923, 34 ff.

H. Kayser, Baugeschichte von Lörrach. Bad. Heimat 1923, 50 ff.

R. Faisst, Beitrag zur Baugeschichte von Schopfheim. Bad. Heimat 1923, 61.

Arnold Pfister, Lörracher Bauten, Lörrach 1939.

Jacob Burckhardt, Briefe an seinen Freund Friedr. v. Preen 1864—1893. Stuttgart u. Berlin 1922.

M. W. Löwenfels, Der II. republikanische Aufstand in Baden. Basel 1848.

M. W. Löwenfels, Gustav Struves Leben. Verlag Helbig-Scherb, Basel, 1848/49.

Amalie Struve, Erinnerungen aus den bad. Freiheitskämpfen.

Gustav Struve, Die Volkserhebung in Baden.

Karl Heinzen, Einige Blicke in die Bad. Revolution.

Mierososlawski, Bericht über den Feldzug in Baden. Bonn 1849.

Bekk, Über die Revolution in Baden.

Häusser, Die bad. Revolution. „Gegenwart", Bd. 3, 310.

Karl Herbster, Wirtschaften und Wirtsleute im alten Lörrach. Zeitschr. „Das Markgräflerland". 1936, 7. Jahrg., H. 2, 52.

Karl Seith, Die Anfänge der Schopfheimer Bleiche, do. S. 67.

Karl Grether, Alte Schopfheimer Gastwirtschaften. Sonntagsbeilage des Markgräfler Tagblatt (1939, Nr. 34—48).

Daniel Rees, Die zweite Schilderhebung der deutschen Republikaner im Bad. Oberland, cit. Reichlin Meldegg, Aus den Erinnerungen eines bad. Beamten, Mannheim 1874, S. 231.

W. Müller, Erlebnisse eines Schopfheimer Bürgers 1948/49. Blätter aus der Markgrafschaft 1915.

Aus den Erinnerungen eines badischen Beamten. Verlag J. Scheuble, Freiburg 1872, S.2.

Ed. Kaiser, Aus alten Tagen. Erinnerungen eines Markgräflers 1815—1875.

Wilhelm Blos, Badische Revolutionsgeschichten, Mannheim 1910.

Karl Poltier, Ein Gang durch 230 Jahre Lörracher Geschichte. Oberbad. Volksblatt 1950.

Markus Pflüger in Bad. Biographien, VI. Teil 1901—1910, S. 504.

Erste Ansichtskarte des Hirschen

Der Wächterruf

Eine Hebelerzählung

von Reinhold Schneider

Im Nachlaß unseres so früh verschiedenen oberrheinischen Dichters Reinhold Schneider fanden sich mehrere, unbekannte Erzählungen und Skizzen. Auch sie sind beredte Zeugen von der Sprach- und Gestaltungskraft, von der Tiefe und Weite der Aussage des großen Dichters. Selbst die Skizzen gleichen Tautropfen, in denen sich glanzvoll die Welt bricht. Der Verlag Herder in Freiburg i. Br. gab sie unter dem Titel „Der ferne König" heraus: Oktav, 298 Seiten, in Leinen geb. 15.80 DM. Wir bringen daraus mit freundlicher Erlaubnis des Verlages zum Hebeljahr die folgende Erzählung.

Der Tag hatte sich besser angelassen, als der Reisende erwartet hatte. Er war am Vortage in der Kirche gewesen, wo er predigen sollte, hatte auch das Pfarrhaus angesehen, das ihm bereitstand — es hatte helle, behagliche Räume und einen von alten Häusern umschlossenen Garten, in dem es sich gut sitzen, plaudern oder sinnen ließ, abends, wenn der kühle, vom Heuduft der hohen Matten und dem Atmen der Wälder geschwängerte Wind über die Stadt hinfloß; auch das Schulhaus hatte er besichtigt — und er hatte den Knaben und Mädchen in die Augen geschaut, denen er das Wort verkünden, das rechte Leben würde lehren dürfen. Fast hätte er in freudiger Aufwallung sofort ja gesagt und den Tag seines Einzugs bestimmt; denn er sah wohl, daß sich die Freiburger glücklich fühlten, den rheinländischen Hausfreund als Pfarrer in ihrer Mitte zu haben. Aber dann hatte Johann Peter Hebel doch wieder gezögert: er habe das letzte noch nicht mit dem Großherzog und seinen Vorgesetzten in Karlsruhe besprochen; alles wolle ins reine gebracht werden; er wolle nichts Unausgeglichenes, keine Verstimmung; dann werde er schreiben.

Damit war ihm für den Augenblick eine Last von der Seele gefallen; die Nacht war besser, als er gehofft. Und nun, am frühen Morgen, stand er auf dem Marktplatz unter dem Münsterturm, von dem der Glockenschlag niederbebte, und faßte die Fülle des Landes, die sich hier gesammelt hatte, mit allen Sinnen auf: das Leuchten der hochgestapelten, schmalen und spitzen, der kugeligen oder flach-runden Krautköpfe, der vielgestalteten Rettiche und quellenden Herbstfrüchte, den Tau auf den Trauben, die schwer und durchglutet waren wie in vielen Jahren nicht, den Schimmer der hellen und dunklen, von schwarzen Samtbändern umfaßten Haare der Frauen und Mädchen und die satten Farben ihrer Tücher und Mieder, das Licht der satteren und verglühenden Sonnenräder, den Duft, der von den Honigständen und von dem auf reinen Tüchern aufgebauten Brot herüberzog, den Schlag und das emsige Ticken der Uhren, den feinen Klang der von den Verkäufern angepriesenen Gläser aus den hochgelegenen Glashütten und den Sonnenblitz, der aus den Kelchen schoß, den Schmelz altertümlich-einheimischen Steinguts, den Silberschein der zinnenen Teller und Krüge, in die Monogramme und Symbole eingeritzt waren. Er bekam Lust einzukaufen. Hier einen Beutel, dort einen Pfeifenkopf und ein schön bemaltes Fläschchen für Kirsch- oder Zwetschgenwasser, ein elsässisches Tuch, ein Holztäfelchen mit der Ansicht der Stadt. Denn schon sah er sich unter der Freundesrunde in Karlsruhe die Geschenke aus dem Oberlande verteilen; da gab es ihm einen Stich ins Herz, weil es ja Abschiedsgeschenke waren. Nein! Er nahm noch ein paar hellbraune Laugenbrezeln mit, die er Kindern an der Straße unversehens zuzuschieben pflegte. Dann beugte er sich zu einem schüchternen, halbwüchsigen Mädchen herab, das zwischen großen Blumensträußen saß, und ließ sich ein Sträußchen an den Rock stecken — was mit zitternden Fingern getan wurde. Aus der offenen Münsterhalle wehte Weihrauchduft, und es war ihm ein wenig unbehaglich, so daß er schnell durch eine der kaum mannsbreiten, von einem Rinnsal durchflossenen Gassen in die Stadt bog; hier schwankte er ein Weilchen zwischen dem und jenem Gasthausschild, bis er eine gute, aber schon erprobte Wahl tat. Im Halbschatten an einem umblühten Fenster der stilleren Gassenseite ließ er sich den Wein und die Forellen schmecken; er

konnte den Blick nicht lösen von all dem Segen, der vorübergetragen wurde, von dem ernsten Frohsinn auf den Gesichtern, bis das Treiben sich verlor mit der Mittagsstunde.

Aufatmend sah er unter der Gasthaustür zu den Bergen empor, die in immer kühneren, sich übersteigernden Linien, prangend in irisierenden Herbstfarben des nahen Laubwaldes und dem blauen Duft der Kuppen und Gipfel, hinter dem Münsterturm sich aufwölbten: hier wollte er von nun an wohnen; hier sollte sein Herz sich sättigen; nur wenige Stunden, die an Sonntagen, auch an einem Herbstnachmittag in Freiburg leicht aufzubringen waren — und er würde dort sein, wohin es ihn immer zog, wo er hergekommen war, im Bergschatten zwischen den Weinhügeln des über alles geliebten Landes, im Rheinknie. Zugvögel breiteten sich über die Dächer hin, er fühlte den Schmerz der Sehnsucht, mit der es einmal ein Ende haben mußte — und beherzter, als es seine Art war, ging er zum Wagen; wenigstens bis Offenburg wollte er heute noch kommen.

Aber sobald er im Wagen saß, wurde ihm wieder unbehaglich; jeder Hufschlag entfernte ihn vom Oberland; nicht allzu lange, und die kühnen Höhenzüge würden zurücksinken und die Ebene aufgehen und mit ihr der sandige, an Farben arme Wald. Und die Sprache würde ihre tiefen Herzensklänge verlieren und auch ärmer, viel ärmer an Farben werden, kein Weinstock mehr grünen am Wege, kein Wirtsschild mehr die Freude verheißen, die hier noch auf jedem Hause spiegelte. „Es ist das letztemal!", sagte er vor sich hin, „das soll der letzte Abschied sein." Aber war es wirklich so? Sollte er wirklich das letztemal scheiden? Und nun begegnete Johann Peter Hebel dem anderen Johann Peter Hebel in sich, den er nur allzugut kannte, so schlecht er sich mit ihm vertrug: Hans-Peter, dessen Herz und Leben gespalten war zwischen Oberland und Unterland, der Heimat und dem Amt, der Liebe und der Flucht vor ihr. Hans-Peter, ein weichmütiger Spielmann, der keinen Respekt bezeigte vor pädagogischen Ämtern und Würden, vor dem Ernste der Griechen, Römer und Hebräer. Er fühlte, daß Hans-Peter ihm einen Streich spielen, daß er es geschehen lassen werde, er vermochte nicht weiterzufahren; in Emmendingen stieg er aus. Die behäbigen, farbigen Häuser am geräumigen Markt gefielen ihm nicht übel; besser, er rastete hier als in Offenburg; durch alle Gassen grüßten Wald und Rebberge, und der Gasthof an dem großen Platz bot alles, was er sich wünschen konnte, ein hochgetürmtes, breites Bett in reinlichem Zimmer und einen mächtigen runden Tisch unter einem Herrgottswinkel, an dem abends sich manch spaßhafte oder nachdenkliche Geschichte hören und auch erzählen ließ.

Ein Mädchen aus dem Oberland stellte ihm das leichtbeschlagene Glas hin; hier konnte er doch noch reden, wie er wollte. Sie hätte gerne seinen Namen herausgebracht, weil sie etwas Besonders oder Bekanntes vermutete. Aber er bog immer wieder mit einem geschickten Scherz aus. Doch wurde der Abend nicht so freudig, wie er es sich versprach. Der ratlose Hans-Peter saß ihm trüben Gesichts mitten unter den Gästen gegenüber und nahm ihm das Wort von den Lippen, das Lachen vom Herzen. Ungewöhnlich früh stand er auf, sich mit der morgigen Weiterreise entschuldigend; das Mädchen ging voraus und trug ihm das Licht, in dessen Schein ihr Haar in einem gelben Glanze stand, während die Schatten über die breite Treppe glitten. Morgen früh, wenn er reise, sagte er bei offenstehender Tür, erbitte er sich eine Gunst: sie solle ihm das beste Glas Oberländer Weines in den Wagen reichen, aber sie müsse zeitig aufstehen; er reise im Morgengrauen. Sie sah ihn überrascht an; eine Feuchte kam in ihren Augen auf, und nun zitterte seine Hand, als er das Licht entgegennahm. Das Fenster war noch auf, und ein feuchter, föhniger Wind stieß durch den Vorhang und wollte die Tür zuschlagen, aber der Reisende hielt sie; er verbeugte sich, nicht wie vor einem einfachen Mädchen in einem Gasthaus, sondern fast wie vor einer Frau der höheren Stände, aber mit natürlich-herzlicher Achtung. Schon hörte er sie die Treppe hinuntereilen; er legte sich nieder; der Schlaf wollte nicht kommen; in schmerzhaftem Streit standen sich die beiden Landschaften seines Lebens gegenüber, das großartige, ins Gebirge emporwogende Oberland, ein vielgliedriger, gesegneter Garten, reich an Fruchtspeichern und weinschweren Kellern, an Höfen, die mit Menschen, Vieh und Frucht wie Archen zwischen den Ackerwellen lagen — und der nüchternen Fürstenstadt in der Ebene mit zier-

lichsteifen Häusern, die Stätte seines Dienstes. Jahr für Jahr war er zwischen beiden auf und nieder gefahren; hier war die Grenze; die Sprache klang ihm nur diesseits, und über den bekränzten Hügeln vor dem lichten Blau der Kuppen schwebte ein Frauenbild, von dem das Mädchen einen Zug hatte, nur war dies Bild Jahr um Jahr verklärt worden von der beständigen Kraft eines lauteren Herzens, das einem ebensolchen sich zuneigte und seiner sicher war.

Fern rief der Wächter durch die Stadt; der Wind riß die Stimme weg; der Einsame spürte, daß das Wetter umschlug; morgen würde es zu Ende sein mit dem Leuchten der Hügel und Berge, dem frohen Leben in den Rebdörfern, und Regen würde über das Land fallen und es ihm frei lassen, bis Bäume und Weinstöcke kahl vor dem entlaubten Walde standen. Das Jahr entschied sich zu seinem Ausklang; solche Nächte, das wußte er, waren dem Schlaf nicht günstig; sie mußten ausgetragen werden. Aber die Ungewißheit wurde beklemmender von Stunde zu Stunde. Was war er nun? Nichts von dem, was er in der Welt war und was er nicht ganz ungern die Welt von sich reden ließ, ratloser Pilger an der Straße, armer, unschlüssiger Wanderer am Kreuzweg, überantwortet einem fast zu verletzlichen Gewissen. Er gestand es sich wieder ein, daß er sich nicht entschließen, kein Ganzes aus seinem Leben machen konnte. Wo sein Herz war, da war er nicht; seltsamer noch: etwas in ihm verwehrte ihm, dort zu sein, wo er sein wollte, wo sein Wort aufwuchs und Bestand hatte wie der Rebstock; er selber war's, der über das geliebte Frauenbild — die Heimat einen Schleier zog. Warum? Daß es ganz rein, ganz Bild würde? Aber hatte er ein Recht dazu? Wäre es ihm nicht eher angestanden, zu ergreifen, was sein war, und sein Eigentum zu verantworten? Aber sein Eigentum? Er hatte keines; zwischen Basel und Hausen hatte er die Kindheit verbracht, Dienst- und Wandersleute waren die Eltern, seine Mutter war auf dem Wege zwischen Basel und Hausen gestorben, der Vater hatte seine beste Kraft an ein fremdes Land vergeben. Wieder gestand er sich's ein: die ihm am nächsten waren, das waren die Wandernden, die Kaufleute und Boten, die Schiffsknechte auf dem Rhein, Fuhrleute, die von der Fremde erzählten, die Heimatlosen, Landstreicher, gar noch die Gespenster am Kreuzweg oder Großvater und Enkel, die als Fahrende auf der Straße vor dem Röttelner Schloß erschüttert wurden vom Geheimnis der Vergänglichkeit, dem Untergang der Welt.

Und nun war er ganz hilflos; für einen jeden Schritt vorwärts wollte er einen zurück tun. Das Haus war still geworden; alle Fahrzeuge hatten ihr Dach gefunden, nur der Wind blieb unstet, suchend wie er. Die Glocken schlugen weiter, ein spärlicher, langsam fortschreitender Trost. Und wieder sagte er sich: was er liebte, konnte er nicht besitzen. Was er besaß, das Amt, erfüllte ihn wohl; mit den feinsten Fasern seines Herzens liebte er es nicht. Warum fand er nicht das Recht seiner Liebe? Half ihm keine Stimme zu diesem Recht? Nun gingen Schritte über den Platz — einer war in dieser Nacht ruhelos wie er; die Schritte hielten drüben an der Stelle, wo die Straße einmündete, und nun hörte der Verlassene Wort für Wort den Gesang — und er sah im Geiste den Wächter stehen, einen fast finster dreinschauenden Mann, in dessen Züge die langen Nächte des Wartens und Wachens, Wind und Regen eingegraben waren. Was er sang, waren Hebels eigene Worte — und doch nicht mehr die seinen, sie waren eingegangen ins Volk und dessen Eigentum; aus dem Volk kamen sie zu ihm zurück, Zuspruch des Volkes, dem er das Wort hatte geben dürfen und das sich dessen bediente, um ihm zu helfen, hier an der Grenze zwischen Oberland und Unterland.

„Und wem scho wider, eh's no tagt,
die schweri Sorg am Herze nagt,
du arme Tropf, dii Schloof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi."

Da faltet er die Hände: „Dein Wille", sagte er leise; und dann kam der Friede auch über ihn.

Er erwachte vor dem Hause, ging leise hinunter und sorgte für den Wagen. Als er an der Gaststube vorüberkam, hörte er den leichten Schritt des Mädchens; die Kellertüre knarrte; sie mochte eben hinuntereilen. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht — ähnlich dem Lächeln vielleicht, das über die Gesichter seiner Spitzbuben ging, wenn sie fühlten, daß ihnen ein Streich gelingen werde; er legte ein Geldstück auf den Tisch und sprang in den Wagen, schneller, als es seine angehende Beleibtheit zuzulassen schien. „Es soll

dich nicht reuen, wenn du heute noch in Karlsruhe bist", rief er zum Schlag hinauf, indem er die Tür zuwarf; die Pferdehufe schlugen Funken beim Anziehen; bald wehte der Regen von den Bergen und verhüllte den Wagen und das Land, und sein Schleier lüftete sich nicht, bis das Gefährt in die nüchternen Straßen der Hauptstadt rollte. Dort erwartete den Reisenden die Nachricht, daß sein Fürst ihn in der Residenz für ein besonderes hohes Amt zu erhalten wünschte. Er empfing sie, indem er seine Pfeife ausklopfte und die Geschenke für die Freunde auspackte mit demselben Lächeln, mit dem er den Gasthof so eilig verlassen hatte.

Zwei Hebelerzählungen

Von Hermann Vortisch

Ein Vorwort zur Einführung

Diese Erzählungen sind mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Eugen Salzer in Heilbronn dem Buch „Vom Peterli zum Prälaten — J. P. Hebels Leben in 12 Geschichten und Gedichten" entnommen, das der Verfasser seiner Vaterstadt Lörrach zum 100. Gedenktag an den Heimgang Hebels (1926) widmete. Das Büchlein entstand in dem alten, sich damals auch noch nach der Landstraße zu in seinem schönen Hanauer Fachwerk zeigenden Doktorhaus, dem jetzigen Alters-Pflegeheim der Korker Anstalten, deren Arzt Hermann Vortisch geworden war, nachdem Krankheit und Krieg es ihm und seiner Frau unmöglich gemacht hatten, auf seine missionsärztliche Station in China zurückzukehren. Als Abkömmling alter Wiesentäler und Basler Bürgergeschlechter — unter seinen Vorfahren begegnen wir den aus der Hebel-Biographie bekannten Namen Singeisen, Herbster und Jselin — war Vortisch von Kindheit an mit Hebel vertraut. Doch kam es ihm gerade in diesen Geschichten nicht auf die historische, sondern auf die poetische Wahrheit an. Vortisch, der eine Reihe wissenschaftlicher Bücher — Schriften medizinischen Inhalts und Berichte über seine Tätigkeit und Erlebnisse als Missionsarzt an der Goldküste und in China — geschrieben hatte, wollte hierüber selbst keinen Zweifel lassen und schrieb daher in der Einführung seines Hebelbuches: „Traum, Phantasie und Wirklichkeit vermengen sich dabei, um zu schildern, wie Peterli zum Prälaten wurde." Wir heben das hier ausdrücklich hervor, weil die Grenze zwischen „Traum, Phantasie und Wirklichkeit" in dem ausgebreiteten Schrifttum über Hebel vielleicht nicht immer scharf genug kenntlich gemacht sein dürfte. W. Osterrieth

1. Die Rätselakademie

Verdrießlich saß der Kirchenrat Hebel an einem Frühlingstage des Jahres 1808 in seiner Stube zu Karlsruhe. Weder der warme Sonnenschein noch das frohe Gezwitscher der Vögelein, das aus dem nahen Garten durchs offene Fenster hineinklang, wollte sein Gemüt erheitern. Der Kaffee schmeckte ihm nicht; denn immer noch waren infolge der Kontinentalsperre Napoleons Kaffee und Zucker gar zu teure Artikel und man behalf sich mit Zichorienbrühe und Rübensaft als Süßmittel dazu.

Da klopft es; der Diener des Großherzogs Karl Friedrich tritt ein und überreicht dem Kirchenrat und Professor einen großen Umschlag. Was steht in dem Schreiben? In Anbetracht dessen, daß Hebel vor anderthalb Jahren die Stelle als Stadtpfarrer in Freiburg ausgeschlagen habe und zur Bezeugung besonderer Gunst und Gnade, aber auch auf Grund seiner wohlbekannten pädagogischen Vorzüge ernenne ihn sein Fürst zum Direktor des Lyzeums, das an Stelle des bisherigen Gymnasiums treten sollte.

Hebels Äuglein leuchteten auf: diese unerwartete Beförderung und Anerkennung taten ihm wohl, vor allem aber freute ihn die Aussicht auf ein höheres Einkommen; denn fast allzu sparsam hatte er bisher sein müssen, um durchzukommen, und eine Frau hätte er kaum auch noch ernähren können. Offen und wahr, wie er immer

gegen andere so gegen sich stand, beschönigte er diese Freude durch keine Einwände. Ja, er dachte gleich daran, daß er jetzt die und jene Schuld, die ihn schon lange drückte, abtragen könne und daß er vorerst bei keinem Juden mehr ein Anleihen zu machen brauche. Jetzt auf einmal schmeckte der sogenannte Kaffee wieder viel besser und nachdem er sich gar noch ein Pfeifchen mit Hanauer Tabak angesteckt hatte, da war's ihm „vögeliwohl" und ausschweifende Gedanken glücklicher Zukunft umgaukelten ihn wie die Wolken aus seiner Pfeife. Kein Wunder, daß ihm für den Inhalt seiner frohen Gedanken ein Reimspiel einfiel, so eine Art Trugrätsel, wie er sie gerne zu verfertigen pflegte. Er schrieb auf einen Zettel:

Holde, die ich meine,
Niedliche und kleine,
Ich liebe dich und ohne dich
Ist mir das Leben fürchterlich.
Und mehr als zwanzig Jahre schon,
Nicht sieben erst wie Jakobs Sohn,
Dien' ich um deiner Minne Lohn.
Auch gönnst du mir,
Ich dank es dir,
Gar manchen wonnigen Genuß.
Und doch bekommst du Überdruß
Und läufst zu meiner tiefen Schmach,
Als feiles Mensch den Juden nach,
Und dennoch, Falsche, aus und ein
Hörst du nicht auf, mir lieb zu sein.

Und mit hebräischen Buchstaben, damit's nicht jedermann lesen könnte, schrieb er die Lösung dazu: Besoldung.

Dies Rätsel sollte noch heute abend in der „Charaden- und Rätselakademie", wie er den Stammtisch und die Gesellschaft des Museums damals nannte, nebst ein paar andern, die ihm seit der letzten Sitzung eingefallen waren, zur allgemeinen Erheiterung dienen und zugleich als Anspielung auf seine Beförderung.

Er brauchte nur um die Ecke zu gehen, um von seinem Hause in Drechslers Kaffeehaus zu gelangen, wo seine Freunde ihn erwarteten. Gleich nach dem Nachtessen machte er sich auf, und da es kaum erst 8 Uhr war, so fand er nur seinen eigenen Hauswirt, Medizinalrat Schweikhard, am Stammtisch.

„Haben Sie schon gehört, daß sich ganz Spanien gegen seinen neuen König erhoben hat und daß man den Papst absetzen will?" rief ihm der in Politik belesene Arzt zu.

„Ach, verderben Sie mir mit Politik meinen Humor nicht", entgegnete Hebel. „Haben Sie übrigens schon gehört, daß der Großherzog geruht, einen hiesigen armen Professor zum Direktor zu ernennen? Spanien und Rom liegen allzuweit ab, als daß sie mich groß interessieren."

2.

Der Tisch füllte sich bald mehr und mehr; launige Reden gingen hin und wider und füllten die Luft mit lauterem Frohsinn wie auch mit dicken Wolken der qualmenden Pfeifen.

Bald wußten es alle, daß Hebel zum Direktor ernannt worden sei und er hatte oft anzustoßen mit seinem Gläslein alten goldgelben Markgräflers, bis alle gratuliert hatten.

„Wissen Sie auch", fragte ihn Medizinalrat Volz, „welches T o r die Buben am meisten fürchten?"

Hebel besann sich und witterte gleich eine Anspielung auf seine neue Würde. Er hatte die Lösung bereits, aber er verriet sie selbst lieber nicht.

Sie meinen doch nicht den Hund des Schuldieners, den Vik-tor, der wie sein Herr alle anschnauzt?"

„Vivat Rek-tor Hebel", klang es nun von allen Seiten und damit war der Glockenschlag gegeben für die Rätselstunde und der Taubenschlag geöffnet für die girrenden und schwirrenden Wortspiele und Neckreden.

„Ich habe Sie, heilende Hand der leidenden Menschheit, auch etwas zu fragen", intonierte nun Hebel, der sich inzwischen auf Revanche besonnen und eingerichtet hatte.

„Unter welchem R a d kommen die meisten Leute um?"

Der Arzt hob drohend, aber lächelnd den Finger und sagte: „Der Medizinalrat ist immer noch über dem Kirchenrat: wir bringen die Leute wenigstens ohne große Mühe, aber bestimmt auf den Gottesacker; ihr aber habt selten Erfolg, einen auf den Acker Gottes zu bringen, daß er grüne und blühe und Frucht bringe."

Lauffer, ein Pastor emeritus, der fürchtete, das Gespräch könne eine etwas frivole Wendung nehmen — denn wenn die Herren lange tran-

ken, kam's wirklich manchmal dazu —, lenkte ab:

„Hebel, Sie haben gewiß große Freude empfunden, als Sie sich zum Direktor berufen hörten. Geben Sie uns ein Rätsel auf, damit wir erraten können, was Ihnen am neuen Posten am meisten zusagt!"

„Ja, so aus dem Ärmel schütteln kann ich weder Reim noch Rätsel", entgegnete der Gefragte. „Aber ich habe mich allerdings für heute abend vorgesehen. Hört also . . ." Und damit las er jene Verse vor, die er daheim aufgesetzt.

Man riet hin und her; Hebel war als Schalk bekannt und seine Rätsel bargen neben Witz oft auch Spott in sich; da wollte man nicht zu viel sagen.

„Es könnte Ihr Liebchen sein, das Sie jetzt als Direktor heiraten können, das Ihnen aber ein reicher Sohn Jakobs abspenstig machte", meinte einer.

„Falsch geraten", rief Hebel. Er mußte sein Liedlein noch mehrmals hersagen. Die Herren rieben sich Stirne und Glatzen und kamen doch nicht dahinter.

„Wollen Sie's beim Barte des Propheten niemanden weiter sagen, auch Ihren Frauen und Töchtern nicht?" fragte Hebel, ernst und feierlich wie ein Oberlandesgerichtsrat, „denn wenn's an die große Glocke kommt, so zieht der Großherzog mir die Berufung und B e s o l d u n g zurück."

„Wir schweigen! Wir sagen nichts", tönte es voll Ungeduld und Wißbegier von allen Seiten.

„Dann schweige ich lieber auch und sage es auch nicht", erwiderte lachend Hebel, „sonst wäre unsere Tafelrunde nicht einstimmig und harmonisch."

Sanitätsdirektor Maler wußte aber einen Ausweg: „Wenn Sie's nicht sagen wollen, so schreiben Sie's uns auf!"

„Ich hab' euch die Lösung vorhin bereits an den Kopf geworfen", entgegnete Hebel. „Aber ihr habt so harte Schädel, daß ihr so was nicht merkt."

Jetzt kam aber doch einigen die nötige Erleuchtung. Stadtpfarrer Gockel gewann den Vorsprung:

„Besoldung ist die Lösung! Nun aber gebieten wir Ihnen, Herr gutbesoldeter Herr Direktor, noch ein paar leichtere Nüsse ohne zu dicke grüne und bittere Schalen uns aufzutischen."

„Mir hat, da ich Direktor bin, niemand mehr etwas zu befehlen", sagte Hebel mit Würde. „Ich dirigiere jetzt! Wenn je zwei von Ihnen ihre Rätsel absolviert haben, so will ich meinetwegen je als Dritter einspringen. Also bitte, meine Herren!"

Hofapotheker Schrickel erhob sich und las von einem Blatte: „Wenn dir's gelingt, die Lacher auf deiner Seite zu haben, hast du gewonnenes Spiel, stehest als Sieger du da! Nenne die Stätte mir nun, wo sonder jeglicher Mühe du die Lacher stets hast bei der Seiten von dir!"

„Das ist kein Kalauer von Kalau, sondern ein Dur-lacher von Karlsruhe", rief prompt Hebel.

Metzger, vormals Präsident der kaiserlichen Behörde, stellenlos, aber stets von bester Laune, gab folgendes zum besten:

„Herr Kirchenrat und Kirchenlicht,
Sag er mir, was die Bibel spricht
Im Alten Testamente! Guck:
Wie heißt das Weib des Habakuk?"

Hebel kannte zufällig eine ähnliche Scherzfrage und antwortete unter allgemeinem Lachen: „Frau Habakuk!

Nun komme ich wieder dran. Was ist das:

Ich helfe Kisten laden
Und mache auch Charaden!"

„Hebel hoch, Hebel hoch!" schrie man ihm zu.

Jetzt zog einer ein Papierlein hervor, der sonst nicht zu den Stammgästen gehörte, sondern nur zufällig in Karlsruhe weilte und als guter alter Freund von Hebel eingeladen worden war, Pfarrer Gottlieb Bernhard Fecht von Kork.

„Darf ich auch was beisteuern?" fragte er. „Es ist ein kleines Rätsel, das der Arzt in Kork einmal dort bei einer Gesellschaft zum besten gab.

Es ist ein Dorf im Badnerland.
Wer Flaschen öffnet, hat's in Hand,
Und wirft er's in die tiefste Flut,
Habt keine Angst: es geht ihm gut;
's schwimmt obenauf! Ihr werdet sehn,
Niemalen wird es untergehn."

Man freute sich des artigen Rätsels und seiner Lösung „Kork" und bat dann Hebel von neuem, mit seinen goldenen Knacknüssen nicht zu kargen.

Hebel hatte es gerne, wenn man ihm einen „Stupf" gab, in kleinen wie in großen Dingen, und langte ein paar Zettel aus der Tasche.

„Also, noch eins", sagte er. „Das errät aber keiner!

's ist größer als ein Elefant,
Hat Flügel wie ein Schwan,
Frißt Fliegen, Mensch und Teufel gar.
Was ist das: saget an."

„Ihr alemannischer Pegasus vielleicht?" riet einer. Der Dichter schüttelte den Kopf: „Ein Schwan mag er sein, ein Elefant aber doch nicht!"

„Wir sind faul", rief man ihm zu. „Wir bezahlen Ihnen einen Schoppen, wenn Sie uns nicht länger zappeln lassen! Wie heißt die Lösung?"

„Ich weiß sie auch nicht", sagte nun Hebel, herzhaft lachend. „Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß keiner das Rätsel errät! Wie sagt schon der weise Shakespeare?

‚Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt.'

Mein nächstes Rätsel ist leicht zu lösen, wenn man über die nötige Säure und Witz verfügt:

Mit zweien fährt der Bürgersmann,
Der Edelmann spannt viere an,
Die Hottentotten lieben
Das reichgeschmückte Sechsgespann.
Nun sagt, wer fährt mit sieben?"

Die Nuß, die Hebel seinen Freunden zwischen die Zähne schob, wollte lange nicht knacken. Endlich ging Herrn Morstadt, der zufällig heute mit einem Mehlsieb etwas zu tun gehabt hatte, ein Licht auf und er rief die Lösung: „Die Siebmacher" mit singender Stimme in den Lärm der Tischgenossen hinein.

3.

Man tribulierte Hebel nicht wenig, noch mehr herauszurücken, als plötzlich die Sturmglocke durch die Nacht dröhnte; die Fenster wurden aufgerissen, vor denen eilende und springende Menschen vorüberhuschten.

„Brennt's? Wo brennt's?"

„In einem Haus am Mühlburger Tor!"

Die ganze Gesellschaft stob auseinander, nicht nur etwa das grandiose Schauspiel eines Brandes in tiefer Nacht anzusehen, sondern auch um etwa helfen zu können. Denn so wenig die meisten unter ihnen etwas von Politik wissen wollten und sich um die großen Weltereignisse, die in Europa geschahen, herzlich wenig kümmerten, so sehr war ihnen das Wohl und Weh ihrer Vaterstadt angelegen und sie gaben gerne alle Gemütlichkeit und Geselligkeit hin, wenn es galt, dem nächsten Nachbarn beizuspringen.

Fast jeder der auseinandergesprengten Tafelrunde trug noch ein oder zwei Rätsel als ungebrochene Nüsse bei sich und hätte sie zum besten gegeben, wenn man sitzen geblieben wäre. Denn wir kennen jene Herren fast alle bei Namen und wissen von vielen, was und wieviel an Reimspielen sie beisteuerten. Von Hebel allein kennen wir über hundert Rätsel, die er in Briefen und im Kalender des Rheinländischen Hausfreundes weitergab und von seinen Stammtischgenossen sind noch zweihundert bekannt.

Hebel sah nicht mehr viel vom Brand. Als er hinkam, hatte bereits die Feuerwehr eingegriffen und die Flammen gelöscht. Es war gegen 11 Uhr, als er daheim anlangte, und er setzte sich noch ein Weilchen an seinen Schreibtisch. Da gewahrte er, daß ihm aus der offenen Dose auf dem Tische ein Biskuit verschleppt worden war; es lag angenagt daneben und als Visitenkarte ein kleiner schwarzer „Mausdruck" dabei. Das gab ihm den Einfall zu einem neuen Neckrätsel:

Ihr schlaft oft kaum,
Und es besucht euch auf dem weichen Flaum
Mein Erstes bald:
Umgaukelt euch in lieblicher Gestalt;
Ein leis Geräusch und ihr erwacht;
Verschwunden ist es, einsam ist die Nacht.
Das Zweite kommt im Druck ans Licht
Und wird verlegt von Jahr zu Jahr.
Vom Ganzen gibt's manch Exemplar.
Ihr meint, ihr habt's? Ein Traumbuch ist es nicht.
Wenn nicht ein Sprichwort lügt,
So soll es in des Krämers Nischen
Sich öfters mit dem Pfeffer mischen
Und manchmal sein auf eines Dichters Tischen.

Nun war's aber mit Rätselmachen und -lösen für heute genug! Es schlug Mitternacht und mit Dank gegen Gott, daß er ihm einen trostreichen Tag geschenkt, und mit der kindlichen Bitte, ihn einen Direktor von Gottesgnaden sein zu lassen in seinem neuen Amt, schlief er, von keinen Träumen und Mäusen gestört, dem kommenden Tage entgegen.

2. Heimweh

Hebel bekam mit der Zeit in Karlsruhe fast übermenschlich viel Arbeit; waren seine Dienstpflichten als Direktor des Lyzeums nicht genug, mußte er auch noch Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission werden? Und hatte er nicht noch die Herausgabe des Kalenders, des „Rheinischen Hausfreundes", aufgehalst bekommen? Wenn aber die Frühlingssonne alles zum Knospen und Blühen brachte, dann plagte ihn noch mehr als alle Schulstunden, Prüfungen, Büroarbeit und Kalendermachen das Heimweh nach seinen Freunden und nach der Schönheit von Wald und Flur in seinem lieben Markgräflerland.

So war's auch im Mai 1812. Mit den Händen auf dem Rücken sehen wir ihn nachdenksam durch den Hardtwald wandeln; seine Augen sehen kaum das frische Grün der Bäume und und die Anemonen und Leberblümchen zwischen dem feuchten Moose; seine Augen sind nach innen gekehrt oder vielmehr weit, weit in die Ferne, nämlich ins Wiesental.

„Es ist höchste Zeit, daß ich in den Pfingstferien hinaufreise," denkt er. „Höchste, allerhöchste Zeit. Wer weiß, was man mir hier noch alles aufbürdet! Und dann ade, Heimat! Dann kann ich mich nicht mehr losmachen und schließlich wird alles Heimweh erdrückt und erstickt; dies verwünschte Welschkornland und diese sandige Hardt! Mein alemannischer Pegasus krepiert noch ganz bei seiner unterländischen Stallfütterung! Seit acht Jahren ist mir kein Oberländerlied mehr eingefallen! Wenn ich nicht zum geistlosesten Hardtbewohner ermatten soll, muß ich wieder einmal den Wind husten hören im Schwarzwald und die Sprünge der Wiese mitmachen und die Geister im Röttlerschloß besuchen, in Lörrach einen Schoppen trinken und in Weil der Jungfer Gustave helfen Baumwolle winden und spinnen!

Ich wollt', ich wär ein Bettler, der wie ein Spatz alle Abend auf einem andern Aste sitzen kann. Ich habe diese Glücklichen schon oft beneidet und gebe ihnen gerne was, wenn sie es aus Grundsatz sind. Es wäre herrlich, so etwas Vagabundisches in das Leben zu mischen; es ist wie der Fluß im Tal: man fühlt doch wieder einmal, daß man der Erde nicht angehört und daß man ein freier Mensch ist."

Pfingsten kam und Hebel war nicht mehr zu halten; am ersten Tag der Ferien stieg er in die Post und reiste rheinaufwärts, Basel zu ins Markgräflerland, wo er sich bei verschiedenen Freunden zum voraus angemeldet hatte.

Er war gespannt, was er alles erleben würde in der alten lieben Heimat und es kostete ihm diesmal keine große Mühe, in Baden-Baden nicht anzukehren und etwa ein Spielchen zu wagen wie vor einem Jahr, wo er einmal viel Geld gewonnen und damit einen Tag lang den splendiden Grafen von Asmannshausen und Kaub gespielt hatte. Diesmal wollte er der Hans Peter von Hausen sein und als solcher wurde er auch wirklich erkannt, wie wir bald sehen werden.

Nicht nur Baden-Baden lockte ihn nicht, das ganze Unter- und Mittelbaden samt Straßburg und Kork war ihm gleichgültig; auf dem Heimweg, wenn noch Zeit war, vielleicht! Die Freunde im Bühlertal, im Erlenbad bei Sasbach, auf der Hub, in Peterstal und Griesbach, in Emmendingen und sogar in Freiburg warteten vergeblich auf seinen Besuch; der Breisgau war immer noch nicht Heimat. Erst in Müllheim, als er an der Post ausstieg, hüpfte ihm das Herz vor Freude und löste sich die Sehnsucht in Erfüllung. Hier wollte er über Nacht bleiben, inkognito wie er meinte! Aber er war früher gar zu oft hier eingekehrt, als daß man ihn nicht sofort erkannt hätte. Der Knecht, der ihm seine Sachen in die Stube trug, hatte kaum sein Gesicht gesehen, als er auch schon, so laut als möglich, in den Hausgang hineinbrüllte: „Der Herr Hebel isch cho!" Wer hätte ihn da nicht bewillkommt und gekannt, sei's von früheren Besuchen her, sei's aus seinem Gedichtbüchlein. Und hing nicht an der Wand im Wirtszimmer eine große Tafel mit seinem Vers: „Z'Müllen an der Post" usw.?

So war es ihm denn unmöglich, allein sich sein Nachtessen schmecken zu lassen und damit sein Schöpplein Markgräflerwein zu trinken. Nicht nur die biederen Wirtsleute setzten sich zu ihm, sondern auch Knecht und Magd und ein guter Teil der Fuhrleute und Reisenden, die gern an den Tisch kamen, wo es so laut und lustig zuging. Und es war noch ganz wie in alter Zeit: behäbige Gastlichkeit, gemütliche Vertraulichkeit, Fremde und Einheimische,

Reiche und Arme. Was uns jetzt die vielen Tageszeitungen berichten, das erfuhr man damals in solchen Gasthäusern an der großen Landstraße, die wie jene bei der Post von Müllheim von Frankfurt nach Basel und weiter nach Italien führte. Auch Gauner, Tag- und andere Diebe waren unter den Gästen und Hebel bekam manches zu hören, was er nachher zu einer Kalendergeschichte machen konnte. An jenem Abend erlebte er sogar eine, die er später noch oft gern erzählte.

Unter den Gästen saß auch ein gutgekleideter Herr, der lebhaft am Gespräche teilnahm. Er brachte die Unterhaltung auf Zauberkunst und Hexerei und behauptete schließlich, einen Frosch zu besitzen, den er so magnetisieren und hypnotisieren könne, daß er die Tagesstunden quakend anzusagen vermöge. Alles staunte und bat ihn, sein Tier vorzuführen. Da holte er aus seinem Zimmer ein Kästlein, eine Art kleinen Käfigs, worinnen ein Laubfrosch residierte.

„Nun, meine Herrschaften," sagte er, „bitte ich um eine Taschenuhr; wir richten sie auf 2 Minuten vor 9 Uhr; ich werde damit vor die Türe gehen und den Frosch hier lassen. Sobald der Zeiger auf 9 steht, werde ich's meinem Fröschlein telepathisch und hypnotisch zu wissen tun und er wird neunmal quaken. Bitte richten Sie alle Ihre Uhren auf 2 Minuten vor neun."

Alle zogen, soviele eben eine Taschenuhr besaßen, ihre Zwiebeln heraus! der Tierpsychologe schaute sie an und erbat sich die eine zum Experiment — es war zufällig eine goldene und gehörte einem reichen Frankfurter Handelsherrn, der sie lachend aushändigte.

Nun große Stille um den Frosch; alle gespannt mit der Uhr in den Händen drum herum. Der Froschbändiger mit der kostbaren Uhr draußen. Als der Frosch quaken sollte, hörte man gerade draußen ein Fuhrwerk abfahren! Aber ein Quaken hörte man nicht.

Als der Frosch zehn Minuten lang stumm blieb, wollte man seinen Herrn hereinholen; spurlos verschwunden in der Dunkelheit der Nacht! — Die Uhr behielt der Gauner und den Frosch behielt der Wirt und stellte ihn von nun an täglich auf einen Wirtstisch, wo ihn die Gäste mit Fliegen und Bier fütterten; an seinem Käfig war ein Zettel angebracht: „Vor Dieben wird gewarnt." Und wenn er noch nicht gestorben ist, der Frosch, so kann man ihn heute noch lebend in der Müllheimer Post sehen, schloß Hebel gewöhnlich seine Geschichte.

2.

Andern Tages, nach einem erquickenden Schlaf in der Heimat Maienluft, die durchs offene Fenster mit Nachtigallensang einströmte, fuhr Hebel weiter nach Hertingen und stieg dort ab. Er betrat zwar das Pfarrhaus nicht, worin er vor bald 30 Jahren Lehrer und Vikar gewesen war, da er sich dem jetzigen Pfarrer nicht vorstellen wollte, aber er schlich ums Haus herum, schaute nach dem Fenster, aus dem er so oft gegen den Blauen und Belchen und gegen Lörrach zu geblickt; er wanderte durch die Dorfstraße, die immer noch denselben Geruch hatte wie dazumal; er fand zum Teil die Misthaufen an der gleichen Stelle in den Bauerngehöften, und er stieg die Rebberge hinan, wo er mit der Pfarrfamilie Schlotterbeck „Trübeli gunne un gherbschtet het".

Von Hertingen wanderte er über Riedlingen nach Kandern; von dort über die Scheideck am alten Kloster Weitenau vorbei nach Wiesleth und bekam eben noch vor Nacht Schopfheim in Sicht, wo er sich bei einem alten Schulkameraden eingeladen hatte. Als er mit diesem nach dem Nachtessen gemütlich zusammensaß, trat alle zwei Minuten ein neuer Bekannter ein, bis die Stube voll war ... Der Gastgeber hatte sie alle eingeladen und mit ihnen verabredet, daß sie einer nach dem andern erscheinen sollten. Es wurde spät, bis man Hebel genügend ausgepreßt, genossen, hochleben lassen und schließlich verabschiedet hatte. Als aber Hebel andern Tags um 10 Uhr, wie er ausgeplaudert hatte, sich auf den Weg nach Hausen machen wollte, da stunden alle diese alten Bekannten schon vor der Türe, sangen ihm sein eigenes Lied „Freude in Ehren" und „Der Morgenstern" vor und begleiteten ihn; das freute ihn wohl, aber beengte ihn auch; denn es war ihm, als ob er zum letzten Mal im Leben seine Heimat sähe und mit jedem „Hürstli" noch sprechen, mit jedem Bächli Zwiesprache halten, jeden Baum grüßen müsse. Hatte er doch diese Nacht geträumt, „'s Eiermaidli" sei zu ihm gekommen und habe ihm befohlen, zwischen zwei Reihen Eiern durchzulaufen, wie es auf

manchen Dörfern am Ostermontag Spiel und Sitte ist unter der Jugend. „Wenn du aber eins vertrittst, so ist's dein letztes!" hatte es gesagt; und richtig hatte er eins kaput getreten. Sollte er bald sterben müssen?

So wäre er denn am liebsten allein gewesen mit seinen Gedanken und kurz vor Fahrnau schickte er denn auch alle zurück, da er im Dorf einen Besuch machen wolle und sie nicht mitnehmen könne.

Als er nämlich in dem gesungenen Liede „Der Morgenstern" den Namen Anne-Meili hörte, da erinnerte er sich, daß diese hübsche Jungfer in Fahrnau als Frau Kraft verheiratet sei und er ihr ein Besüchli machen könnte. Sie war eine Tochter des Ochsenwirts Fluri in Lörrach und war dem Präzeptoratsvikar Hebel als munteres, liebliches Mädchen von zwölf Jahren ans Herz gewachsen, da er oft im Ochsen verkehrte.

Anne-Meili erkannte ihren Freund sofort wieder; wie wenig hatte er sich verändert; immer noch war er meist schlecht rasiert, immer noch hatte er die freundlichen, klugen Augen und immer noch hielt er den Kopf etwas zur Seite geneigt und hatte eine tiefe, wohlklingende Baßstimme. Wie fühlte sie sich durch seinen Besuch geehrt und wieviel liebe alte Erinnerungen an Lörrach tauschten sie aus! Er mußte zum Mittagessen bleiben und ihren Mann kennen lernen.

Endlich um 3 Uhr gelang es ihm, sich loszulösen und die letzte Strecke nach Hausen unter die Füße zu nehmen. Eine halbe Stunde vor dem Dorfe überholte er einen Bauern, der mit dem Karst auf der Schulter heimtrottete. Hebel grüßte; der Mann schaute sich um, guckte ihn scharf an und rief: „Was, du bisch's, der Hans Peter! Gottwilche denn! Wo wottsch ane?" Aber im gleichen Augenblick fiel ihm ein, daß er ja einen Kirchenrat aus der Residenz vor sich habe und stotterte: „Verzeiht mer, daß i du zu Ihne gsait ha! J ha's ganz vergässe gha!"

Doch Hebel schüttelte ihm die Hand: „Mir sinn doch noo die Alte, du un ich! Mach doch kaini Komödie! Du bisch mii guete Schulchamerad, der Schangi, un i bi der Hans Peter! Wie goht's der? Was läbsch un tribsch?" Sie waren längst mitten ins Dorf gelangt und vor Hebels Vaterhaus stehen geblieben, ohne mit Fragen und Antworten fertig zu werden; aber schließlich machte Hebel doch Schluß: „I bi biim Bergwerchdirektor Herbster iglade; zaig mer, wo er jetzt wohnt."

Sein Freund, dem er vor neun Jahren seine alemannischen Gedichte gewidmet hatte und von jeher treu verbunden war, erwartete ihn mit Ungeduld und hatte noch eine große Überraschung: Sander, Hebels lieber und anhänglicher Kollege aus Karlsruhe, ebenfalls Kirchenrat und Professor, war von Herbster in Zell unverhofft aufgegabelt und hergeschleppt worden, damit sie zu dritt einen fröhlichen Abend feiern könnten.

Jetzt waren die drei rechten Brüder beisammen, jeder übersprudelnd von guter Laune und schlechten Witzen. Hebel hatte alle pessimistischen Gedanken und Weltschmerzgefühle, die ihn am Vormittag noch geplagt hatten, verloren und er scherzte selber: „Am traurigsten ist doch das Alleinsein. Zuzweit geht's schon besser durchs Leben und 's ist von Gott weise eingerichtet, daß wir Kirchenräte nicht wie die Kardinäle ledig bleiben müssen. Aber als ich heiraten wollte, konnte ich nicht; und als ich konnte, wollte ich nicht. So bin ich auf gute Freunde angewiesen und da sind mir zwei immer lieber als nur einer!

Und merkwürdig genug ist's mir all diese Tage gegangen; ich wollte allein und inkognito meine Heimat sehen, aber jeder Gockel kräht mich als alten Bekannten an, jeder Hase, der mir begegnet, macht sein Männlein vor mir, jeder Knecht und Bauer redet mich gleich mit Herr Hebel an, alle Buchen und Bächlein kennen mich, auch etliche Wirtshäuser, und sogar der Mann im Mond grüßt mich wie einen seinesgleichen."

„So, so, inkognito wolltest du in deine Heimat einziehen?" sagte nun Herbster. „Da müßtest du erst des Feldbergs Töchterlein rückwärts fließen lassen und all' deine Lieder einstampfen! Dich kennt jeder Spatz auf dem Kirschbaum. Aber nett wär's eigentlich doch, wenn du im eigenen Dorf wie Harun al Raschid unbekannt dich herumtreiben könntest."

„Das machen wir", rief Sander. „Herbster muß uns verkleiden und wir gehen dann doch ins Dorfwirtshaus; 's ist erst ½ 10 Uhr."

Herbster war nicht verlegen, sich und seine Freunde unkenntlich zu machen, war er doch ein

eifriger Sammler nicht nur seltener Steine, sondern auch von Kriegstrophäen und historischen Andenken. Und er hatte in den letzten Kriegsläuften, wo so oft fremde Heere durchmarschiert und einquartiert waren, genug Gelegenheit gefunden, sein Museum anzufüllen; denn seit 1792 tobte eigentlich der europäische Krieg und überflutete auch immer wieder das stille, schöne Wiesental, wie wir es nachlesen können im „Tagebuch meines Urgroßvaters" (von A. Schmitthenner), des Pfarrers Herbst in Steinen. Der war auch ein Freund Hebels wie Herbster gewesen und hat zum Teil mit ihnen all' die schweren Nöte des Krieges erlebt; als Hebel 1796 seine Heimat besuchte, fand er kaum eine Unterkunft vor lauter Kriegsvolk; alle Straßen waren unsicher und um die Festung Hüningen tobten donnernde Schlachten und noch tollere Gerüchte.

Doch jetzt, 1812, war hier im Lande Frieden, aber im Norden Deutschlands war ein endloses Hin und Her, da Napoleon mit Preußen und Österreich und den Truppen des Rheinbundes sich zum Einmarsch nach Rußland rüstete.

Herbster brachte eine Panduren-, eine französische und russische Uniform herbei, Stiefel und Sporen, Husarentschako, Helm und Kosakenmütze und verwandelte sich und seine zwei Freunde in Kriegsgesellen. Falsche Bärte wurden angeheftet, und furchtbar sahen sie aus, als sie mit rasselnden Säbeln durchs Dorf marschierten; die Gäste im Wirtshaus stoben auseinander, als sähen sie Geister. Der Wirt wußte auch nicht, ob er diese neueste Einquartierung der Gegenwart oder der Vergangenheit zuschreiben sollte und ahnte erst, daß es sich um Scherz handle, als einer der drei Gesellen in urchigem Alemannisch eine Flasche alten Markgräfler bestellte; wer aber diese Kriegsknechte waren, brachte er nicht heraus, obwohl Herbster jeden Sonntag seinen Schoppen bei ihm trank; aber sie schienen doch aus der Gegend zu sein, denn der Pandur schimpfte über den Bergwerksdirektor Herbster und der Franzos über den alemannischen Dichter Hebel und der Russe über die nichtsnutzigen Kirchenräte.

„Der Hebel ist ein Windbeutel", sagte der verkleidete Hebel selbst. „Statt sich in die Psalmen zu vertiefen, dichtet er lose Liedlein, und statt ernste Predigten macht er lustige Kalendergeschichten! Und statt sich um seine Buben in der Schule und um seine Schäflein anzunehmen, vagabundiert er im Land herum; auch jetzt soll er wieder einmal auf Reisen sein! Man hätte keinen schlechteren und schlimmeren zum Kirchenrat machen können!"

„Überhaupt die Kirchenräte", schrie der verkappte Kirchenrat Sander, „die sitzen den ganzen Vormittag an ihrem Pult, lesen und rauchen und nachmittags gehen sie ins Kaffee und geben sich Rätsel auf; etwa welches Rad am Kirchenwagen das fünfte sei; und dann sagen sie: Kirchenrat! und lachen dazu!"

„Über den Hebel lasse ich nichts kommen", ereiferte sich der Wirt. „Der stammt von hier und hat sich vom Bauernbüble hinaufgearbeitet. Und der Großherzog schätzt ihn hoch. Und über seine alemannischen Gedichte geht nichts; er ist der erste und größte und beste Dichter von Baden. Alle andern Kirchenräte mögen Faulenzer sein, er nicht!"

„Er hat immer dumme Possen im Kopf", fuhr der angebliche Franzos fort; „ich weiß das von einem Straßburger Herrn. Er ist in- und auswendig kein Pfarrer und kann kaum gut Deutsch sprechen; er redet fast nur Alemannisch und dichtet sogar in dieser Bauernsprache."

„Oho", begehrte der Wirt nun auf. „Alemannisch ist jedenfalls schöner als Französisch und vor allem gemütlicher und deutlicher. Ich will's Ihnen gleich zeigen! Wenn er jetz nitt euer ungwäsche Muul haltet, ihr Chaibe un herglaufni Schüürebürzler, so loß i der Nachtwächter choo un euch uff d'Stroß setze oder in de Durn nach Lörrach abfüehre vom Schandarm! Hänn er verstande?"

Aber die drei Männer schimpften und schwadronierten weiter und ließen keinen guten Faden an Hausen und an allem, was da wohnte und daher stammte, und an Staat und Kirche, bis es dem Wirt doch zu bunt wurde und er insgeheim einen Boten abschickte, den Nachtwächter zu holen, daß er die drei frechen Kerle fortjage. Als der Mann mit Laterne, Horn und einem alten Spieß hereintrat, zückten die wüsten Gesellen wie auf Verabredung ihre Schwerter, drückten sich an dem erschrockenen Wächter vorbei und verdufteten ins Freie; kein Mensch hat sie je wieder gesehen und keine Chronik,

außer dieser hier, meldet ihre Namen und Herkunft.

3.

Andern Tages ließ sich Hebel bis Todtnau führen und stieg, alter Jugenderinnerungen voll, am Wasserfall der Wiese hinauf und übernachtete dann in Schönau. Leider reichte die Zeit nicht mehr, dem lieben guten Belchen einen Besuch zu machen, den er von Lörrach aus so oft bestiegen und auf dessen Altar er mit seinen Freunden Zenoides, Vogt und Bammert so oft Dank- und Lobopfer treuester Freundschaft und fröhlichster Geselligkeit dargebracht hatte; nein, die Zeit reichte knapp, noch vor Abend, wie er fest versprochen hatte, in Weil einzutreffen; war doch heute, am 10. Mai, sein 52. Geburtstag, den er mit seinen Liebsten auf Erden, der Pfarrfamilie in Weil, feiern wollte.

Den weiten Weg von Schönau bis Lörrach, an der Seite des gesprächigen, viel erzählenden und munter schwatzenden Jüngferleins, der Wiese, konnte er in der Postkutsche zurücklegen. Im Ochsen in Lörrach stieg er ab, brachte Anne-Meilis Grüße ihrer Mutter und da es erst 6 Uhr war, wanderte er wie vor 22 Jahren der Wiese entlang, am Wuhr und am Schlipf vorbei, nach dem Dörfchen, das unten am Tüllingerberg liegt und nach dem nahen Basel herüberguckt.

Er wurde erwartet, das wußte er, und zwar mit Sehnsucht!

Hebel traf noch die ganze liebe, traute Gesellschaft: den Pfarrer Günttert und seine Frau „Vögtin", seine treue Gustave, die immer tätige, gescheite und heitere Schwester der Pfarrfrau, und ihre Mutter, die verwitwete Frau Pfarrer Fecht; auch den treuen Knecht „Herrn Stefan", der nächstes Jahr als Rekrut einrücken mußte und bestimmt hoffte, nach Karlsruhe in Hebels Nähe und hilfreiche Hände zu kommen — was wirklich auch geschah! Er traf auch Bello noch, den altersschwachen Spitz, der erst bellte, dann ihn beroch und schließlich vergnüglich mit seinem haarlosen Schwanz wedelte, als er den alten Freund wiedererkannte. Und nach dem Nachtessen, auf Gustavens Botschaft hin, stellte sich der Pfarrer von Rötteln, Hitzig, und der von Tüllingen, Reinhard, ein.

Immer wieder huschte die eine Frage hin und her, die Frage: Weißt du noch, Freund? Wissen Sie noch, Herr Hans-Peter?

O ja, er wußte noch, wie er in den neunziger Jahren fast jeden Abend hierher gewandert war; hat er nicht immer noch einen roten Faden aus Gustavens Nähkorb in seiner Brieftasche? Denn er half ihr — allerdings oft mehr mit dem Mund als mit den Händen — nähen und stricken und spinnen und sogar bügeln; er hielt ihr das Garn zum Aufknäueln. Er hing mit ihr Wäsche auf und sägte ihr Holz für die Küche. Er spielte Brett und Karten mit ihnen, auch „blinde Kuh" und Schneeballenschlachten. Und sie machten in den Ferien Ausflüge nach Kandern, Bürgeln und Liel nach dem Belchen und St. Blasien. Und war je einmal niemand daheim, wenn Hebel ins Pfarrhaus kam, so durfte er in einem für ihn reservierten Stüblein warten; dort hing seine Weiler Freundschaftspfeife und vor dem Fenster war ein Nägelistock, den Gustave für ihn zum Blühen brachte.

Wußte er's noch, wie lieb und schön alles war? Heute erfuhr er's von neuem und ein unstillbares Heimweh scheuchte ihm allen Schlaf von den Augen, als endlich nach Mitternacht die Gesellschaft auseinanderging.

Zwei Tage konnte er bleiben und seinen Freunden erzählen, wie unlösbar er bereits in Karlsruhe angebunden und angewurzelt sei, so daß er sogar bald seine eigenen alemannischen Gedichte nicht mehr verstehe, und wieviel Würden und Bürden er zu tragen habe.

Den Heimweg nahm er über Basel; er besuchte vor allem Frau Major Iselins Grab, ging zum Münster und zu seinem Geburtshaus am Petersplatz und schaute durch den Staketenzaun in den Garten herein, wo einst Major Iselin gewohnt und seine Eltern gedient hatten; jetzt stand ein fremder Name an der Glocke und kein Mensch kannte und grüßte ihn in der lieben Stadt.

Und dann ging's traurig und einsam in der Postkutsche wieder rheinabwärts bis Baden-Baden, wo er zwei Tage blieb, und dann zurück nach Karlsruhe. Es war das letztemal gewesen, daß er die Heimat wiedersah; das Eiermaideli im Traum hatte recht gehabt.

gez. A. Glattacker

An Burte

Bisch der Maister, gisch üs Haltig,
Urchig, alimannisch, frei!
Riich im dütsche Wort — un gwaltig,
Tief ins Bild vergobsch dy Gstaltig,
Echt un wohr in alle drei.

Hubert Baum